

# ZWEI WEGE - EIN ZIEL

Biographischer Roman von Bernhard Aggeler  
Meinen lieben Eltern in grosser Dankbarkeit gewidmet

# Impressum

Erstauflage, 1984, im Eigenverlag, Bernhard Aggeler, 4054 Basel

Digitale Neuauflage, unverändert, 2021, im Eigenverlag, Michael Aggeler, 4102 Binningen

Papierexemplare (solange Vorrat) sowie die digitale Version im epub-Format sind erhältlich unter [weisstannen@gmx.ch](mailto:weisstannen@gmx.ch)

Alle Rechte vorbehalten ©

## Inhaltsverzeichnis

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| Impressum.....               | 2   |
| Vorwort zur Neuauflage ..... | 5   |
| Gespräch mit dem Leser.....  | 7   |
| Kapitel 1.....               | 10  |
| Kapitel 2.....               | 12  |
| Kapitel 3.....               | 23  |
| Kapitel 4.....               | 29  |
| Kapitel 5.....               | 31  |
| Kapitel 6.....               | 37  |
| Kapitel 7.....               | 41  |
| Kapitel 8.....               | 55  |
| Kapitel 9.....               | 66  |
| Kapitel 10.....              | 72  |
| Kapitel 11.....              | 79  |
| Kapitel 12.....              | 81  |
| Kapitel 13.....              | 88  |
| Kapitel 14.....              | 95  |
| Kapitel 15.....              | 98  |
| Kapitel 16.....              | 102 |
| Kapitel 17.....              | 109 |
| Kapitel 18.....              | 113 |
| Kapitel 19.....              | 117 |
| Kapitel 20.....              | 124 |
| Kapitel 21.....              | 128 |
| Kapitel 22.....              | 135 |
| Kapitel 23.....              | 143 |
| Kapitel 24.....              | 151 |
| Kapitel 25.....              | 158 |
| Kapitel 26.....              | 161 |
| Kapitel 27.....              | 173 |
| Kapitel 28.....              | 192 |
| Kapitel 29.....              | 202 |
| Kapitel 30.....              | 205 |

|  |     |
|--|-----|
| Kapitel 31.....  | 207 |
| Kapitel 31.....  | 210 |
| Kapitel 32.....  | 214 |
| Kapitel 33.....  | 223 |
| Kapitel 34.....  | 227 |
| Kapitel 35.....  | 235 |
| Kapitel 36.....  | 239 |
| Kapitel 37.....  | 252 |
| Kapitel 38.....  | 254 |
| Kapitel 39.....  | 259 |
| Kapitel 40.....  | 263 |
| Erstes Nachwort des Autors.....  | 264 |
| Zweites Nachwort des Autors.....                                       | 265 |
| Drittes Nachwort des Autors,<br>wenige Monate vor der Drucklegung..... | 266 |

# Vorwort zur Neuauflage

Als das vorliegende Buch meines Onkels Ende 1984 erschien (ich war gerade 15 Jahre alt) war der Protagonist des Buches, der Vater des Autors, mein Grossvater, bereits seit beinahe 30 Jahren verstorben. Das Buch erschien zum 100. Geburtstag von Joseph *Louis* Aggeler, auf dessen Biographie dieser Roman aufbaut. Das Lesen des Buches war für mich ein Nachhausekommen, eine intensive Begegnung mit meinem so vermissten Grossvater.

Louis Aggeler wurde 1885 auf der Mittelrüti am Ringgenberg ob Weisstannen im Kanton St.Gallen geboren. Sein Weg führte ihn über Mailand nach Ludwigsburg (D), wo er seine Frau Amalie *Maria* Lampart kennenlernte und mit ihr nach Basel zog. Ihnen wurden vier Kinder geschenkt. Ab 1928 bis zu seinem Tod 1955 arbeitete er in der Verwaltung der Katholischen Kirche Basel. Auf dem Familiengrab in Basel steht "Ave Crux Spes Unica" und über dem Bild der Kirche von Weisstannen "Dilexit Ecclesiam". Welch Bekenntnis zu physischer und geistiger Heimat!

Der Autor Bernhard Aggeler - ältester Sohn - lebte zeitlebens in Basel. Er arbeitete bei Sulzer-Burckhardt im Gundeliquartier und fuhr immer mit dem Velo zur Arbeit. Seine Liebe galt, wie im Buch unschwer zu erkennen ist, dem Glauben, der Familie und der Kirchenmusik. Im Marienchor sang er jahrelang zu Gottes Lob und Preis.

Aus Anlass des 100. Geburtstags des Autors am 16. Mai 2021 wird dieses Buch nun unverändert neu aufgelegt. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern Einblicke in eine vergangene Zeit und - so meine Hoffnung - etwas zum Mitnehmen ins eigene Leben.

Im Vertrauen auf Gott dem Allmächtigen und in Dankbarkeit gegenüber Bernhard Aggeler und seinen Eltern, meinen Grosseltern.

Ubi caritas et amor Deus ibi est.

Binningen, an Allerheiligen 2020

Michael Aggeler

"ZWEI WEGE – EIN ZIEL"

## Gespräch mit dem Leser

"Solange die Eltern leben,  
sind wir noch Kinder,  
die den Tod nicht ernst nehmen.  
Doch wenn sie sterben, ist es gleichsam,  
als ob eine Wand, die uns vom Tode trennte,  
weggerissen würde."

Ch. Tschopp

Es gibt Worte der Weisheit, wenn wir sie gehört oder gelesen, bleiben sie uns in der Seele haften, wir können sie sogar lieb gewinnen. Weisheit, tiefer Sinn ist es, was uns daran gefällt.

Wieder ist Feierabend geworden. Im Geschäft habe ich eben mein Pult aufgeräumt und mache mich für den Heimweg bereit. Wie jeden Tag zu dieser Stunde, so reisse ich auch heute am Wandkalender noch den Zettel ab, den Spruch darauf zu lesen. Ich lese und lese nocheinmal. Länger als sonst bleibe ich diesmal am Fenster stehen, schaue ergriffen und sinnend hinaus in die Ferne, und wieder auf das kleine Stückchen Papier. Die oben zitierten Worte Tschopp's sind es, die mir solch grossen Eindruck machen. Und seither jedesmal, wenn ich sie wiederlese, wird mir gar sonderbar zumut. Ich kann es nicht fassen, dass auch ich einmal Abschied nehmen soll von meinen Eltern, wenn jener kommen wird, dem alle folgen müssen - der Schnitter Tod - um sie mit sich zu nehmen, zu unbekannter Stunde, in eine andere Welt.

Abschied nehmen soll ich dann von Dir, Du meine liebste Mutter, die Du mir so viel Gutes getan. Nie wird es mir mög-

lich sein, Dir all dies zu vergelten. Doch eines kann ich: Dich *lieben* Mutter, Dich lieben ewiglich!

Abschied nehmen auch von Dir, treubesorgter, herzensguter Vater, der Du mir stets ein leuchtend Beispiel warst und es auch immer bleiben wirst.

Trennung von Euch, von Liebstem! Ach, wie schmerzt allein schon der Gedanke. Doch welchen Trost und welche Kraft verspürt mein junges Herz in jenem festen Glauben, den Ihr mir mitgegeben, im Glauben an ein ewiges Leben und an ein Wiedersehen! Er gibt uns Halt und Mut. Ist's damit aber schon getan? Oh nein, wer seiner Eltern Mühen sieht und ist ein dankbares Kind, den lässt ein tiefer Wunsch nicht ruhen und drängt Tag für Tag:

der Wunsch, zu danken" Dies umsomehr, da man ja weiss, wie schnell die Jahre doch zerrinnen, wie sie eilen. Und jeder Tag, der unbenützt vergeht, er kommt nimmer wieder!

Und war's für unsere Eltern erst noch Frühling oder Sommer, rückt schon der Herbst heran und bald der Winter. Wenn man dann sieht, wie mehr und mehr ihr Haar ergraut, wie ihre Kräfte schwinden, und wenn der Mutter Herz längst nicht mehr regelmässig schlägt - das edle Herz, das alle Mühen, alle Sorgen willig auf sich nimmt, das immer wieder opfert, verzichtet und entbehrt, aus Liebe, ja, aus Mutterliebe - da regen sich mit grosser Macht in einem Sohne, einer Tochter Kräfte, und von neuem denkt man wieder an den Schwur, den man als Kind sich schwor in aller Heimlichkeit, tief drinnen im Herzen, also: "Wenn ich dann einmal gross bin, wenn ich einmal verdienen kann, dann sollen es die Eltern besser haben, dann sollen sie sich Ruhe gönnen können!"

Oh frommer, schöner Kinderwunsch, wie selten doch wirst du erfüllt!

Enttäuscht ist man nun heute, da man sieht, wie hart und rauh die Wirklichkeit geworden. Angesichts des eigenen Unvermögens, jene Jugendträume zu erfüllen, muss man die bitteren Wermutstropfen trinken, die uns nun einmal im Kelch des Lebens dargeboten werden.

Enttäuschungen aber sind meist Ausgangspunkte neuer Pläne. So hatte auch ich mich einst gefragt, ob ich denn wirklich nur mit Geld den Eltern in besonderer Weise für ihre Mühen danken kann. Es gibt doch Höheres, Wertvolleres zu schenken. Daran hat man ja früher nicht gedacht, weil man noch Kind war. Als ich mich dann entschloss, ein Buch zu schreiben - den Eltern aus Dankbarkeit gewidmet - da war ich mir der neuen, grossen Schwierigkeiten wohl bewusst, die bald auch diesem Plan den Weg zur Wirklichkeit verstellen würden, doch immer mehr hat mich das Herz dazu gedrängt, auf diese Art zu danken, gedrängt zu schreiben von so vielem, dessen es ja übervoll war. Und so konnte ich nicht anders, ich musste der Stimme des Herzens gehorchen. Liebe war es, nur Liebe, die fortan meine Feder führte.

Willst Du nun, verehrter Leser, mit mir auf eine Wanderung gehen? Nicht auf irgend eine unbestimmte und phantastische, nein, auf die Wanderung durch das Leben eines Menschen, der dem Schreiber wohlbekannt ist. Habe Dank für Deine Begleitung!

Basel, an Allerseelen 1954

Bernhard Aggeler

# Kapitel 1

Wie sie geheimnisvoll rauschen und brausen, die Wässerlein und die reissenden Bäche, dort droben in der Einsamkeit der Berge!

Vor meinem Auge liegt in einem zauberhaft schönen Tale ein liebliches Dörfchen. Seine niedrigen, fast ganz aus Holz gebauten Häuser bergen ein aufgewecktes Völklein, das in harter Arbeit sein Brot verdient. Ueber die Dächer hinaus ragt weithin sichtbar ein Kirchlein mit seinem zum Himmel weisenden Turm.

Was könnte es uns erzählen, dieses Kirchlein, wenn es zu reden die Möglichkeit hätte!...Von so mancher Freude, von Opfermut und vielem Leid, von jungen Menschen, die sich am Altare Treue schworen, vom armen Mütterlein und von der Witwe Tränen. Und wie möchte es seinem Besucher eindringlicher Mahner sein, Wegweiser zum Guten. Es schweigt.– Die aber, die Ohren haben zu hören, verstehen auch seine stumme Sprache!

Ich sehe rings um das Dorf an Hängen und Halden da ein Gütlein, dort einen Stall, dann wieder Bäume, Wiesen und Wald. Von schneebedeckten Bergen stürzen schäumende Bäche über Felsen zu Tal und ringen sich vereint durch eine Schlucht, hinunter zudem grossen Strom. So rauschet es denn immerfort da oben.

Ja, dieses Rauschen, auch Josef liebt es, und so gern lässt er das Fenster seiner Kammer offen, wenn er sich schlafen legt, um noch zu lauschen, bis er schläft.

Ein schlichtes Bauernhaus mit einem Schindeldach, einsam gelegen an einem Bergeshang, ist Josefs Elternhaus, die "Haldenrüti". In einiger Entfernung weiter oben liegt ein anderes Gut, die "Felsenmatt", und schräg hinunter, umgeben von ein paar Bäumen, der "Untergaden". Ganz in der Nähe braust auch hier ein wilder Bach voll Uebermut in einem tie-

fen Bett zu Tal. In dem kleinen Wald, der ihn umgibt, halten sich die schlauen Füchse auf und lauern auf die Hennen. Fast jeden Winter rollt von hoher Alp eine gewaltige Lawine in dieses Tobel hinab und füllt das Bachbett aus. Die stürmischen Wasser aber bahnen sich ihren Weg unter den Schneemassen hindurch, bis dann im Frühling wieder warme Sonnenstrahlen die schwere Last von ihrem Rücken nehmen.

## Kapitel 2

Dichter Nebel lag im Tal. Die Gebirgsgipfel aber strahlten im Licht einer milden Spätherbstsonne. Helles Kuhglockenge-läute verklärte das Stimmungsbild in dieser lieblichen Berg-welt.

Lindenbach im Lauital ist ein kleiner Ort voll Reiz, voller Anmut und Romantik. Weniger zwar für seine Bewohner, für welche diese Schönheit der Natur zur alltäglichen Selbst-verständlichkeit geworden ist, als vielmehr für die Gäste aus der Stadt, die dort Ruhe und Erholung suchen. Für sie ist Lindenbach ein Ort des Friedens und beseligender Schön-heit– ein kleines Paradies.

Im Hotel "Alpengarten" öffnete eine hübsche Blondine die Fensterläden ihres Schlafgemachs. Verträumt blickte sie in den taufrischen Morgen hinaus, während ihr Mann noch friedlich schlief. Margrit war eine Dame aus der Stadt. Doch sie kam nicht nach Lindenbach, um etwa hier ihre Ferien zu verbringen, denn sie hasste die Einsamkeit. Sie vermisste die Vergnügungsstätten, ohne die ihr das Leben langweilig erschien. Nur zwei, drei Tage sollte sie da oben verbleiben; das könnte vielleicht noch erträglich sein, dachte die junge Frau Direktor. Es wohnte in Lindenbach ein Jugendfreund ihres Mannes, welchem Hans schon längst einen Besuch verspro-chen hatte. Hans kannte die Schwächen seiner Frau. Den-noch wusste er sie diesmal zum Mitkommen zu überreden. Der gemeinsame Besuch lag ihm am Herzen. Wie wird Al-bert, der sie nun sicher mit Spannung erwartete, staunen! sagte er sich schmunzelnd. Die beiden Jugendfreunde sassen vor Jahren auf der gleichen Schulbank. Inzwischen ist Hans Besitzer eines ansehnlichen Geschäfts, Albert aber Lehrer einer Schar froher Bergbauernkinder geworden.

"Margrit, bist du schon auf?" fragte eben Hans mit noch schläfriger Stimme seine Frau, als sie gerade im Morgenrock an der Toilettenkommode vor dem Spiegel stand.

"Jawohl, guten Morgen, Hans. Du hältst es aber heute lange aus im Bett!"

Ach weisst, ich habe wieder einmal so gut geschlafen; du etwa nicht?"

Oh doch, aber ein Hund hat mich mit seinem Bellen aufgeweckt, sonst wäre ich sicher noch nicht wach."

Meistens war es Hans, der Margrit sachte aus dem Morgenschlaf weckte. Diese beschäftigte sich heute schon eifrig mit Puderdose und Lippenstift, als er sich gemächlich aus dem warmen Federbett erhob und der Eitlen nun etwas schalkhaft den Ratschlag gab:

"Du Margrit, wenn ich dich wäre, würde ich mich während dieser drei Tage nicht pudern und schminken, die Leute und Schulkinder hier oben sind das nicht gewohnt und könnten nur darüber lächeln, meinst du nicht auch?"

"Nein, Hans, im Gegenteil", erwiderte Margrit beleidigt, "sie werden mich bestimmt bewundern, du wirst es sehen. Glaubst du etwa, ich komme daher wie eine Frau vom Land?!"

"Oh Eitelkeit der Eitelkeiten!" dachte Hans im Stillen. Gerne hätte er nun weiterdiskutiert, doch nein, es war bis heute sein Prinzip, bei Meinungsverschiedenheiten auf jeden Fall Margrit recht zugeben, um dadurch einem Streit im vornherein aus dem Wege zu gehen.

"Dann mache halt wie du es für gut findest ", gab er ihr zur Antwort.

Hans legte immer grossen Wert darauf, die Wünsche seiner Auserwählten, so gut er konnte zu erfüllen. Er glaubte sich so auf dem besten und sichersten Weg zu seinem Glück, das

er so lange schon ersehnte. Und was ist denn natürlicher im Leben eines jungen Menschen, als dieser Traum vom Glück! Der Wege aber, die man betritt, um dahin zu gelangen, sind es gar mannigfache. Ein jeder ist ja seines eigenen Glückes Schmied – so war es immer.

Frau Direktor machte wirklich einiges Aufsehen, als sie um die neunte Morgenstunde, angetan mit einem kostbaren Pelzmantel, aufs sorgfältigste frisiert und gepflegt, am Arme ihres Gatten durch das Dorf dem Schulhause zuschritt. Dort hatte inzwischen Lehrer Albert mit seinen Schulklassen die letzten Vorbereitungen für den erwarteten Besuch seines Freundes getroffen. Knaben und Mädchen waren so gut als möglich herausgeputzt und im Schulzimmer herrschte peinliche Ordnung. Auch Blumen fehlten nicht, die hatte Marianne mitgebracht; sie sollte ja zur Feier des Tages ein Gedicht vortragen, weil sie es am besten konnte. Auf diese Ehre war sie stolz, die grossgewachsene Vierzehnjährige. – In der dritten Reihe sass Regine. Sie schien heute erkältet zu sein, wenigstens räusperte sie sich, dass man dies hätte vermuten sollen. Wohl nur deshalb, weil sie bald ein Lied vorsingen musste, die sonst so stramme Sängerin vom Kirchenchor.

Regine war ein bildhübsches, kluges Mädchen von 13 Jahren. Als besonderer Schmuck zierten sie ihr zu langen Zöpfen geflochtenes, braunes Haar, noch mehr aber ihre lebhaften, dunkeln und schönen Augen. Wenn ein Jüngling sie necken wollte, war sie stets die Ueberlegene; keinem blieb sie eine Antwort schuldig. Ihr selbstbewusstes Wesen gefiel zwar dem Lehrer, doch wurde sie gerade deswegen von mancher Kameradin beneidet. Trotzdem sie reiche Eltern hatte, war sie nicht etwa eingebildet oder stolz. Gerne teilte sie ihr Vesperbrot mit einer armen Freundin, die keines hatte.

–

Es war für die Bauernbuben und Mädchen ein feierlicher Moment, als die fremden Gäste aus der Stadt, vom Lehrer

herzlich begrüsst, die Schulstube betreten. Mit begreiflicher Bewunderung wurden Hans und Marguerite beobachtet. Einige Schüler konnten ein spöttisches Lächeln ob der rotbemalten Dame nicht verbergen, und es war in den ersten Minuten für Albert nicht leicht, die volle Aufmerksamkeit seiner Zöglinge auf sich zu lenken.

Heute gestaltete er den Unterricht einmal anders als sonst; abwechslungsweise wollte er aus jedem Fach etwas durchführen.

"Nun soll uns Marianne ihr Gedicht vortragen. Geh' nach vorn und zeige, dass du gute Gedichte liebst!" ermunterte jetzt der Lehrer diese sehr talentierte Schülerin. Marianne hatte schon eine Weile starkes "Lampenfieber"; doch mutig trug sie nun Schillers "Hoffnung" vor:

"Es reden und träumen die Menschen viel  
von bessern künftigen Tagen,  
nach einem glücklichen, goldenen Ziel  
sieht man sie rennen und jagen.  
Die Welt wird alt und wird wieder jung,  
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,  
sie umflattert den fröhlichen Knaben,  
den Jüngling locket ihr Zauberschein,  
sie wird mit dem Greis nicht begraben;  
denn beschliesst er im Grabe den müden Lauf,  
noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,  
erzeugt im Gehirne des Toren,  
im Herzen kündet es laut sich an:  
Zu was Besserem sind wir geboren.  
Und was die innere Stimme spricht,  
das täuscht die hoffende Seele nicht."

Hans lauschte in Ergriffenheit. Erinnerungen aus seiner Knabenzeit wurden in ihm wach, aus der Zeit, da er selber noch auf der Schulbank sass. Auch Margrit hatte ihre Freude an dem Gedicht, doch interessierten sie mehr die vielen Buben und Mädchen, die da vor ihr in den Bänken sassen. –

Eben stellte der Lehrer ein paar Fragen aus dem Religionsunterricht.

"Ich habe euch letzte Woche gesagt, ihr sollt daheim irgend ein Gleichnis aus der Heiligen Schrift so studieren, dass ihr es heute frei erzählen könnt. Wer will nun beginnen?"

Keine Hand hob sich; der Lehrer wartete geduldig. Nach einer Weile meldete sich ein blonder Knabe mit blauen Augen; es war der Haldenrüti-Josef.

"Das Gleichnis vom Sämann", sagte er.

"Sehr gut", lobte der Lehrer. "Bei welchem Evangelisten hast du es nachgelesen, Josef?"

"Bei Markus, im 4. Kapitel", sagte Josef.

"Gut, so nehmt jetzt gerade einmal alle das Neue Testament zur Hand und schlaget dieses Gleichnis auf. Dann soll es Josef zuerst einmal langsam vorlesen, und zwar laut und deutlich".

Josef begann mit seiner glockenhellen Knabenstimme zu lesen:

"Gleichnis vom Sämann.

Wiederum lehrte Er am See. Eine sehr grosse Volksmenge strömte bei Ihm zusammen. Deshalb stieg Er in ein Boot und setzte sich darin auf dem See nieder, während das ganze Volk am Ufer auf dem Lande stand. Er lehrte sie viel in Gleichnissen und sprach in seinem Vortrag zu ihnen:

Merket auf! Ein Sämann ging aus zu säen. Beim Säen fiel einiges auf den Weg, und die Vögel des Himmels kamen und pickten es auf. Anderes fiel auf steinigen Grund, wo es nicht

viel Erde hatte. Es schoss schnell auf, weil es nicht tief in der Erde lag. Als aber die Sonne heraufstieg, wurde es versengt, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrte es. Wieder anderes fiel unter die Dornen. Die Dornen wuchsen mit auf und erstickten es, sodass es keine Frucht brachte. Anderes endlich fiel auf gutes Erdreich, ging auf, wuchs und brachte Frucht, dreissig-, sechzig-, ja hundertfach."

Er schloss mit den Worten:

"Wer Ohren hat, der höre!"

Nun fragte der Lehrer den Knaben, ob er den Sinn dieses Gleichnisses verstanden habe. Josef, der seine Aufgabe an den vorangegangenen Abenden unter Mithilfe des Vaters gut einstudiert hatte, bejahte Alberts Frage und fing – vom Lehrer dazu aufgefordert – gleich an, die ohne grosse Mühe auswendiggelernten Sätze vorzutragen:

"Der gesäte Same bedeutet das Wort Gottes. Die Menschen auf dem Wege, auf den das Wort gesät wurde, sind die, welche das Wort zwar öfters hören, doch haben sie dafür kein Verständnis und auch keinen guten Willen, es zu verstehen; so raubt ihnen der Satan den Samen, der in ihr Herz gesät worden war. Jene auf steinigem Grund sind die, die das Wort mit Begeisterung und gutem Willen aufnehmen, doch wenn sie Hindernissen begegnen, versagen sie. Wenn eine Prüfung über sie kommt, fangen sie an, mit dem Herrgott zu hadern. Sollten sie gar wegen ihres Glaubens verfolgt werden, so schämen sie sich des Gotteswortes, verleugnen und vergessen es, sodass es verdorrt. Ja, diese Feiglinge denken dann auch nicht mehr an die Mahnung des Herrn:

"Wer immer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel."

Hans wurde durch des Buben überzeugte Worte tief beeindruckt. Gehörte nicht auch er irgendwie zu diesen Versagern und Feiglingen? musste er sich beschämt fragen. Jawohl er, der früher ein sicher ebenso frommer Bub war wie dieser hier; er, der eine so gute Mutter hatte, die ihn einst beten lehrte, die ihm die Leidensgeschichte des Heilandes so eindrücklich vor Augen führen konnte; und wie sehr nahm er sich damals diese Worte zu Herzen! Mit welcher Andacht hatte er der Mutter zugehört, als sie ihn auf seine erste heilige Beicht und Kommunion vorbereitete. Und wie stand es heute mit ihm? Nur mehr selten sah man ihn in einem Gotteshaus. Damals, als er Margrit kennengelernt, wuchs seine Gier nach Geld, nach Ehre und nach Macht, und langsam betrat er einen Weg, mehr und mehr abseits von jenem Wege, den ihm die Mutter einst gezeigt. Um der Karriere und weltlicher Genüsse willen löste er sich vom Glauben seiner Jugend, der auch ihm zum Hindernis geworden war. Er anerkannte zwar einen über den Menschen waltenden Herrn, um die Kirche aber kümmerte er sich nicht mehr.

So musste ihn jetzt erschauern, als er dem eifrigen Jüngling zugehört und sah, welche Schönheit der Seele sich widerspiegelte in diesen Augen, in einer Erhabenheit des Ausdrucks, gleichsam als lebendiges Zeugnis einer höheren Welt. Sein Gewissen klagte und weckte in ihm Gefühle der Reue. Das Verlangen aber nach Lust und Bequemlichkeit war stärker. Hans bedauerte schon hie und da seine Fehler, doch ernsthaft zu kämpfen war er bisher nie gewillt; zu sehr hing er an dieser Welt.

So soll es denn noch unruhig sein, dein wundes Herz, bis es einst wieder ruht in deinem Gott! –

"Die unter den Dornen sind alle jene" – beendete Josef seinen Vortrag – "die das Wort zwar hören, aber die weltlichen Sorgen, der trügerische Reichtum und sonstige Gelüste schleichen sich ein und ersticken das Wort, so dass es ohne Frucht

bleibt. Jene aber auf gutem Erdreich sind die, die das Wort hören, es in sich aufnehmen und Frucht bringen: dreissig-, ja hundertfach." —

Lehrer Albert verstand es gut, die ihm anvertrauten Kinder unter Zuhilfenahme der Heiligen Schrift zu erziehen. Mit Weitblick bemühte er sich, in ihnen ein für ihr späteres Leben starkes und dauerhaftes Fundament zu legen, und ein rein materielles Denken zu verhindern.

Wären alle Erzieher, wie er, sich ihrer grossen Verantwortung bewusst gewesen, so hätte vielleicht nicht einige Jahrzehnte später ein bedeutender Schweizer unter anderem die folgenden Worte der Anklage niederschreiben müssen:

"Die allgemeine Kulturkrise hat ihren Anfang in einer Krise der Familie genommen. Wirtschaftliche Gedanken und Rücksichten beherrschen die Haltung in allen Fragen, die sich der heranwachsenden Jugend stellen: Auswahl der Schulbildung, Berufsentscheidung, Ehe, Politik – überall geht es im Familienrat um die materiellen Aspekte in erster Linie, um die Fragen der sozialen Position, der wirtschaftlichen Sicherheit, des finanziellen und gesellschaftlichen Avancements, die Aussichten auf Pension und Karriere. Das Nützlichkeits- und Sicherheitsstreben der Familie droht alles zu verschlingen. Denn von klein auf wächst das Kind in dieser Atmosphäre auf. Kann es da verwundern, dass es lernt, alles und jedes unter diesem einen Gesichtspunkt zu werten?

"Wer heute solches redet, läuft Gefahr, von vielen missverstanden und vielleicht sogar als rückständig und unsozial bezeichnet zu werden. Der Tieferblickende aber erkennt in diesen Worten Wahrheit. Sicher ist den sozialen Problemen grösste Beachtung zu schenken, aber diese Sorge um das Wohl auf Erden darf jene andere, die um das Heil der Seele, nicht verdrängen. Es gilt heute, in unserem materialistischen Zeitalter erst recht das Herrenwort:

"Seid nicht ängstlich besorgt für euer Leben, was ihr essen und was ihr trinken sollt, noch für euern Leib, was ihr anziehen sollt. Ist denn das Leben nicht mehr als die Nahrung und der Leib nicht mehr als die Kleidung?"

...Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch, hinzugegeben werden."

Noch mancherlei wurde an diesem Vormittag in der Schule behandelt. Die Buben und Mädchen bekamen genügend Gelegenheit, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in den verschiedenen Fächern unter Beweis zustellen und ihre Intelligenz leuchten zu lassen. Zur Auflockerung des Unterrichts wurden zwischenhinein gemeinsam frohe Lieder gesungen.

Als Hans und Marguerite in des Lehrers hübscher Wohnung beim Mittagessen sassen, sprach man auch von jenem blonden Knaben, dem Haldenrüti-Josef. Wie der Lehrer Josefs Familie schilderte, begann sich besonders die Frau seines Freundes für diese Leute zu interessieren und schlug Hans vor, der Haldenrüti einen Besuch abzustatten. Sie hoffte hierbei im Geheimen auf eine in dieser Bergeinsamkeit ganz erwünschte Abwechslung. Hans war gerne mit dem Vorschlag einverstanden, und sie sahen dafür den Samstagabend vor.

"Nun, Hans, jetzt musst du aber ausführlich erzählen, wie du deine Margrit kennengelernt und wie du dir deine berufliche Position in der Stadt geschaffen hast" sagte Albert zu seinem ehemaligen Schulkameraden.

Sehr gerne tue ich das, unter der Voraussetzung, dass auch du mir aus deinem Alltagsleben erzählst und vor allem auch, dass du mir begründest, warum du immer noch ledig bist."

Bei diesen Worten wurde Albert etwas verlegen, doch überwand er gleich den peinlichen Moment und sagte lächelnd:

"Kommt jetzt zuerst einmal und schaut euch meine Bücher an!"

Mit sichtlichem Stolz blieb er an den Bücherregalen stehen und erklärte, welche schöne Werke er sich im Laufe der Zeit angeschafft habe. Gute Bücher waren seine besten Freunde. Er legte den Inhalt einzelner Werke so ausführlich dar, dass die Zeit im Flug heranrückte, wo er wieder Schule halten musste. So verabredete er sich auf den Abend und versprach, dem Haldenrüti-Josef das geplante Vorhaben mitzuteilen, er möge seine Eltern davon in Kenntnis setzen und berichten, ob ihnen ein solcher Besuch angenehm sei.

Im Nachmittagsunterricht dankte Albert seinen tapfern Schülern und Schülerinnen und lobte ihr gutes Betragen vom Vormittag.

"Besondere Freude hatten die Gäste an unserem Josef", sprach der Lehrer, "ferner auch an Regine und Marianne. Sie sollen weiterhin so eifrig bleiben."

In der hintersten Bank sass Johann, ein mageres Bürschchen mit funkelnden Augen. Ihm gefiel das Lob nicht, das Josef einstecken konnte; das kam daher:

Johann, der erst 13 Jahre zählte, hatte es schon ein wenig auf die Mädchen abgesehen. Besonders Regine, die gleichalt war wie er, imponierte ihm. Dieses schöne und edle Mädchen mit den prächtigen Zöpfen erwiderte jedoch Johanns Schwärmerie in keiner Weise. In ihrer Seele blühte die zarte Blume einer mädchenhaften Zuneigung zu dem stillen und braven Josef.

Auch Josef bevorzugte Regine offensichtlich; erfreute sich insbesondere ob ihrer herrlichen Stimme, die er am Sonntag in der Kirche aus allen herauszuhören glaubte.

Als nun im letzten Herbst die Schulklassen einen Ausflug in die Beerenlese unternommen hatten, wobei es, wie immer auf solchen Exkursionen, recht lustig zuzuging, ereignete sich folgendes: Wie Buben und Mädchen sich überall zerstreut an den Beerenstauden zu schaffen machten, bemerkte Regine

bald, dass Johann ständig darauf bedacht war, in ihrer Nähe zu sein. Sicher musste er die Absicht haben, mit ihr unter vier Augen ein wenig zu plaudern, dachte sie. Das war aber nicht gut möglich, denn Regine sorgte dafür, dass immer mindestens eine Freundin bei ihr war.

Eben rief der Lehrer seine Schülerschar zusammen. Es war beim Beerenlesen üblich, dass man von Zeit zu Zeit – damit der vom vielen Bücken müde Rücken sich etwas erholen konnte – eine Pause einschaltete, während welcher irgend ein Spiel veranstaltet wurde, sei es nun Blindekuh, Verstecken, oder ein Ballspiel. Zur Abwechslung durfte aber auch ein Schüler oder eine Schülerin aus einem Buch ein kurzweiliges Geschichtlein vorlesen. Durch Handaufhalten wurde jeweils abgestimmt, wer diese Aufgabe übernehmen musste.

So waren jetzt wieder alle beisammen. Nach einigen Minuten fröhlichen Spiels war eine Vorlesung fällig. Es wurden einige Vorschläge gemacht, wer die Lesung halten sollte. Marianne wurde sofort genannt, dann Josef und noch zwei drei andere. Einige Knaben schlugen den Johann vor, denn dieser war nicht etwa ein schlechter Schüler. Da hörte man aber sogleich ein paar Mädchenstimmen rufen:

"Nein, den Johann wollen wir nicht."

Johann schämte sich. Und fast schien es ihm, als sei Regines Stimme auch unter denen gewesen, die ihn abgelehnt hatten. Jetzt kam der wichtige Moment. Aus der Wahl ging Josef hervor, und zum nicht geringen Erstaunen Johanns war Regine bei jenen, die Josef wählten. Das war eine doppelt schwere Enttäuschung. Begreiflich, dass Johann von da an auf Josef eifersüchtig war. Die Regine aber, die wollte er sich dann schon noch erobern.

## Kapitel 3

Während der zwei Nachmittags-Stündlein in der Schule schaute Lehrer Albert mehrmals auf die Uhr. Der Morgen war voller Leben gewesen, jetzt spürte man den Alltag wieder. So war's ihm denn gar nicht recht ums Schulehalten. Er gab den Klassen schriftliche Aufgaben und als es endlich vom Kirchturm 4 Uhr schlug, drückte er dem Josef noch schnell ein kleines Brieflein für seine Eltern in die Hand, das den geplanten Besuch betraf, dann verliess er das Schulhaus und ging eiligst seiner Wohnung zu. Im Garten vor dem Haus erblickte er seine Mutter, die eben daran war, Wintersalat zu setzen. Er ging zu ihr hinüber und bat sie, sich auszu-ruhen, er werde gleich selbst hinter diese Arbeit gehen. Wie sie sich erhob, bemerkte Albert in ihrem Antlitz eine Blässe; für einen Moment stützte sich die Mutter auf Alberts Schul-ter.

"Ist dir nicht gut, Mutter, du wirst so bleich?" fragte er sie.

"Ach, beim Aufstehen ist mir gerade einwenig schwindlig geworden. Komm, wir gehen in die Küche, dann will ich dir etwas zu essen richten", antwortete sie gelassen. Albert führ-te seine Mutter ins Haus, doch ihr Gang schien ihm unsicher zu sein, und sie blieb auch so blass wie vorher. Er setzte sie aufs Kanapee, das in der Küche stand, und ging selbst daran, den Tisch zu decken und Tee zu sieden. Was sollte er nun heute abend tun, er hatte doch abgemacht, ihn mit Hans und Margrit zu verbringen. Unter solchen Umständen war er aber zu fröhlicher Unterhaltung nicht mehr gestimmt; auch konnte er heute die herzkrankte Mutter nicht allein zu Hause lassen, es war ihm angst um sie. Sollte er die Gäste zu sich einladen? Nein, er musste absagen, der Mutter zulieb!

Nachdem diese etwas Tee getrunken hatte, kam wieder ein leichtes Rot in ihre Wangen, doch Albert bat sie, trotzdem

keine Arbeit mehr zu verrichten, sondern dies ihm zu überlassen.

"Nein, warum denn auch, mir fehlt doch nichts", meinte sie.

"Du willst dir auch gar keine Ruhe gönnen", erklärte Albert mit unzufriedener Miene, "nun denn, wir wollen sehen". Dann besorgte er das Salatbeet im Garten.

Am Abend nach dem Nachtessen sah die Mutter wieder ganz gut aus.

"Geh' ruhig zu Hans und sage ihm, er solle mit seiner Frau zu uns herüberkommen, so können wir es uns hier gemütlich machen", meinte sie.

"Gut, das will ich tun. Wenn du dann zu müde wirst, lässt du uns einfach allein und legst dich schlafen!" entgegnete Albert und verliess die Wohnung.

Bei Hans wurde er recht herzlich empfangen, doch Margrit konnte sich nur mit Widerwillen entschliessen, diesen Abend in einer, stillen Stube zu verbringen. Natürlich durfte sie aus Höflichkeit nicht ablehnen; Albert jedoch las aus ihren Gesichtszügen deutlich genug, dass sie von der Einladung nicht sehr begeistert war.

Das bemerkte auch Hans, den dieses Verhalten seiner Frau in Verlegenheit brachte. Bald aber sassen sie dennoch beisammen, im Stüblein bei Alberts Mutter und unterhielten sich miteinander über die vergangenen Jahre.

Auf Alberts Rat hin verabschiedete sich seine Mutter nach einiger Zeit, um sich zur Ruhe zu legen.

Im Verlaufe des Abends kam Albert auch auf den Dorfpfarrer zu reden. Damit aber lenkte er das Gespräch mit Absicht auf religiöses Gebiet. Es interessierte ihn, wie Hans darauf reagiere, ob er in dessen Glaubensgesinnung vielleicht eine Veränderung gegenüber früher feststellen könne. Albert hatte sich schon am Mittag hierüber seine Gedanken gemacht.

Bei der gemeinsamen Verrichtung des Tischgebets schien ihm nämlich, als habe sich Hans sehr Mühe geben müssen, eine Erregung zu verbergen. Was sollte das wohl bedeuten?

Das demütige Gebet der Mutter Alberts hatte diesen Abtrünnigen beunruhigt; Gedanken an seine eigene liebe und fromme Mutter erschütterten für kurze Zeit sein Innerstes. Doch eben nur für kurze Zeit!

Ja, warte nur, Verblendeter! Noch siehst du die Blumen nicht, die einst auf deiner Mutter Grab blühen und deine Reue tränen trinken werden.

"Ich muss dir bei dieser Gelegenheit einmal etwas gestehen, Albert. Du wirst staunen und darob vielleicht sogar erschrecken", sagte Hans zu Beginn der Diskussion um den Pfarrer zu seinem alten Freund. "Du hast keine Ahnung davon, weil ich dich bisher mit Absicht darüber nicht orientierte. Wenn wir uns schon so selten schrieben, so wollte ich in diesen wenigen Briefen nicht noch von Dingen schreiben, die dich ganz sicher verstimmt hätten, abgesehen davon, dass man sich über ein solch heikles Thema besser mündlich ausspricht. Nimm mir's jetzt nicht übel, wenn ich offen rede!"

"Fange nur gleich an, ich bin gespannt!" sagte Albert, indem er die Stirn runzelte und Hans mit grossen, fragenden Augen anstarrte.

"Denke dir, Albert, ich gehe seit einigen Jahren nicht mehr in die Kirche."

"Was sagst du?" unterbrach ihn Albert. –

"Ja schau, ich will es dir erklären, aber du darfst dich nicht aufregen."

"Also bitte, sprich dich aus!"

"Weisst du, Albert, wenn ich mein heutiges Leben betrachte und mir denke, ich müsste noch immer wie früher an all die Vorschriften und Gebote denken: du darfst nicht... du sollst

nicht... ich käme mir wahrhaftig vor wie einer, der ständig mit Ketten gefesselt in der Welt herumläuft., So aber bin ich frei und unabhängig, kann tun und lassen, was ich will, und habe Freude am Leben! Was soll ich mich denn darum kümmern, was die Kirche sagt. Ich bin doch alt genug und weiss, was ich zu tun und was ich zu lassen habe."

"Wie ist das möglich, Hans?" fragte Albert mit sehr besorgtem Blick.

"Wenn du es auch nicht begreifen kannst, es ist nun einmal so!"

Ein paar Sekunden schauten sich die alten Freunde schweigend in die Augen.

"Du bist mir ein Rätsel, Hans. Noch sehe ich dich vor mir, wie du als frommer Jüngling am Altare ministriertest!"

"Warum soll man denn fromm sein, Albert, sag mir doch wozu?"

"Hans, mach mich jetzt nicht böse. Wie kannst du so reden! Wie war dir früher unser Glaube heilig! Jetzt meinst du frei zu sein und merkst es nicht, dass du ein Sklave deiner Leidenschaft geworden bist. Du solltest doch noch wissen, dass einer Tag und Nacht umhergeht, wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlingen kann. Hast also auch du dich ihm ergeben? Das hätte ich dir nie zugetraut!"

"Ach, du bist doch immer noch der Gleiche, mit deinen – verzeihe mir den Ausdruck – etwas kindlichen Ideen von Hölle und vom Teufel. Der Herrgott weiss wohl selber nicht, wo diese Hölle ist", antwortete Hans spöttisch lächelnd.

"Ja, das können sie, die Herren Theologen", unterbrach ihn Margrit, "den Leuten Angst machen, damit sie umso leichter zu ihrem Gelde kommen; merken Sie denn das noch nicht? Schauen Sie nur einmal hin nach Rom! Dieser Reichtum, dieser Luxus! Und der Papst, der versteht's, recht gut und angenehm zu leben!"

Rede und Gegenrede folgten aufeinander. Einer hatte gegen zwei zu "kämpfen", wobei Albert durch zeitweise kluge Zurückhaltung dafür sorgen musste, dass sich aus der ruhigen Diskussion kein heftiges Wortgefecht entwickelte.

"Ich bin froh, dass meine Mutter schon schläft", sagte er zu seinen Gästen, "dieses Gespräch hätte ihrem Herzen nicht gut getan. Ganz besonders geschmerzt hätte sie euer leichtfertiges Reden von Gott, und dass ihr euch über sehr ernste Dinge lustig gemacht habt. Denke daran, Hans, es lässt der Herrgott seiner nicht ungestraft spotten! So manches Beispiel könnte dies beweisen. Weisst du nichts von jenem Spötter, der an einem Feldkreuz den einen Arm des Heilands abgeschlagen und der dann noch am gleichen Tag in der Fabrik mit einem Arm in die Transmission geriet und ihn verlor? Oder hast du noch nie von jenem seltsamen Fall gehört, der in einer Klinik passierte?"

"Von welchem Fall?" wollte Hans wissen." Eine Frau erwartete ihr erstes Kind. An der Wand über ihrem Bett hing ein Kruzifix. Sie wünschte, man solle es entfernen, es störe sie. Als die Krankenschwester sagte, sie müsse zuerst mit der Schwester Oberin reden, ob man das tun könne, da ärgerte sie sich. In der Nacht gebar sie ihr Kind und am Morgen beklagte sie sich darüber, dass das Kruzifix immer noch an der Wand hänge. Sie wünsche nicht, dass ihr Kind als erstes diesen Juden da ansehen müsse. Man konnte nicht anders und entfernte das Kreuz. Aber welches furchtbare Gottesgericht folgte: Nach einiger Zeit musste sich die unglückliche Frau vom Arzt sagen lassen, ihr Kind sei völlig blind."

Albert machte die Gäste noch besonders darauf aufmerksam, dass der Herrgott es auch nicht immer zulässt, wenn man die Hirten seiner Herde schmäht. Er erinnerte an verschiedene weltliche Herrscher, die glaubten, den Papst mit Erfolg bekämpfen zu können und die dann auf ganz merkwürdige Weise dafür bestraft wurden. So zum Beispiel Napoleon I.,

der anno 1809 Papst Pius VII. aus Rom verbannte und dann in Fontainebleau, am gleichen Ort, wo er den Papst gefangen gehalten hatte, 1814 zur Abdankung gezwungen und ein Jahr später nach St.Helena verbracht wurde, wo er als Verbannter starb."

"Du machst einem ja direkt Angst mit deinen düsteren Geschichten, Albert", liess sich Hans vernehmen, und er fügte bei: "Auf jeden Fall tut es uns aufrichtig leid, wenn wir dich gekränkt haben. Sei uns deswegen bitte nicht böse! Nun aber ist es Zeit, dass wir nach Hause gehen. Sage uns noch, wie es mit dem Besuch beim Haldenrüti-Josef steht."

"Ah, richtig; ich habe bis morgen Antwort von Josef, dann werde ich dich sofort verständigen."

Albert begleitete Hans und Margrit zum Hotel, wo sie sich verabschiedeten.

Nach Hause zurückgekehrt, trat er leise ans Bett seiner Mutter und stellte fest, dass sie ruhig schlief. Ja, wie verschieden ist doch der Geist seiner guten, frommen Mutter von jenem der Besucher, überlegte Albert. Hier Geist der Demut und des Glaubens, dort Geist des Stolzes, Weltgeist, fern von Gott.

Mitternacht war längst vorbei, als Albert sein Dankgebet verrichtete.

## Kapitel 4

In der Haldenrüti aber brannte immer noch ein Licht. Mutter Barbara stand an der Wiege ihres Töneli, der heute nacht nicht schweigen wollte. Sie wiegte ihn hin und her, vergeblich.

Oben in der Kammer war auch Josef durch den Lärm erwacht, wie schon oft, wenn Töni "seine Stimme übte". Josef hatte in der Regel keinen tiefen Schlaf. – Nach etwa einer Viertelstunde war Töni noch nicht ruhig. Beinahe alle Geschwister Josefs wurden inzwischen wach, doch was blieb ihnen da übrig, als sich auf die andere Seite zulegen und zu warten bis sie wieder einschliefen. Josef aber konnte meist nicht mehr so schnell den Schlaf finden, wenn er geweckt worden war. So auch heute nicht. Er sah jetzt im Geiste seine Mutter unten in der Kammer mit dem Töni auf den Armen umhergehen. Sie, die doch Ruhe so nötig hätte, dachte er. Da stand er auf und ging rasch hinunter in die Schlafkammer der Eltern. Sein Vater war ja fort, sonst hätte er sich nicht hierher getraut, zu dieser späten Stunde.

Vater Robert musste beim Untergaden-Thomas im Stall behilflich sein, weil dort ein Kälblein geboren werden sollte. Wo es etwas zu helfen gab, war er gerne dabei. Deshalb erfreute er sich auch überall grosser Beliebtheit. Das Völklein von Lindenbach hatte ihn sogar zum Schul- und Kirchenrat gewählt.

Meist beruhigte sonst er seine Jüngsten, wenn sie schrien. Er wollte nicht, dass Mutter Barbara ihre Nachtruhe zu oft unterbreche. Nicht jedes der Kleinen aber liess sich durch Vater Robert gleich besänftigen; er musste oft lange genug im Zimmer hin und her spazieren und alles mögliche probieren, bis sie endlich schwiegen. Wenn der kleine Töni hingegen auf Vaters Armen sass, dann fing er gleich an, in dessen lan-

gem, starkem Bart zu zupfen und sich dabei zu amüsieren, bis er vor Müdigkeit die Aeuglein schloss.

Eben kam nun Josef barfuss und im Nachthemd zur Türe herein.

"Was willst denn du hier? Mach dass du sofort ins Bett hinauf gehst, du könntest dich ja erkälten!"

"Ich kann nicht schlafen, wenn Töni immer so schreit. Er hört ja gar nicht auf, was fehlt ihm denn heute?"

"Ach, was wird ihm fehlen, der Vater natürlich, mich kann er halt nicht im Bart zupfen. Geh' jetzt nur hinauf, Josef, und versuche einzuschlafen."

Josef gehorchte, ging und legte sich ins Bett. Doch Töni schrie immer weiter. Da stand Josef wieder auf, schlüpfte diesmal in die Hosen, zog Strümpfe und Pantoffeln an und ging neuerdings hinunter. Vielleicht kann ich den Kleinen zur Ruhe bringen, dachte er.

"Jetzt kommst du schon wieder, kannst du denn nicht gehorchen?" sagte die erzürnte Mutter.

"Gib mir einmal den Töni auf den Arm", meinte Josef mit ein wenig wichtiger Miene, "es nimmt mich doch wunder, ob der Schreihals nicht schlafen kann."

Josef nahm den Kleinen aus der Wiege, setzte ihn auf seinen Arm und schaute ihn an. Der Töni blickte dem älteren Bruder fragend in die Augen und – schwieg. Josef wartete noch einige Minuten und legte ihn dann wieder in sein Bettlein. Die Mutter staunte und sagte kein Wort. Und siehe da, es ward ruhig in der Haldenrüti. Stolz darauf, dass er dies fertig gebracht, zog sich Josef in die Kammer zurück, und alsbald schlief auch Mutter Barbara.

## Kapitel 5

Es war gegen 5 Uhr morgens, als Hans drunten im Hotel erwachte. Er musste sich zuerst besinnen, wo er war; dann rieb er sich die Augen und schaute angestrengt auf die leuchtenden Ziffern seiner Uhr. Gleich stand er auf, doch sachte, sachte, dass Margrit nicht erwachte. Leise tastete er sich im Dunkeln zum Fenster, was ihm aber nicht gelang, ohne an einem Stuhlbein zu seinem Aerger die Zehen anzuschlagen. Zum Glück hatte Margrit weder etwas vom Zusammenstoss, noch von der anschliessenden "Verfluchung" des Stuhls gehört.

Schon drang ein wenig Licht ins Zimmer. Behutsam öffnete Hans das Fenster und den Laden, der ein wenig knarrte. Tief atmete er die herrlich reine Bergluft ein. Auf den Höhen fing es an zu tagen. Irgendwo krächte ein Hahn und im Stall drüben war der Knecht bereits bei seinen Kühen. Das Morgenrauen in den Bergen war für Hans ein köstliches Erlebnis. Er freute sich, dass das Wetter gut zu werden schien, denn er wollte heute mit Margrit einen Ausflug machen, zwar nicht weit, nur zur nächsten Alp. So zog er sich an, stieg die Treppen hinunter und begab sich in den Garten, betrachtete flüchtig die im frischen Nass des Morgennebels glänzenden Gemüsebeete, Beeren- und Blumenstauden, und machte dann anschliessend dem Knecht im benachbarten Stalle ein Besuchlein.

Der Christeheiri war noch eifrig beim Melken, als sich Hans mit freundlichem Morgengruss erkundigte, welches der ungefährlichste Weg auf eine nahegelegene Alp sei. Christeheiri gab ihm mit Freuden die nötigen Erklärungen.

"Gefällt Ihnen dieses Leben als Stallknecht gut?" begann nun Hans ein kleines Gespräch.

"Oh ja, warum denn nicht? Wissen Sie, zum Glücklichsein braucht man nicht viel."

"Da haben Sie recht, ich bin ganz Ihrer Meinung", entgegnete ihm Hans.

"Schon meine Eltern verstanden es, mit dem Wenigen, das sie hatten, glücklich zu sein", fuhr der Knecht fort, "es waren einfache und bescheidene Bauersleute mit viel Gottvertrauen."

Hans war über das kluge Reden dieses Knechts erstaunt.

"Wollen Sie auch einmal solch eine glückliche Familie gründen?" fragte Hans.

"Oh ja! Sobald als möglich. Erst muss ich mir aber noch genügend Geld ersparen. Einen kleinen Hof mein Eigen nennen zu können, das ist schon längst mein Wunsch. Das Gütlein der Eltern betreut mein älterer Bruder; es liegt nur eine Stunde weit von hier entfernt", antwortete der Knecht schmunzelnd.

Mit ihrem "Muh" mischten sich öfters auch die Vierbeiner ins Gespräch, hin und wieder so energisch, dass sich Hans und Christeheiri fast nicht mehr verstanden.

"Wie lange sind Sie schon hier angestellt?"

"Drei Jahre."

"Möchten Sie immer hier oben bleiben in Lindenbach, oder gedenken Sie, später einmal fortzuziehen?"

"Ich möchte mir, wenn irgend möglich, hier ein Heim aufbauen. Wissen Sie, dieses Dorf ist mir ans Herz gewachsen!"

Die Unterhaltung der Beiden wurde so vertraut, dass unser Christeheiri mit dem fremden, ihm sehr sympathischen Herrn sogar vom Allerliebsten redete, von seinem Aenneli. Ja ja, das Aenneli, das war sein Sonnenschein.

Um 6 Uhr, als das Kirchturmglöcklein zum "Angelus" erklang, schwieg der Knecht und hielt mit der Arbeit inne. In dieser Minute dachte Hans an seine Margrit.

"Ich bin gleich wieder da", sagte er halblaut zum Christeheiri und eilte davon. Schnell ging er auf sein Zimmer – Margrit schlief noch immer – nahm aus der Briefftasche ein Stück Papier, schrieb ein paar Worte darauf und wickelte es um ein Fünffrankenstück. Und schon stand er wieder im Stall.

"Meine Frau schläft immer noch, das soll ihr gut tun", sagte er zum Knecht. Da hörte er Schritte. Er schaute in der Richtung, woher sie kamen und sah den Haldenrüti-Josef vorübergehen.

"Kennen Sie den Jungen dort?" fragte Hans.

"Jawohl", erwiderte der Knecht, "das ist der Haldenrüti-Josef, der geht jetzt in die Messe; ein sehr geweckter, frommer Bub, den man im ganzen Dorfe liebt. Sogar die Mädchen haben es schon auf ihn abgesehen. Sie denken wohl, der werde sicher einmal ein gescheiter, tüchtiger Mann, vielleicht ein Lehrer oder Doktor. Und wissen Sie, studierte Herren gelten auf dem Lande alles! Und von den eifersüchtigen und ehrgeizigen Jüngferlein möchte wohl fast ein jedes einmal die Ausgewählte eines "Gstudierten" werden. Doch gottseidank, es gibt auch noch andersgesinnte Mädchen. Mein Aenneli zum Beispiel, das liebt den Stallknecht Christeheiri" – der Knecht deutete jetzt mit Stolz auf sich – "und es ist ein hübsches Mägdlein, und noch gescheit dazu!"

Hans lächelte, er mochte dem Knecht die Freude gönnen.

"Und überhaupt, wenn einer auch studiert hat, so heisst das noch lange nicht, dass er dann auch ein guter Mensch ist", meinte Christeheiri sehr selbstbewusst.

"Sie haben ganz recht! Wie manche Mädchen schätzen sich schon glücklich und sehen den Himmel voller Geigen, wenn sie nur mit einem Studierenden Bekanntschaft haben, und sie schauen dann lange nicht so kritisch in dessen Seele, wie sie dies bei einem andern Burschen tun würden", fügte Hans kopfnickend hinzu.

"Ob zwei sich wirklich lieben, sich treu sein können und Charakter haben, das ist in meinen Augen wichtig", fuhr der Knecht fort. Hans musste ihm auch hierin Recht geben, nicht ohne daran zu denken, dass er nun so wichtigtuend Mädchen wegen ihrer äusserlichen Einstellung kritisierte, während er selbst ja seinerzeit auch viel mehr auf äussere Vorzüge als auf Herzensbildung und Charakter geschaut hatte.

So plauderten sie noch von diesem und von jenem, bis Hans der vorgerückten Zeit wegen die Unterhaltung mit dem gesprächigen Knecht abbrechen musste. Freundlich drückte er jetzt diesem die Hand zum Abschied, steckte ihm noch schnell das eingewickelte Geldstück zu und verschwand, bevor Heiri dafür danken konnte.

Das kommt nicht alle Tage vor, dachte der Beschenkte, der mit grossen Augen den Zettel anschaute, auf dem geschrieben stand: "Wenig, aber von Herzen, als kleiner Dank für Ihre angenehme Unterhaltung. Auf Wiedersehen ein andermal, und recht viel Glück!" —

Inzwischen aber war Margrit erwacht. Als sie bemerkte, dass das Bett ihres Mannes leer war, erhob sie sich und entdeckte dabei auf dem Nachttischchen einige Notizen von Hans:

"Liebe Margrit! Wenn Du erwachst und feststellen wirst, dass ich ausgeflogen bin, so sei mir bitte nicht böse. Um 5 Uhr stand ich auf, da ich nicht mehr schlafen konnte, und Dich schon so früh wecken wollte ich nicht! Bin drunten im Garten oder drüben im Stall, lang musst Du nicht warten, auf keinen Fall! Dein Hans."

Wie so oft schon, war Margrit auch heute beim Erwachen nicht in rosiger Stimmung. Die Zeilen von Hans vermochten daran nichts zu ändern. Im Gegenteil. Während sich die Uebelgelaunte ihrer Toilette widmete, überschüttete sie den

abwesenden Mann mit diversen, nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken.

Als Hans nun eintrat, spürte er sogleich, dass Margrit nicht gut zu sprechen war. Trotzdem begrüßte er sie recht liebevoll. Sein Gruss wurde aber von ihr nicht erwidert.

"Was ist mit dir los, ich habe dir doch geschrieben, du dürfst mir nicht böse sein?" fragte er sie jetzt.

"Das ist ja wirklich nett von dir, der Frau davonzulaufen, und dann noch in den Ferien!" gab sie schnippisch zur Antwort, worauf Hans überlegen meinte:

"Ist das so schlimm, einmal ein bisschen allein zu sein?"

"Ja, wenn *ich* das getan hätte", entgegnete sie giftig, "ich hätte sehen wollen, ob du etwa so ohne weiteres darüber hinweggegangen wärest!"

"Ach Margrit, sei doch jetzt deswegen nicht beleidigt, freue dich viel lieber auf den schönen Tag. Wir gehen miteinander auf die Lindenalp, das gibt einen herrlichen Ausflug. Es hat doch keinen Sinn, sich wegen Kleinigkeiten zu streiten, findest du nicht auch?" versuchte Hans die Missmutige zu beschwichtigen.

"Ich mag heute nicht fort", widersprach sie, "es ist mir nämlich nicht gut."

"Ach so! Nun, in diesem Fall bleiben wir natürlich zu Hause. Wenn es dir dann am Abend wieder wohl ist, besuchen wir die Haldenrüti, wie abgemacht. Doch vielleicht geht's dir schon nach dem Frühstück wieder besser!" sagte Hans in mitleidvollem Tone.

Dass es Margrit nicht gut war, das stimmte zwar nicht; die Beleidigte hatte eben, um trotzen zu können, nach einer Ausrede suchen müssen. Dessen war sich auch Hans ganz bewusst; doch da er wie gewohnt jedem Streit aus dem Wege

gehen wollte, tat er dergleichen, als ob er ihre Klage ernst nähme.

Es ging aber nicht lange, da sah Margrit doch ein, dass ihr launisches Gebahren sinnlos war, denn sie zog es natürlich entschieden vor, mit Hans einen schönen Ausflug zu machen, als den ganzen Tag Trübsal zu blasen.

Nach dem Frühstück heiterte sich denn auch ihre Miene auf, und sie gab sich Mühe, trotz des kleinen Zwischenfalls, wieder fröhlich und lustig zu sein. Hans aber freute sich insgeheim über seinen errungenen Sieg.

Beide unternahmen jetzt den geplanten Bummel, hinaus in die herrliche Bergwelt. Ein Herz und eine Seele waren sie wieder und hatten Freude am Leben.

## Kapitel 6

In der Nähe der Haldenrüti ist ein Aelpli. Da standen seinerzeit viele Erlen. Jeden Sommer waren einige Italiener hierhergereist, um zu köhlern. Sie kamen aus der Lombardei. Ihre Familien liessen sie in der Heimat zurück. Vor Winteranfang verliessen sie die Arbeitsstätte in den Schweizerbergen und kehrten mit dem bescheidenen Erlös ihrer Arbeit wieder heim zu Frau und Kind, um dann im andern Frühsommer das wenig einträgliche Geschäft von neuem zu beginnen.

Josef ging hie und da in das Aelpli hinüber und suchte Kurzweil bei den Leuten aus dem fremden Land, so auch am heutigen freien Samstagnachmittag. Es war einer bei den Köhlern, der kannte die deutsche Sprache gut, während die übrigen nur einige Brocken deutsch verstanden. Mit diesem unterhielt sich Josef gerne. Der Köhler erzählte dem für alles interessierten Josef mit Freuden manches aus seinem Leben, von seinen Reisen und Erlebnissen.

Mit grösster Aufmerksamkeit lauschte Josef heute wieder den Worten des Italieners, da er ihm von einer Romreise erzählte: "Ich habe einen Bruder, der wohnt in einem Dorfe, nahe bei Rom. Als er seinerzeit heiratete, wollte ich natürlich auch dabei sein. Lange vorher hatte ich gespart, damit mir eine Reise in die Ewige Stadt möglich werde. Damals war ich noch ledig, und wir wohnten im Armenquartier von Mailand. Unser Vater war Schuhmacher. Arbeit hatte er zwar genug, doch reichte der Verdienst nicht immer so weit, dass wir ohne grössere Sorgen hätten leben können. Gut, dass es unsere Mutter verstand, mit dem Geld haushälterisch und sparsam umzugehen. Wir waren 8 Geschwister; ein Bruder ist sogar Priester geworden! Den Aeltesten aber – das war eben der, welcher jetzt nahe bei Rom wohnt – zog es frühzeitig in die Ferne. Er lebte zuerst einige Jahre als Knecht auf

einem Bauernhof und kaufte sich dann von seinem Erspar- ten ein kleines Gütlein, und als er heiratete, da wollte wie gesagt auch ich dabei sein. Ich war von jeher sehr reiselustig, und von der grossen Stadt Rom, wo der Papst wohnt, und die grösste Kirche der Welt steht, war mir schon viel erzählt worden; ich hatte deshalb immer den tiefen Wunsch, diese Stadt einmal sehen zu dürfen."

"Diesen Wunsch habe auch ich schon lange", unterbrach ihn Josef, "der Vater hat uns auch schon oft vom Papst erzählt, er sagte auch, dass es immer viele Leute gäbe, die ihn besuch- ten."

"Jawohl, das stimmt", bestätigte der Köhler. "Nun aber Josef, was meinst du, was ich tat, um mir das Geld für die Romrei- se zu ersparen?" Josef überlegte. -

"Vielleicht haben Sie in der Stadt Mailand neue Kunden für die Schuhmacherei gesucht", meinte er, "und Ihr Vater hat Ihnen dafür eine schöne Belohnung gegeben, und er hat dann sicher gerne hin und wieder später Feierabend ge- macht als sonst."

"Nein, das nicht", erklärte jener, "denn es wäre gar nicht möglich gewesen, weil mein Vater jeden Tag Arbeit genug hatte, und länger als bis 8 Uhr abends wollte er nicht arbei- ten, er musste doch auf die andern Hausbewohner Rücksicht nehmen, denen begreiflicherweise das Klopfen und Häm- mern schon tagsüber nicht sehr willkommen war. Nein, das ging nicht."

"Nun, wie kam ich denn zum Geld für meine Romreise? Ich sparte es mir selber zusammen, indem ich nach Feierabend Zeitungen verkaufte, drei Monate lang bei jedem Wetter! Wieviele Male rief ich den Vorübergehenden zu: Corriere della Sera, Tribuna, Osservatore Romano, Avanti ... Dann aber kam der langersehnte Tag, wo ich mit den Eltern abreis- te. Was ich nun in Rom erlebte, ist mir unvergesslich."

Josef ward nicht müde zuzuhören. Der junge Köhler erzählte viele Einzelheiten: von der Hochzeit seines Bruders, von der grossen Audienz beim Papst und vom Gottesdienst im Petersdom.

"Und als der Papst erschien, im weissen Kleid, und mit bleicher Hand die Menge immer wieder segnete, und alle jubelten, da packte auch mich die Begeisterung, und mit Stolz stimmte ich in den Ruf der Menge ein: "Evviva il Papa!" Weisst du, Josef, so etwas muss man schon selber erlebt haben, sonst begreift man das nicht recht."

"Oh doch, das begreife ich sehr gut, ich glaube, dass es mir bestimmt genau gleich erginge."

"Ja, das kann ich dir sagen, Josef, wenn ich an jene Stunden denke, da lebe ich jedesmal von neuem mit, und wie klein kommen mir doch all die Mühen und Sorgen vor, die ich vor der Reise hatte, um das Geld zu sparen. Für all die Abende, da ich um wenige Centesimi draussen, in den Strassen Mailands stand, war ich nun tausendfach belohnt."

Josef bewunderte diesen begeisterten Südländer. Nachdenklich schaute er in das flackernde Feuer, über welchem ein Kessel mit siedendem Wasser hing. Da kam ihm plötzlich seine Mutter in den Sinn, der er am heutigen Samstag hätte bei der Hausarbeit helfen sollen. Nach kurzer Entschuldigung und einem freundlichen "Arrivederci!" ging er davon und überquerte eiligen Schrittes das tiefe Tobel. - Er ahnte nicht, dass er einmal in späteren Jahren Mailand in ganz besonderer Weise kennenlernen würde.

Als er nicht mehr weit vom elterlichen Hause war, rannte ihm laut bellend Karo, der treue Wächter der Haldenrüti entgegen. Karo hatte vor 2 Jahren die Lebensrettermedaille erhalten, weil er in jenem Winter den Mättelisepp, der von einer Lawine verschüttet worden war, dem nahen Tod ent-riss. Josef konnte es gut mit dem treuen Tier, während Peterli

sich manchen Schabernak mit ihm erlaubte, und Karo deshalb hin und wieder heftig knurrte, um sein Missgefallen dadurch kundzutun. Wenn ein Fremder auf Besuch kam, war Karo erst zu beruhigen, wenn Vater Robert oder Mutter Barbara ihn zurechtwies; von den Buben und Mädchen liess er sich in solchen Situationen nichts befehlen. Verliess der Fremde das Haus wieder, so hatte Karo die Gewohnheit, dem Besucher bei jedem Schritt knurrend nach den Schuhen zuschnappen. Und wenn er jemandem ganz misstrauisch gesinnt war, und dieser es dann wagte, mit ihm wegen des Gebells zu schimpfen oder gar zu drohen, dann stand es schlimm mit Karos gutem Willen. Er hörte sofort auf zu bellen, zog die Lippen zurück, zeigte dem Fremden seine langen, scharfen Zähne und knurrte ganz energisch. Das war das letzte Signal; dann war es höchste Zeit, dass ihm jemand deutlich zu verstehen gab, der Fremde führe nichts Böses im Schilde.

## Kapitel 7

Mutter Barbara hatte an diesem Samstagabend wirklich viel zu tun, sollte doch vor dem Eintreffen des erwarteten Besuchs alles in guter Ordnung sein. Neben anderer Arbeit mussten die kleineren Kinder noch gewaschen und in saubere Kleidchen gesteckt werden.

Josef ging eben schnell in den Wald hinüber und holte einige Tannenzweige, um damit den Herrgottswinkel in der Stube zu schmücken.

Unten im Dorf hatten sich inzwischen Lehrer Albert, Hans und Margrit bereits auf den Weg gemacht. Der Mutter Alberts ging es wieder besser; sie hatte ihren Sohn gedrängt, den vorgesehenen Besuch ja nicht etwa aus Rücksicht auf sie abzusagen. Mit dem Strickzeug in der Hand sass sie jetzt am behaglich warmen Ofen und machte sich Gedanken über die Zukunft ihres einzigen Sohnes, der so treu zu ihr hielt. Albert hatte ihr heute nachmittag wie schon öfters von Helene erzählt, der Tochter des Gemeindepräsidenten. Das sei halt sicher eines der aufrichtigsten und besten Mädchen des Dorfes. Er bedaure besonders, dass sie nicht im Kirchenchor sei.

Dieses Gespräch gab der Mutter Alberts Anlass zu mancherlei Ueberlegungen. Im Schein der Petrollampe strickte sie Masche um Masche; zu ihren Füßen sass Mizi, still vergnügt und schnurrend. Die Wanduhr mit den schweren Gewichten an den Ketten tickte dazu ihren regelmässigen, trauten Schlag.

In der Haldenrüti sass man schon geraume Zeit beisammen. Hans und Margrit kamen aus dem Staunen nicht heraus. Sassen da neun Kinder brav an ihrem Plätzlein auf der grossen Eckbank um den Tisch herum, und das zehnte, der Töni, lag in der Wiege. Acht Buben und zwei Mädchen. Welche Arbeit für die Mutter!

Als sich die Unterhaltung bereits auf mehr als eine Stunde ausgedehnt hatte, sagte Vater Robert, der an das Schlafbedürfnis seiner Kinder dachte, zu seinen Gästen:

"Wenn Sie nichts dagegen haben, verrichten wir jetzt schnell unser Nachtgebet, dann sollen die Kinder ins Bett, und wir machen es uns noch gemütlich."

Es gefiel ihm nämlich ganz gut in Gesellschaft dieser "studierten" Herren.

Die drei Gäste waren natürlich mit dem Vorschlag einverstanden.

Mit lauter Stimme begann nun der Vater zu beten, und alle beteten mit:

"Allergütigster Herr Jesus Christ, wir bitten dich..., für die Armen Seelen im Fegfeuer: Vater unser, der du bist im Himmel... Herr gib ihnen die ewige Ruhe und das Ewige Licht leuchte ihnen, Herr lass sie ruhen im Frieden, Amen..."

Vater Robert schloss das Nachtgebet wie immer mit dem Gruss: "Gelobt sei Jesus Christus", Mutter und Kinder antworteten: "In Ewigkeit, Amen."

Die Buben und Mädchen verabschiedeten sich von den Besuchern, und unter der Türe machte der Vater einem jeden mit Weihwasser das Kreuzzeichen auf die Stirne.

Wenige Minuten später entspann sich ein ernstes Gespräch.

"Wie schön ist es doch", sagte Hans, "wenn man noch so recht aus innerstem Herzen heraus beten kann, wie Sie es soeben miteinander getan haben. Leider habe ich dies im Getriebe der Stadt und in der Hast der Arbeit verlernt. Es würde mich nun sehr interessieren, was Sie sich eigentlich vom Beten versprechen. Glauben Sie wirklich, dass der Herrgott zum Beispiel gerade vorhin Ihre Worte angehört hat, dass er sich also um die täglichen Bitten der einzelnen Menschen kümmert? Oder ist das Gebet nicht eher nur als ein frommer,

schöner Brauch anzusehen, der ohne Zweifel unter Umständen sehr heilsam und nützlich sein kann, besonders für Kinder?"

Auf eine solche Frage war nun Vater Robert nicht gefasst, doch ihm ging es in dieser Situation ähnlich wie einem, der angesichts einer plötzlich drohenden Gefahr sofort eine gewaltige Steigerung seiner Abwehrkräfte verspürt. Er sah in der gestellten Frage eine Gefahr auftauchen, nämlich, sie als Laie nur mangelhaft beantworten zu können. Eine solche Schwäche aber durfte er nicht zeigen, das liess sein Ehrgefühl nicht zu. Das Blut stieg ihm in den Kopf, während Albert ob der Frage seines alten Freundes ordentlich verlegen wurde.

"Sie scheinen in Glaubenssachen ein starker Zweifler zu sein", sagte jetzt der Haldenrüti-Bauer in ernstem Tone zu seinem Gast.

"Oh bitte, das bin ich ganz und gar nicht; ich glaube fest an Gott, nur vielleicht nicht gerade so wie Sie", entgegnete Hans.

"Dann haben Sie aber einen merkwürdigen Begriff von Gott, wenn Sie daran zweifeln, dass er sich um unser Gebet kümmert. Jener Gott, an den Sie glauben, das ist wohl so irgend eine unbestimmte höhere Macht, irgend ein höheres Wesen, dem die Menschen mehr oder weniger gleichgültig sind?"

"Nein, auch das nicht, ich glaube schon, dass sich der Herrgott um die Menschen kümmert, aber dass er sich mit unseren alltäglichen Kleinigkeiten befasst, unsere Gebete und Bitten anhört, das scheint mir doch etwas zuviel verlangt von ihm."

Vater Robert hatte Bedauern mit diesem naiv denkenden "gebildeten" Herrn."

Sie dürfen doch Gottes Geist nicht mit Menschengestalt verwechseln!" sagte er. "Nun, Sie glauben also an den Schöpfer

Himmels und der Erde! Da sollten Sie aber auch daran glauben, dass dieser Schöpfer allmächtig und absolut vollkommen ist, nicht wahr? Gott, der die Welt bis ins Kleinste so vollkommen eingerichtet hat, kann doch selbst kein unvollkommenes Wesen sein!"

"Das ist ganz in Ordnung, ich glaube ebenfalls daran!"

"Also gut, dann müssten Sie aber auch glauben, dass dieser vollkommene Geist ein gerechter Richter der Menschen ist, denn der Vollkommene kann doch niemals ungerecht sein, oder?"

Ein verlegenes "nein" war die Antwort.

"Um gerecht zu richten muss er aber unser Wesen total kennen; nichts darf ihm unbekannt sein, also muss er auch unser alltägliches Flehen hören, er, unser Vater! Ja, das Auge Gottes sieht in jedes Menschen Seele. Das ist das Wunderbare! Wir Menschen mit unserem kleinen Verstand werden dies hier auf Erden natürlich nie ganz begreifen, wir können nur glauben!"

"Sie reden ja wie ein Geistlicher", sagte Hans.

Mutter Barbara war über diese Worte sehr erfreut; sie hatte einen Stolz auf ihren Mann, der so leidenschaftlich seinen Glauben verteidigte. Der Glaube war ihm eben keine Nebensache. Vater Robert wusste: nicht darauf wird der Herr einmal sehen, wieviele irdische Reichtümer wir im Leben erworben, sondern ob wir sein Wort gehört und befolgt haben.

—  
Er fuhr fort zu erklären: "Wenn es uns nun aber schwer fällt, nach Gottes Gebot zu leben, dann sollen wir umsomehr beten, damit wir die Kraft, die Gnade erhalten, der Versuchung zu widerstehen. "Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet", hat Christus selbst zu seinen Aposteln gesagt. Er, unser Herr, hat uns Menschen das "Vaterunser" beten gelehrt. Er lehrte uns also *beten*. Ja, lesen Sie wieder einmal im

Evangelium, dann werden Sie sehen, dass das Gebet nicht nur ein schöner Brauch ist, wie Sie glauben. Studieren Sie auch einmal das Leben einiger Heiliger und Sie werden staunen, was diese durch ihr Gebet erreicht haben."

Nun beteiligte sich auch Albert an der Diskussion. – Hans hatte hohen Respekt vor Vater Robert; kein Wunder – dachte er – sind die Kinder so fromm. Im Geiste sah er jetzt wieder Josef, wie er in der Schule so tapfer Zeugnis gab von seinem Glauben.

Mutter Barbara strickte am Ofen Socken für den Vater. Margrit hatte sich während des Gesprächs der Männer zu ihr hinübersetzt, und da sie sich weniger für solche Themen interessierte, wollte sie zur Unterhaltung etwas mit Mutter Barbara plaudern. Doch sie merkte bald, dass es dieser nicht ums Plaudern war, dass sie vielmehr an der Auseinandersetzung der Männer regen Anteil zu nehmen schien. Auf Margrits Fragen gab sie nur sehr kurze Antwort, so dass jene bald von selbst zu fragen aufhörte.

Merkwürdig, dachte Margrit, wie sehr sich eine so vielbeschäftigte Mutter um solch unwichtige Dinge kümmern kann.

Aber auch Mutter Barbara wusste wohl, warum sie sich darum kümmerte. Und manche moderne Mutter täte sehr gut, wenn sie ihren Kindern mehr von dem zu erzählen wüsste, worauf es im Leben nun einmal ankommt, statt oft auf belanglose Nebensächlichkeiten so grossen Wert zu legen. So bräuchten sie sich später auch nicht über die undankbaren Kinder zu beklagen. Diese modernen Mütter suchen dann die Fehler oft immer nur beim Kinde und sehen nicht ein, dass sie selber an ihre Brust schlagen müssten, um ihr "mea culpa" zu sprechen. Eine wahrhaft gute, fromme Mutter, die den Kindern mit dem guten Beispiel vorangeht und das Religiöse im Kinde zu fördern weiss, wird in den meisten Fällen des guten Samens gute Früchte ernten. Wohl gibt es auch

Ausnahmen. Ich denke an die guten Mütter, die ihre Kinder mit grosser Gewissenhaftigkeit erzogen hatten, aber dennoch später Undank ernteten. Es werden da wohl äussere Einflüsse allzustark mitgespielt haben. Mögen diese Mütter die Kraft erhalten, ihr Kreuz willig zu tragen, und mögen sie Trost suchen bei Jenem, der da gesagt hat:

"Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

So verging denn wieder ein Stündlein, und bald verabschiedete man sich. Hans war vollauf befriedigt und bei guter Laune, nicht so aber Margrit. Sie hatte doch mit Bestimmtheit erwartet, dass Mutter Barbara sich mit ihr, der Frau Direktor, in ein interessantes Gespräch einlasse; enttäuscht war sie jetzt und beleidigt zugleich. –

Unter der Haustüre zog Hans seine Geldtasche hervor und nahm daraus eine Zwanzigfrankennote, die er Vater Robert als Sparbatzen für die Kinder in die Hand drücken wollte. Es brauchte etliche Worte, bis dieser das Geld entgegennahm.

Wenige Sekunden später waren die drei Besucher wieder auf dem Wege zum Dörflein, im Dunkel der Nacht. Der Mond bildete eine schmale Sichel und leuchtete deshalb nur schwach, doch die Lampe, die Albert vorantrug – er hatte sie in der Haldenrüti entliehen – half ihnen den Weg finden. Ein frisches Lüftchen wehte, Margrit schlotterte ein wenig. Schade, dass man hier oben kein Taxi bestellen kann, dachte sie. Doch bald hatten die Drei die Brücke im Dorf erreicht, die sie über den rauschenden Lindenbach führte; noch einige Schritte und man war zu Hause – im warmen Bett.

"Nun, Margrit, wie hat es dir jetzt eigentlich gefallen? Du bist vor Albert gar nicht mit der Sprache herausgerückt. Wie mir scheint, warst du nicht recht zufrieden, oder?"

Zuerst Schweigen. Nach erneuter Frage antwortete Margrit in einem nicht gerade lieben Tone: "Das war wieder einmal

ein Abend, wie er langweiliger für mich nicht hätte sein können. Ueberhaupt, seit wir in diesem Bergnest sind, kann man sich nur immer ärgern."

"Na, bitteschön, *du* warst es ja, die zu dieser Familie auf Besuch gehen wollte, nicht ich. Da kann ich wirklich nichts dafür, wenn du dich langweilst", erwiderte Hans, der die schlechte Laune seiner Margrit schon unterwegs erkannt hatte.

"Schon gestern abend musste ich ein solch langweiliges Gerede mitanhören. Immer schwatzt ihr von religiösen, frommen Dingen, als ob es nichts Gescheiteres zu diskutieren gäbe. Die Frau dortoben, die hat mit mir kaum ein Wort gesprochen. Die ganze Zeit hörte sie auf euch, und ich sass da und war für sie wie Luft. Und *du*, du hättest das auch merken können, aber so hast du es, wenn dir etwas interessant scheint, so ist's dir recht, und ob's mir auch passt, darum kümmerst du dich nicht!"

Hans konnte nichts antworten; seine Gefühle waren zu stark verletzt. Solche Worte vernahm er noch nie aus Margrits Mund. Jetzt, in den Ferien, auf die er sich so gefreut, schmerzten sie ihn doppelt. Schon deshalb, weil sie ganz und gar ungerecht waren; denn, wer gab sich mehr Mühe als er, seiner Gattin das Leben angenehm zu gestalten. Und wenn er auch hin und wieder einen Fehler machte, so war dies noch lange kein Grund, ihn so zu beleidigen, denn nie war es bei Hans böser Wille, das musste doch Margrit unbedingt wissen. Fehler aber macht nun einmal jeder Mensch. –

Margrit war etwas erstaunt, dass ihr Hans noch nicht ins Wort gefallen war; umso heftiger gab sie jetzt weiter ihrer schlechten Laune Ausdruck:

"Ich habe es ja immer gesagt, in einem solchen Bergdorf oben Ferien zu machen – und wenn es auch nur ganz wenige Tage sind – das ist doch nichts für junge Leute, da sollen meinet-

wegen ältere hingehen. Aber *du* wusstest es ja wieder einmal besser!"

"Sag mal, hast du denn eigentlich gar keine Freude an diesen schönen Bergen? Du kannst doch wohl lange genug wieder drunten sein in der Stadt. Man könnte meinen, ohne die Unterhaltungsstätten könntest du überhaupt nicht mehr leben; die scheinen dir wirklich viel zu bedeuten!"

"Ach was, du willst mir einfach nicht Recht geben; dabei bist du ja im Grunde doch gleicher Meinung wie ich. Aber eben, der beleidigte Männerstolz, das ist es!"

"Ganz und gar nicht gleicher Meinung, mir gefällt es sogar sehr gut da oben", erwiderte Hans.

"Aber wenn dein früherer Freund nicht hier wohnen würde, dann wäre es dir genau gleich langweilig", antwortete Margrit.

"Du willst wieder einmal unbedingt das letzte Wort haben, ein Setzkopf bist du, es ist besser, ich sage jetzt nichts mehr. Gute Nacht und schlafe deinen Aerger gehörig aus, morgen ist Sonntag!"

Mit diesen Worten legte sich Hans auf die Seite. Margrit aber gab keine Antwort mehr. —

So schliefen sie zum erstenmale ohne Frieden ein, ohne sich die Fehler des vergangenen Tages zu verzeih'n. Wie schade für die junge Ehe! —

Der letzte Tag, den die beiden Gäste in Lindenbach zu verbringen gedachten, brach an; ein frischer, strahlender Sonntagmorgen.

Wortlos standen Hans und Margrit auf. Beide dachten an die Szene vom gestrigen Abend. Die gedrückte Stimmung, in der sie sich jetzt, an diesem schönen Morgen, immer noch befanden, behagte weder ihm noch ihr; sie hätten viel lieber

wieder Frieden miteinander gehabt. Wer aber sollte den ersten Schritt dazu unternehmen?

So ging man einstweilen noch frostig aneinander vorbei. Doch im Herzen des gutmütigen Hans brach bald das Eis.

"Wie hast du geschlafen, diese Nacht, Margrit?" wandte er sich liebevoll an sie.

"Danke, eher schlecht; und du?"

Aus seinem Blicke las Margrit deutlich die Bereitschaft zur Verzeihung.

"Ein wenig lange ist's gegangen, bis ich einschlief", gab ihr Hans zur Antwort.

"Wer war schuld daran?" fragte Margrit, sehr gespannt darauf, was er nun antworte.

"Ich selber!" sagte dieser, und schon lag auf seinen Zügen ein feines, demütiges Lächeln.

"Nein, nicht du allein, auch ich Hans, mehr noch als du!" erklärte Margrit spontan, trat näher zu ihm heran, schaute ihm in seine dunkeln Augen, umarmte ihn und weinte! – Verschwunden war bei beiden die Bedrückung der Gemüter.

In bester Stimmung gingen sie nun zum Morgenessen und bereiteten sich hernach auf den Gottesdienst vor. Sie hatten nämlich beschlossen, wieder einmal an einem solchen teilzunehmen, zumal hier in Lindenbach, wo Lehrer Albert Organist und Dirigent war.

Margrit freute sich, dass sie Gelegenheit hatte, sich heute einmal vom ganzen Völklein bewundern zu lassen. Sie richtete es so ein, dass sie einige Minuten zu spät kamen – um besser aufzufallen – dann gingen sie nach vorne, in die ersten Bänke hinter den Kindern.

"Schaut, dort ist wieder die mit den roten Lippen", flüsterte Töni vor sich hin. Im gleichen Moment drehte mindestens

ein Dutzend Knaben die Köpfe nach hinten und ein Geflüster und Geraune ging von Bank zu Bank, so dass der Sakristan, der in Lindenbach auch den Ordnungsdienst versieht, einschreiten musste, um zum Rechten zu sehen. Doch es nützte kaum etwas. Auch bei den Mädchen drüben war es nicht besser.

Der Kirchenchor gab sich sehr Mühe, als wäre es Feiertag. Jetzt intonierte er gerade das "Veni Creator Spiritus". Als nun der Herr Pfarrer auf der Kanzel stand und mit musterndem Blick auf seine Gemeinde herabschaute, fielen ihm gleich die noblen Gäste auf, von denen er durch Lehrer Albert bereits gehört und die er zum Gottesdienst auch erwartet hatte. Die Predigt handelte von der geplanten Volksmission. Doch manche Gläubige konnten heute weder während derselben, noch nachher beim hl. Opfer aufmerksam sein und gerade-sowenig andächtig, denn die Schuljugend, vorab die älteren Knaben, wurde ihnen zum Aergernis. Der Sakristan musste sehr oft seinen Finger erheben und zur Andacht mahnen.

*Einen* Jüngling aber sah man voller Ehrfurcht knien: den Haldenrüti-Josef. Der schaute mit ernstem Blick nach vorne zum Altar, zum Tabernakel. Er konnte es nicht verstehen, dass seine Kameraden an so heiliger Stätte schwatzten und taten, als ob sie auf der Strasse wären.

Josef war ein ernster Jüngling, dem das Kirchlein von Lindenbach wirklich ein Heiligtum war, lieb und vertraut. Wie gerne zog es ihn immer dorthin; wie oft kniete er am frühen Morgen oder des Abends als stiller Beter vor dem Tabernakel. Wie leuchteten seine Augen, im Bewusstsein der Gegenwart seines Herrn und Meisters.–

Eben stimmte der Priester am Altare die Präfation an. Hans kannte die erhebenden Worte noch auswendig, von früher her, als er Ministrant war. Dann erklang von der Empore herab der Jubelgesang der Kirche, das Sanctus. In den nachfolgenden Gebeten der Gemeinde gedachte Josef besonders

der Besucher von gestern abend; das hatte ihm die Mutter ans Herz gelegt.

Nun wurde es still im Kirchlein. Vom Turm läutete feierlich eine Glocke, um all denen, die jetzt nicht hier anwesend sein konnten, zu verkünden, dass eben aufs neue Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt wurden.

Und siehe, als der Priester die hl. Hostie erhob, wurde es Hans eigentümlich zumut und für Sekunden flammte der Glaube seiner Jugend an den Herrn im heiligsten Sakrament wieder auf in seiner Seele, gleichsam wie Strahlen der Sonne, die plötzlich aus einer düsteren Wolkenwand hervorbrechen, um dann wieder dahinter zu verschwinden.

Bald stimmte der Chor das "Agnus Dei" an, in welchem Lehrer Albert eine Solopartie sang:

"Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis.."

Hans betete im Stillen mit: "Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!" -

Helene, die Tochter des Gemeindepräsidenten, die auch im Gottesdienste war, lauschte der Stimme Lehrer Alberts mit besonderer Aufmerksamkeit. Niemand wusste etwas von ihrem seelischen Ringen, einzig der Herrgott, und ein wenig auch ihre Eltern. Jetzt schaute Hans wieder auf; sein Blick glitt von neuem nach vorn zum grossen, schönen Altarbild, das Jesus als den Guten Hirten darstellte.

"Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem...", sang der Chor flehend. -

Nachdem der Herr Pfarrer am Ende des Gottesdienstes das Weihwasser ausgeteilt hatte, ging die Gemeinde wie gewohnt auf die Gräber ihrer lieben Verstorbenen, um ihr Memento zu verrichten. Welch schöner Brauch!

Hans und Margrit trafen noch mit Lehrer Albert zusammen und sprachen kurz über Predigt und Gottesdienst, dann ver-

abredeten sie sich auf den Nachmittag; gegen Abend wollten die Gäste ja Lindenbach wieder verlassen. Margrit wartete schon ungeduldig darauf.

Da und dort standen noch Grüppchen von Kirchgängern. Das Völklein von Lindenbach hatte wieder einmal Gelegenheit, über die modernen, herausgeputzten Stadtleute zu diskutieren. Jene hätten es halt schön und könnten Ferien machen. Aber sie hier, sie müssten das ganze Jahr streng arbeiten und kämen doch zu nichts.

"Der Staat kümmert sich einfach zu wenig um uns arme Bergbauern", meinte der Tönisepp. "Wer würde unsere Arbeit besorgen, wenn wir auch einmal im Jahr einige Tage ausruhen möchten? Niemand würde uns helfen, das ist unser Schicksal! Haben wir nicht das gleiche Recht wie die Städter?"

"Es ist halt einfach keine Gerechtigkeit auf der Welt", meinte mit strenger Miene der bärtige Aelpligaden-Hannes.

Die Bauern von Lindenbach diskutieren gerne miteinander über aktuelle Tagesfragen, und wenn sie nicht hie und da auch einmal schimpfen und ihrem Unwillen über einen wirklichen oder vermeintlichen Misstand Ausdruck geben würden, so wären es wahrhaftig keine rechten Schweizer.—

Es wurde Abend. Hans und Margrit machten sich für die Abreise bereit.

"Ich bin froh, dass es nun endlich heimwärts geht. So schnell bringst du mich nicht mehr hier herauf, Hans, das kann ich dir sagen."

"Ich weiss es jetzt zur Genüge, Margrit, dass es dir nicht gefallen hat. Sei doch bitte einmal vernünftig und komme mir vor der Abreise nicht nocheinmal mit deinen Vorwürfen."

Hans war in gereizter Stimmung, weshalb, das wusste er selbst nicht recht. Er stand eben vor dem Spiegel und machte sich nervös die Kravatte zurecht, während Margrit ihre Klei-

der wechselte. Sie reagierte diesmal auf seine scharfen Worte nicht, denn sie hatte es eigentlich gar nicht böse gemeint, und es war ihr nicht recht, dass Hans in diesem Tone antwortete. Da sie gleich wieder "gut Wetter machen" wollte, beherrschte sie sich und schwieg, worüber Hans etwas erstaunt war. Nun nahm dieser den Kamm, fuhr sich einigemal durchs Haar, knöpfte den Anzug zu und ging wortlos zur Türe hinaus.

"Wohin gehst du, Hans?" rief ihm Margrit nach.

"Ich bin in ein paar Minuten wieder zurück", gab er ihr zu verstehen. Er lenkte seine Schritte dorfabwärts; Margrit guckte hinter dem Vorhang hervor, um zu sehen, wohin er ging. – Wenige Minuten später kniete er im Kirchlein und betrachtete nochmals, wie am Vormittag, das grosse, schöne Altarbild. Hat ihn der Gute Hirt vielleicht gerufen, um, ihm vor der Abreise noch einige ernste Worte ins Gewissen zu reden?

Jetzt stand Hans auf, bekreuzte sich mit Weihwasser – "Herr, sei mir armem Sünder gnädig", sprach er leise, wie der Zöllner im Evangelium – dann verliess er mit neuem Vertrauen das heimelige Dorfkirchlein. –

Margrit stellte keine Frage an ihn. Nachdem sich beide von Lehrer Albert und dessen Mutter verabschiedet hatten, bestiegen sie das Postauto, das sie talwärts führte. Während der Fahrt sass Hans merkwürdig still in seinem Polstersessel und schaute öfters ganz versonnen zum Fenster hinaus. Margrit liess sich in Anbetracht der – wie sie glaubte – schlechten Laune des Mannes in kein Gespräch mit ihm ein, besonders nicht, weil ja noch andere Leute im Auto waren. Erst auf der Bahnstation fragte sie ihn:

"Warum sprichst du eigentlich fast kein Wort mit mir?"

"Das erkläre ich dir dann heute abend, zu Hause", entgegnete er.

"So so, glaubst du nicht, es wäre für uns beide interessanter, wenn wir jetzt schon miteinander reden würden, anstatt noch drei, vier Stunden zu warten?" meinte sie in ein wenig vorwurfsvollem Tone.

"Oh, es schadet gar nichts, wenn wir auch einmal ein paar Stunden ganz still nebeneinander sitzen. Ich studiere nämlich darüber nach, wie man es wohl anstellen muss, damit man glücklich wird im Leben. Mir scheint, ich habe bis heute alles verkehrt gemacht."

Keine Widerrede, keine Frage folgte.

Schweigsam und nachdenklich fuhren sie weiter, ihrem Wohnort entgegen.

## Kapitel 8

Einige Wochen waren seither vergangen. Anfänglich sprach man sowohl bei Lehrer Albert, als auch in der Haldenrüti, noch ab und zu vom Besuch des jungen Paares. Doch der Alltag rückte bald wichtigere Fragen in den Vordergrund. Albert hatte sich mit der Gestaltung des Schulunterrichts zu befassen und sich um seine kränkliche Mutter zu sorgen, während in der Haldenrüti neue, wichtige Familienangelegenheiten die ganze Aufmerksamkeit der Eltern in Anspruch nahmen. –

Es war ein düsterer Novembermorgen. Der Himmel war von Wolken schwer behangen, und es regnete in Strömen.

Vater Robert kam eben vom Stall herauf, wo er dem Vieh das Frühfutter geben musste; Mutter Barbara stand am Herd in der halbdunklen Küche, die nur durch den Schein einer Kerze erhellt wurde, und bereitete den Morgenkaffee. Auch in der Kammer oben regte es sich.

"Du, Mutter, ich glaube es gibt noch Schnee heute, es ist ziemlich kühl draussen. Mach, dass wir bald eine warme Stube haben!"

"So, dann sei so gut und hole mir ein paar Holzklötze im Schopf", antwortete Barbara. Das besorgte Vater Robert willig. Nun machte er sich einige Gedanken über die schriftlichen Arbeiten, die er an diesem regnerischen Vormittag erledigen wollte. Da er sehr belesen war, machte ihm das Schreiben keine Mühe. Die älteren Kinder bereiteten sich auf den weiten Schulweg vor, während die Kleinen ausschlafen konnten.

Der grosse Steinofen in der Stube brauchte immer einige Zeit, bis er Wärme ausstrahlte. Aber wenn seine dicken Wände einmal richtig warm waren, so konnte man das Feuer ruhig ausgehen lassen, ohne dass es dann im Zimmer gleich wieder kalt wurde, denn der steinerne Geselle ging sparsam

um mit dem, was er in sich aufgenommen hatte. Am Abend, wenn auch die letzte Glut unter der Asche verglommen war, setzte man sich noch recht gerne auf seinen breiten Rücken und knackte mit Vergnügen Nüsse. War man kurz vorher vielleicht draussen im Regen, so machte er einem umso grössere Freude – der gute, alte Ofen!

Die Klötze, die Vater Robert angelegt hatte, brannten. Das flackernde Feuer spielte eine angenehme Musik, bei deren Anhören man schon Wärme zu spüren glaubte, obwohl in Wirklichkeit der Ofen noch kalt war. – Da ging die Türe auf, und die kleine Regula kam mit dem Kamm in der Hand auf die Mutter zu: "Mamma, sei so gut und kämme mir die Haare aus!" Kaum fuhr Mutter Barbara der Kleinen durchs struppige, dunkle Haar, da sprang sie ihr schon wieder davon. Was hatte sie denn so eilig? Ja, Mizi kam eben dahergeschlichen und wollte ihren Morgenimbiss. Regula liebkostete das Tierlein und wollte ihm Milch in den Teller schütten, als die Mutter etwas erzürnt sagte:

"Wenn du mir davonläufst, kannst du dich dann selber kämmen!"

Vater Robert guckte zum Fenster hinaus und stellte fest, dass der Regen nicht nachliess. Na, heute wird einmal geschrieben, murmelte er vor sich hin.

Das Morgenessen stand bereit. Josef aber kam noch immer nicht von der Kammer herunter. Da rief ihm die Mutter:

"Josef, wenn du jetzt nicht aufstehst, kommst du zu spät in die Schule."

"Ich habe Kopfweh, Mutter, lass mich noch schlafen, ich glaube ich bin krank", tönte es von oben herab.

"Was krank, wieso denn?"

Sie ging hinauf an Josefs Bett. Wirklich, seine Stirne war heiss.

"Du Vater, dem Josef ist nicht gut, er hat eine fiebrige Stirn und klagt über Kopfweg", erklärte sie kurz darauf ihrem Mann.

"Dann soll er im Bett bleiben", gab ihr Robert zur Antwort, ohne sich deswegen vom Frühstück abhalten zu lassen.

"Gut, so mache ich ihm einen heissen Tee, er wird sich wohl erkältet haben", meinte die Mutter. –

Als die Geschwister Josefs, ausser den jüngsten, in der Schule waren, begann Vater Robert zuschreiben. Es wurde schon gemütlich warm im Zimmer. Mutter Barbara setzte sich auf die Bank am Ofen und hatte den Flickkorb bei sich.

In der Dorfschule unten vermisste man Josef.

"Dem gefällt es halt besser im Bett, bei diesem Regenwetter", flüsterte der magere Johann halblaut zu seinen Kollegen.

Da stand Robert auf, der ältere Bruder Josefs, der diese Bemerkung auch gehört hatte, ging hin und gab dem Johann eine schallende Ohrfeige.

"Da hast du für dein freches Maul, du neidischer Lümmel!"

Das gab eine Sensation im Schulzimmer; Lehrer Albert wurde eine Weile nicht mehr Herr der Lage.

"Wenn es jetzt nicht sofort ruhig wird, bekommt die ganze Gesellschaft 2 Stunden Arrest. Robert meldet sich nachher bei mir!"

Robert erhob sich. Er war ganz in Erregung und sein Blick glühte vor Zorn, denn er liebte seinen Bruder Josef und duldete keinen Angriff auf ihn.

"Herr Lehrer, haben Sie gehört, was Johann vorher gesagt hat?"

"Setz dich Robert und beruhige dich, ich werde nachher mit dir reden. Johann, du meldest dich ebenfalls nach der Stunde, verstanden?"

"Jawohl Herr Lehrer", gab er zur Antwort. Robert war das Aelteste der Kinder des Haldenrüti-Bauern, ein mutiges und kluges Bürschchen; er war aber auch stolz darauf. Kirchenrat wollte er einmal werden, wie der Vater, und einen kräftigen Bart sich wachsen lassen. Nun, das hatte noch Zeit!

Nicht selten kam es vor, dass Robert in heiligen Zorn geriet, wenn er ein Unrecht entdeckte. Er war bei seinen Schulkameraden beliebt, aber auch gefürchtet zugleich, wegen der starken Fäuste. –

Es wurde wieder ruhig im Schulzimmer und Lehrer Albert setzte etwas verärgert den Unterricht fort.–

Mutter Barbara hatte inzwischen Josef die Temperatur gemessen und stellte leichtes Fieber fest. Sie deckte ihn gehörig zu, schloss das Kammerfenster und ging in die Küche hinunter, um dem Kranken einen Heilkräuter-Tee zu bereiten.

So war nun Josef wieder einmal ganz ungestört im stillen Kämmerlein. Er fing an, schöne Erinnerungen wachzurufen und Pläne zu schmieden, bis die Mutter mit einer grossen Tasse Tee wieder an seinem Bett erschien.

"Da, sitz' auf und trinke den Tee solange er heiss ist, er tut dir gut." Sie setzte sich ans Bett und reichte Josef die Tasse.

"Ja glaubst du, ich könne ihn so heiss trinken, da verbrenne ich mir zehnmal die Zunge!"

"Dann warte halt noch ein bisschen, aber nicht zu lange, sonst wirkt er nicht mehr so gut."

"Was macht der Vater unten in der Stube?" fragte Josef.

"Er schreibt einen Brief."

"Sage ihm, er solle dir für mich ein schönes Buch geben, dass ich etwas zu lesen habe, wenn es mir langweilig wird; eines, das er beim Pfarrer geholt hat."

"Ja, was denkst du denn, im Fieber darf man doch nicht lesen; du sollst ruhig liegen und schlafen. Trinke jetzt den Tee, sonst wird er kalt!"

Josef trank einige Schlücke und machte ein saureres Gesicht dazu.

"Du, Mutter, heute nacht habe ich etwas Furchtbares geträumt."

"Was denn?"

"Ich weiss noch alles ganz genau. Es hat mir geträumt, ich hätte den Pfarrer auf einem Krankenbesuch begleitet. Wir waren schon ziemlich weit vom Dorf weg, da kam uns ein Fremder entgegen, der hatte ein unfreundliches Gesicht und einen Spazierstock in der Hand. Ohne unsern Gruss zu erwidern ging er an uns vorbei. Auf einmal rief er höhnisch lachend: "Der Teufel soll die Pfaffen holen, diese Heuchler."

"Trink jetzt den Tee, Josef!" unterbrach die Mutter.

"Ja, warte nur, das Wichtigste kommt erst!" Nachdem er die Tasse ausgetrunken hatte, fuhr er fort:

"Der Pfarrer erwiderte kein Wort; ich aber wurde so zornig über diese Beleidigung und spürte in mir plötzlich eine solch starke Kraft, dass ich ohne Furcht dem Fremden nachrief, ich werde meinen Vater holen, der nehme ihn vor Gericht. Kaum hatte ich das gesagt, da drohte er mir wütend mit seinem Stock. Der Pfarrer tadelte mich und versuchte, den Fremden mit gütigen Worten zu beruhigen, doch es gelang ihm nicht. Im Gegenteil, dieser fing erst recht an, über die Priester zu schimpfen und zu fluchen, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört habe. Nun wollte ich kurzerhand so fest ich konnte um Hilfe rufen, aber da brachte ich fast keinen Ton heraus. Im gleichen Moment schlug er mich ins Gesicht und vor Schreck erwachte ich. Dann schaute ich zuerst im Zimmer herum, ob der Gottlose wirklich nicht mehr da

sei, und als ich ganz zu mir kam, war ich froh, dass es nur ein Traum war."

"Ein Fiebertraum", erwiderte die Mutter. "Denke nun einfach an etwas anderes oder versuche einzuschlafen. Ich muss jetzt wieder hinunter."

Mutter Barbara erzählte hierauf das Gehörte' dem Vater.

"Das ist jetzt aber eigentümlich, Barbara", meinte dieser, "hat nicht Josef in letzter Zeit schon einmal einen so merkwürdigen Traum erzählt? Er habe in einer grossen Kirche eine Predigt gehalten und mittendrin plötzlich nicht mehr weiter gewusst."

"Ah richtig, da hat er doch gesagt, wenn er Priester wäre, dann würde er die Predigt nie auswendig lernen. Er würde nur Stichworte auf einen Zettel schreiben", sprach die Mutter.

"Jawohl, genau so ist's gewesen. Ich glaube, der Gedanke Priester zu werden beschäftigt ihn allmählich doch stark, sonst hätte er nicht immer wieder solche Träume", meinte Robert.

"Das glaube ich auch. Du, Vater, jetzt kommt mir gerade etwas in den Sinn. Letzthin hat mir die Sägeboden-Marie gesagt, sie habe das Gefühl, unser Josef werde kein Pfarrer; sie habe gesehen, wie er einmal die Regine vom Kirchenchor ganz verliebt angelacht habe. Ist das nicht allerhand, wie die Leute gleich über einen urteilen?"

"Was, das hat die gesagt? Das ist ja reiner Neid. Die hat vielleicht gemerkt, dass Regine für unsern Josef mehr Sympathie hat als für ihren Johann; und dass es bei Regine einmal etwas zu erben gibt, das weiss sie natürlich auch. Das gäbe doch für ihren Johann eine glänzende Partie! Sie meint halt auch, je mehr Geld, desto mehr Glück."

Es war die Mutter desselben neidischen Johann, der es nicht fassen konnte, als Regine auf jenem Herbstausflug bei der

Wahl des Geschichte-Vorlesers ihre Stimme dem Josef gab, statt, wie er hoffte, ihm. Und es war die Mutter desselben Johann, der heute morgen in der Schule dem Josef nicht gönnte, dass er im Bett bleiben konnte.– Diese Mutter wurde nicht müde, ihrem herangewachsenen Sohne die Bedeutung und die Macht des Geldes auf der Welt vor Augen zu führen: "Johann, ich sage dir heute schon, wenn du einmal heiraten willst, so schau, dass du eine reiche Frau bekommst, dann bist du gut versorgt im Leben"

Sie war der Ansicht, persönliche Zuneigung spiele bei einer Bekanntschaft keine grosse Rolle, die Liebe, komme von allein, wenn nur genügend Geld da sei. So sei es leicht, mit jemandem glücklich zu werden. Aber sobald man rechnen müsse, einteilen und überlegen, ob man sich dieses und jenes noch leisten dürfe, dann sei es meist auch bald aus mit der Glückseligkeit und Liebe.

So dachte die Bäuerin vom Sägeboden! Sie sagte nicht: Bub, schau, dass du einmal ein braves, frommes und arbeitsames Mädchen bekommst, das dich von Herzen liebt und dir treu ist. Nein, Geld musste es in allererster Linie haben. Das war bei ihr das Wichtigste. Und dabei ging sie doch jeden Sonntag zur Kirche und man hätte meinen können, sie sei eine gute, recht denkende Christin. Ihr Christentum war eben kein wirkliches, kein gelebtes, sondern nur Schein. Sie ging aus Gewohnheit zur Kirche, weil schon die Eltern immer gegangen waren, und weil das ganze Völklein von Lindenbach ging. Sie gehörte zu jenen unter den Dornen, die das Wort zwar hören, doch die weltlichen Sorgen, der trügerische Reichtum und die sonstigen Gelüste schleichen sich ein und ersticken es, so dass es ohne Frucht bleibt. Ja, der trügerische Reichtum! Ein Dichter schrieb einmal:

"O wär ich reich!

Vieltausendfach umgellt mich dieser Schrei,  
als ob schon jedes schlichte Heim

ein Haus der Sorge sei!  
Dringt tiefer ein! -  
Es lehrt euch selbst der herrlichste Palast:  
Ein *Kreuz* hängt über jeder Tür,  
wär's auch in Gold gefasst."

Ich füge hinzu: Die Gesinnung des Menschen gegenüber diesem Kreuz ist von entscheidender Bedeutung für eine glückliche Ehe. Wer wie unsere Sägeboden-Bäuerin glaubt, bei der Gattenwahl sei Geld das Wichtigste, der kann unter Umständen schwere Enttäuschungen erleben. Reichtum ist noch keine Garantie für Glück.- So kommt es, dass so manche Arme, trotz ihrer Not glücklich und zufrieden sind, während andererseits nicht allzuselten Reiche trotz ihres Besitzes keinen inneren Frieden finden, und wenn ihnen der Herrgott einmal eine unerwartete, grosse Sorge aufbürdet, sind sie der Verzweiflung nahe. Auf die Gesinnung gegenüber diesem Kreuz kommt es an, habe ich gesagt. Man verzweifelt nicht, wenn man an Jenen denkt, der einst das schwerste Kreuz getragen, hinauf auf Golgatha! Wie aber das Kreuz von Golgatha heute noch den einen Aergernis ist und Torheit, anderen ein nichtssagendes Zeichen, und wieder anderen Heil, so ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem alltäglichen Kreuz der Menschen: Die einen lehnen sich dagegen auf und verfluchen es, andere finden sich damit ab und sagen dazu einfach achselzuckend: "Schicksal", die übrigen aber erkennen, dass dadurch ihr Denken geläutert und zu Gott hingeführt werden kann. Ist es nicht so, dass wir Menschen, wenn es uns gut geht, oft recht wenig Kontakt mit dem Herrgott suchen? Erst wenn Not über uns kommt, wenden wir uns an ihn und erwarten Hilfe! –

Josef lag im Bett, aber er schlief nicht. Der Traum vom Priesterfeind beschäftigte ihn noch immer. Er dachte daran, wie in der Welt so viele Menschen einen Hass auf Priester und Kirche haben. Der Vater hatte schon öfters aus der Zeitung vor-

gelesen, dass da und dort im Ausland die Leute wegen ihres Glaubens und ihrer Treue zur Kirche verfolgt, dass Priester eingekerkert und misshandelt, ja sogar getötet wurden. Wenn Josef von solcher Verfolgung hörte, wurde er tief betrübt, er konnte nicht begreifen, dass man die Kirche, die er so sehr liebte, verfolgte.

Warte noch ein paar Jahre, ein paar Jahrzehnte, du eifriger, guter Jüngling, dann wirst du die Menschen noch besser kennenlernen. Du wirst allein schon grosse Enttäuschungen erleben, wenn du einmal siehst, wieviele Christen so manchem gleichgültig gegenüberstehen, wofür dein Herz vor Begeisterung glüht.

"Mutter", rief er jetzt mit lauter Stimme.

"Ja, was ist?" gab sie ihm von der Stube herauf zur Antwort.

"Sei so gut und bringe mir doch die Heilige Schrift, ich möchte etwas nachsehen darin."

"Er will die Hl. Schrift, um etwas nachzusehen", sagte Mutter Barbara zu ihrem Mann, der ganz in seinen Brief versunken war.

"Warte, ich bringe sie ihm selber, nimmt mich doch wunder, was ihn jetzt wieder plagt."–

Vater Robert stieg mit dem Buch die Treppe hinauf und trat in Josefs Kammer.

"Was studierst du denn eigentlich schon wieder, Josef?" fragte er ihn.

"Ah, *du* kommst! Ja, weisst, ich hatte einen merkwürdigen Traum von einem schlechten Menschen, der über unsern Pfarrer geflucht hat, jetzt möchte ich etwas im Neuen Testament nachschlagen."

"Die Mutter hat mir deinen Traum schon erzählt. Sage mir jetzt, was du lesen möchtest, dann kann ich es dir aufschlagen."

"Die Bergpredigt, Vater, suche mir die Bergpredigt! Ich möchte lesen, was der Heiland von den Verfolgten gesagt hat."

Der Vater schlug Matthäus auf, 5.Kapitel.

"Ich lese es dir vor, bleibe nur ruhig liegen:

"Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! Ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und euch lügnerisch alles Böse nachreden! Freuet euch und frohlocket, denn gross ist euer Lohn im Himmel. Ebenso haben sie ja auch die Propheten vor euch verfolgt."

So, jetzt studiere nicht zuviel, sonst vergeht dein Kopfweh nicht. Ich muss noch einiges schreiben heute morgen."

"Du, Vater, bleibe doch ein Weilchen da, ich will dich noch etwas fragen."

"Was denn?"

Josef zögerte einen Moment, dann sagte er: "Weisst du, ich glaube, der Priesterberuf ist sicher der schönste Beruf, den es gibt. Hättet ihr eigentlich grosse Freude, wenn ich auch Priester werden möchte?"

"Ja natürlich hätten wir alle grosse Freude und einen Stolz dazu. Aber weisst du auch, was das heisst, Priester sein? Das heisst nämlich sein Leben aufopfern für das Heil der Seelen, heisst bereit sein, jedes, auch das schwerste Opfer dem Herrgott zulieb willig auf sich zu nehmen. Deshalb musst du viel beten, damit du merkst, ob das auch wirklich deine richtige Berufung wäre."

"Ja, aber hättest du soviel Geld für dieses Studium?"

"Darum musst du dich gar nicht kümmern, Josef, das würde ich schon in Ordnung bringen.

"Bald ging Vater Robert wieder hinunter in die Stube, aber es war ihm gar nicht mehr ums Schreiben. Er unterhielt sich mit

seiner Barbara über die Aeusserungen Josefs, während dieser im Bett abwechslungsweise Zukunftspläne schmiedete, dann wieder Rückschau hielt auf vergangene, schöne Kinderjahre. Was für ein Gesicht wird wohl die Regine vom Kirchenchor machen, wenn sie einmal hört, dass ich wirklich in vollem Ernst Geistlicher werden will, dachte er sich eben. Er wusste, wie gerne Regine ihn sah. Wie freute es ihn immer, wenn sie sich hie und da um ihn bemühte, ihn umwarb. Sie glaubte, er werde sicher einmal Lehrer. Aber auch er sah sie ja nicht ungerne und ihre Stimme hörte er aus allen; keine andere klang so schön. –

Und was wird das Franzeli sagen? Jetzt dachte er zurück an jene Sommermonate, da er unweit von Lindenbach, im Aelpligaden als Hüterbub sein Essen und ein paar Franken abverdiente. Da hat ihm das liebe Franzeli, des Aelpligaden-Hannes schwarzhaariges Töchterlein, hin und wieder ein Vesperbrot gebracht aufs Feld, wenn er im Regen stand beim Vieh und fror. Wie lieb hat's ihn dann angeschaut, als wollte es ihm sagen, du Josef, weisst, dich habe ich halt gern. Und wie hielten sie zusammen und halfen einander, als wären sie Bruder und Schwester. Er dachte daran, wie schwer ihm jeweils der Abschied war vom Aelpligaden, so gern er auch immer wieder nach Hause ging. Und er dachte auch an die Zeit, da er sich etwa mit kindlichem Ernst überlegte, ob nicht das Franzeli vielleicht einmal später so eine liebe Mutter gäbe, wie seine eigene. Wenn er je einmal heiraten sollte, sagte er damals, dann müsste die, welche er als Frau aussuchen würde, eine solche sein wie seine Mutter.–

All diese Erinnerungen waren zwar schön, aber sie vermochten dennoch die Saiten seiner Jugendseele nicht besonders in Schwingung zu bringen. Es war nur ein leises Gedankenpiel, ein unschuldiges und reines, dessen Akkorde wieder verklingen mussten, damit das göttliche Instrument, diese begeisterungsfähige Jünglingsseele, für Höheres bereit sei. –

## Kapitel 9

Es ging mit Riesenschritten dem schönsten aller Feste, dem Weihnachtsfest entgegen, dem Fest der Liebe, der Freude und des Schenkens.

Während aber in den Städten schon einige Wochen vorher die Leute eifrig bemüht sind, in den Läden für ihre Angehörigen in Fülle einzukaufen, sodass das Verkaufspersonal mit Arbeit fast nicht mehr nachkommt, legt man in den Bergen nur wenig Wert aufs Schenken. Mit einer kleinen, nützlichen Ueberraschung gibt man sich hier zufrieden. Man möchte fast glauben, das Bergvölklein freue sich wohl umso mehr auf das Wesentliche an Weihnachten: auf die Feier der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Ja, man möchte es glauben, doch ob es wirklich zutrifft, darüber ist wohl schwer zu urteilen. Jedenfalls geht man auch in den Städten immer in grosser Zahl zur Mitternachtsmette. Man möchte also auch hier das Geheimnis der Heiligen Nacht wirklich erleben!

Spricht man aber in der Stadt nicht doch etwas zuviel vom Schenken, statt vom Kinde in der Krippe zu erzählen und hie und da auch das Weihnachts-Evangelium zu lesen? In sehr vielen Bauernfamilien tut man dies. Wieviel mehr würden sich die Buben und Mädchen auf das Christkind in der Krippe freuen, wenn die Eltern sie im richtigen Sinne auf seine Ankunft vorbereiteten! —

Schneeflocken wirbelten in grosser Zahl auf die Erde nieder, als sich in der Heiligen Nacht um die elfte Stunde das Völklein von Lindenbach auf den Weg zum Kirchlein machte. Von überall her kamen sie, sogar vom abgelegensten Gütlein hochoben am Berg, um drunten in ihrer lieben Pfarrkirche Mitternachtsmette zu feiern. Bald schlug es zwölf vom Turm. Der Gottesdienst begann. Wunderschön war die Krippe hergerichtet und beleuchtet. Alle beteten eifrig mit dem Priester.

Eine weihevollere Stimmung lag über der Gemeinde. Als der Priester von der Kanzel herab die Frohbotschaft verkündete, lauschte das fromme Berglervolk tief ergriffen, und es betrachtete im Geiste die Hl. Familie in ihrer Not: es fühlte mit der Gottesmutter, die in einer kalten, dunklen Felsenhöhle ihr Kind gebären musste.– Ja, in einer finsternen Höhle ward das "Licht der Welt" geboren, auf dass dieses Licht leuchte in der Finsternis, doch die Finsternis hat es nicht erkannt. – Das Volk fühlte auch mit dem heiligen Josef, der für das Kind und dessen Mutter unter so erbärmlichen Umständen sorgen musste, und es fühlte mit den von Furcht gepackten und dann freudig hoffenden Hirten auf dem Felde, denen der Engel verkündete:

"Fürchtet euch nicht! Denn seht, ich verkünde euch eine grosse Freude, die allem Volke widerfahren wird: Heute ward euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr."

Da und dort fasste eine von der Gnade der Stunde getroffene Seele den Vorsatz, mit dem Nachbarn wieder Frieden zu schliessen.

Mich dünkt, wenn der moderne materialistisch-egoistische Zeitgeist tagein tagaus in soviele Nationen und Familien hinein Uneinigkeit und Zwietracht sät, wenn er den Menschen so manche blutende Herzenswunde schlägt, so ist sicher keine Stunde des Jahres so dafür bestimmt, zu versöhnen, Wunden wieder zu heilen, als gerade die Stunde am Heiligen Abend und in der Christnacht, wo die Gläubigen auf der ganzen Welt vor der Krippe des Jesuskindes knien und mit den Engeln des Himmels beten und singen:

"Ehre sei Gott in der Höhe  
und Friede den Menschen auf Erden,  
die eines guten Willens sind."

Als der Mitternachtsgottesdienst beendet, das zum Abschluss feierlich gesungene alte, traute "Stille Nacht, heilige Nacht" verklungen war, und die Bergler durch den frischen Schnee nach Hause stapften, da lag in manchem Antlitz ein neues Leuchten, und mit guten Vorsätzen im Herzen verabschiedete sich das gläubige Völklein, um sich wieder in seinen mehr oder weniger bequemen Laubbetten zur Ruhe zu legen.

Lehrer Albert war noch nicht zu Hause. Die Mutter wartete auf ihn. Sie war es gewohnt, dass er immer etwas später als sie heimkam vom Gottesdienst, denn ein Organist hat dann meist noch irgendetwas zu erledigen. In dieser Heiligen Nacht nun beabsichtigte Albert, nach der Messe mit Helene zusammenzutreffen und ein paar ernste Worte mit ihr zu sprechen; er war dazu in bester Stimmung. Von der Empore herab hatte er eben beobachtet, wie sie nach vorne ging zur Krippe, um dort mit andern Betern noch einige Minuten zu verweilen. Albert wartete. –

Anmutig ist sie und schön, die Helene, dachte er, und noch nie hat sie ihm so gut gefallen, wie gerade jetzt, wo sie so bescheiden und demütig da vorne kniete. – Wenn Helene doch nicht ins Kloster ginge? Vielleicht könnte sie ihn einmal lieb gewinnen und, wer weiss, gar seine Gattin werden? –

Helene aber betete: "Lieber Heiland in der Krippe, hilf mir und zeige mir den richtigen Weg. Heilige Muttergottes und heiliger Josef, helfet mir, Amen."

Bald hatte sie ihre Andacht beendet und verliess die Kirche. Lehrer Albert folgte ihr. Doch wie staunte er, als er sie draussen zu ihrem Vater hingehen sah, der auf sie gewartet hatte. Enttäuscht blieb er beim beleuchteten Anschlagkasten gegenüber der Kirche stehen, als ob er dort noch etwas zu lesen habe. Nun, es bestand ja die Möglichkeit, dass der Herr Gemeindepräsident hier noch mit jemandem ins Gespräch kam

und dass dann seine Tochter vielleicht doch noch allein nach Hause ging.

Aber Helene nahm soeben ihren Vater am Arm und in wenigen Sekunden waren sie im Schneegestöber den sehnsüchtigen Blicken des Lehrers entschwunden.

Heilige Nacht! Und Albert wollte doch gerade in dieser Nacht einmal Helene deutlicher als sonst seine starke Sympathie bekunden. So war also nichts damit. Traurig ging er nun allein seines Weges. Noch ab und zu schaute er zurück auf das Kirchlein, aus dessen Innerem ein paar Lichtstrahlen ins Dunkel hinausdrangen, und dachte an Helene, wie sie vor der Krippe betete. – Ach, es wird schon noch recht werden. Nur schade, jetzt, bei Nacht, wäre es weniger aufgefallen als am helllichten Tag. Es war ihm wegen des Geredes im Dorf. Aber schliesslich, wenn man liebt, muss man auch Dorfklatsch ertragen können. Was kümmert mich das Geschwätz, sagte er sich, als plötzlich eine erregte Stimme vom nahen Pfarrhaus herüber vernehmbar wurde:

"Herr Lehrer, Herr Lehrer, sind Sie es?"

"Ja, was ist denn los?"

"Kommen Sie schnell, es ist bei uns eingebrochen worden, ich muss sofort den Herrn Pfarrer rufen."

"Was, eingebrochen, in der Heiligen Nacht?"

Des Pfarrers Haushälterin, die eben auch vom Gottesdienst zurückgekehrt war und im Pfarrhaus alles in grösster Unordnung vorgefunden hatte, eilte aufgeregt und so schnell sie konnte mit dem Lehrer hinüber in die Kirche. Der Herr Pfarrer war noch ganz erfüllt vom Erlebnis des Mitternachtsgottesdienstes und als guter Seelsorger glücklich, im Gedanken, dass in dieser Stunde wohl wieder in manchem seiner Pfarrkinder der Friede des Herzens eingekehrt war, jener Friede, von dem die Engel sangen.

Die Nachricht seiner Haushälterin vom Einbruch im Pfarrhaus riss ihn nun recht unliebsam aus seiner feierlichen Stimmung. Als er dann drüben in seiner Wohnung das entsetzliche Durcheinander sah, da war es bald aus mit der Feierlichkeit. Zuerst ging er an sein Pult, an dem die Schublade aufgebrochen war. Ein ganzes Bündel Predigtmanuskripte lag am Boden und die Kasse mit 200 Franken Armengeld war nicht mehr drin. Die guten Zigarrenwaren ebenfalls verschwunden! Die Marie stand mit einem Herzen voll Mitgefühl beim Pfarrer; sie wusste, wie glücklich er jedesmal war, wenn er einem armen Menschen eine Freude machen, wenn er einem unbemittelten Theologie-Studenten etwas fürs Studium in die Hand drücken konnte.

"So, Marie, jetzt nimmt mich doch wunder, ob der Kerl eigentlich unser Haus auch wieder verlassen hat, nicht dass er, wenn wir schlafen, mit seiner Arbeit ungestört weiterfahren kann. Also geben Sie mir eine Lampe, dann suche ich das Haus ab, vom Estrich bis in den Keller!"

Der Herr Pfarrer war gar nicht ängstlich. Er guckte unter die Bettladen, öffnete die Schränke und tat, als ob er irgend etwas suche. Als sie dann zum Abort kamen, da stand das Fenster offen, und auf dem Boden waren Spuren von schmutzigen Schuhsohlen. Marie wurde es ganz heiss. Es kam ihr plötzlich in den Sinn, dass sie das Fenster offen gelassen hatte in der Eile.

"Da haben wir's also", sagte der Pfarrer, "hier ist er eingestiegen. Am Fenster ist keine Beschädigung, also war es offen. Der hatte leichte Arbeit."

"Oh, Herr Pfarrer", klagte die Magd halbweinend, halb stotternd, "wenn ich mich nicht irre, habe *ich* vergessen es zuzumachen. *Ich* bin also an allem schuld! Das ist mir furchtbar leid, Herr Pfarrer."

"Nicht so schlimm", entgegnete dieser. Seine gütigen Augen schauten voll Mitleid auf die Magd. Sie suchten weiter, fanden aber keinen Dieb. So schlossen sie überall gut ab, und der Herr Pfarrer schickte die Marie zu Bett. Diese fand natürlich in solch erregtem Zustand keine Ruhe, doch es waren ja ohnehin nur noch wenige Stunden bis zum Weihnachtsmorgen. Der Pfarrer ging nochmals in die Studierstube und ordnete seine Schublade, dann kniete er noch einige Minuten vor dem Gekreuzigten nieder, und auch bei der Statue des hl. Antonius verrichtete er ein Gebet und versprach dem Heiligen, einen Monat lang auf die alltäglichen Zigarren und das Gläschen Wein zu Gunsten der Armen zu verzichten, wenn er ihm wieder Geld für seine Armenkasse schicke. Dann legte auch er sich zur Ruhe.

Tags darauf verbreitete sich die Kunde vom Diebstahl wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf. Ueberall hatte man grosses Bedauern mit dem guten Pfarrer. Die Zeitung meldete den Vorfall und die Polizei des nächsten grösseren Ortes nahm sich der Sache an. In Lindenbach selbst gibt es keine solche Hüter der Ordnung, weil dort nur selten etwas Gesetzwidriges passiert.

Es vergingen einige Tage, da erhielt das Pfarramt am Sylvestermorgen vom Postboten einen gelben, eingeschriebenen Brief. Der Pfarrer traute seinen Augen nicht, als er darin eine Fünfhundertfrankenote vorfand, mit einem Zettel dabei, worauf geschrieben stand:

"In der Zeitung las ich vom frechen Diebstahl in Ihrem Hause. Legen Sie Ihnen Fr.500.- bei, als Ersatz für die gestohlene Armenkasse und bitten Sie, meinen Namen nicht bekanntzugeben. Hochachtungsvoll"

Als die Haushälterin davon hörte, strahlte sie übers ganze Gesicht. Jetzt war ihr wieder leichter.

## Kapitel 10

In Lindenbach ist es üblich, dass bei den Familien, die nicht im Dorfe selbst wohnen, sondern die ihr Heim am Berg droben haben, in der Sylvesternacht St. Nikolaus einkehrt. Dies geschieht aber nicht so wie in den Städten, wo, er als Gefürchteter zu den Kindern kommt und ihre begangenen Fehler und Unarten tadelt, Verslein abhört und dann als Trost noch einige gute Kleinigkeiten austeilte. Nein, hier oben ist St. Nikolaus ein ganz heimlicher Freudenbringer, denn er kommt während die Kinder schlafen und legt ihnen in die bereitgestellten Teller seine guten Sachen. Am Morgen können die Bergbauernkinder nicht schnell genug aus dem Bett springen, wenn es auch noch so warm darin war: sie beschauen sich mit freudigen Augen die Nüsse, Mandeln, glänzenden Aepfel, gedörrten Birnen usw. Ausserdem aber findet ein jedes neben seinem Teller noch irgend einen nützlichen Gegenstand, ein Paar Hosenträger, eine Mütze, Taschentücher, Handschuhe, Strümpfe und dergleichen Dinge. Man muss sich vorstellen, dass viele Bergkinder während des Jahres zum Beispiel Aepfel überhaupt nie zu Gesicht bekommen, und sie diese wie ein kostbares Gut noch lange aufsparen und immer wieder glänzend reiben. Aber dreinbeissen, nein, das bringen sie fast nicht übers Herz. –

Auch Vater Robert und Mutter Barbara machten am Sylvestera Abend für ihre Kinder, die längst friedlich in den Kammern schliefen, die St. Nikolausgeschenke bereit.

Welch ein liebliches Bild vermittelt doch solch eine glückliche, mit Kindern gesegnete Familie, die so fest an schönen, uralten Bräuchen hält, dem stillen Betrachter.

Ist auch ihr häuslicher Herd noch so bescheiden, so strahlt er doch immer Wärme und Zufriedenheit aus.

Wie auffallend gross ist der Gegensatz zwischen echt christlicher, und moderner, sehr oft gewollt kinderloser Ehe!

Am gleichen Sylvesterabend sassen Hans und Marguerite, die im Herbst als noble Feriengäste Lindenbach besucht hatten, in einem Dancing, um auf ihre Art Sylvester und Jahresbeginn zu feiern.

"Du Margrit, beim nächsten Walzer gibst du dir aber mehr Mühe, als beim letzten, gelt!" ermahnte soeben Hans seine in ein seidenes Abendkleid gehüllte, heute besonders hübsche Frau.

"Was habe ich denn nicht recht gemacht?" fragte sie erstaunt.

"Ich rede nicht von Fehlern, aber ich weiss, dass du Walzer schon viel eleganter getanzt hast als vorher", stellte er überzeugt fest.

"Also meinetwegen, ich will nächstesmal mein Möglichstes tun", sagte sie mit einem etwas gekünstelten Lächeln.

Da spielte die Musik wieder die ersten Takte eines herrlichen Wienerwalzers, als gleich darauf ein junger, netter Herr auf Margrit zuing, sich verneigte und sein "ist's erlaubt" vorbrachte, indem er die Bitte, wie es sich gehörte, sowohl an Margrit wie an Hans richtete.

Margrit schaute ihren Mann, der diesen Walzer so gerne selbst mit ihr getanzt hätte, verwundert an. Hans konnte dem Herrn nicht gut absagen, also stimmte er nickend zu. Margrit erhob sich, und gleich drehten sich die Beiden zum zauberhaften Rhythmus der Musik, dass es eine Freude war, ihnen zuzuschauen.

"Sie tanzen sehr gut Walzer, da komme ich ja kaum mit", sprach der Unbekannte.

"Oh, Sie führen mich eben sehr gut!" entgegnete seine Partnerin schmeichelnd.

Hans sass am Tisch und zündete sich eine Zigarette an, suchte aber sofort wieder die Gemahlin im Trubel der vergnügten Paare. Er beobachtete sie eifrig, doch unauffällig. Die Geigen

spielten und jubilierten, die Röcke wirbelten, und es schien, als ob die Paare alle Sorgen des Alltags wirklich vergessen hätten. Margrits Tänzer fühlte sich in den Armen einer Prinzessin, lächelte ihr öfters freundlich zu und bedauerte es, als das Orchester schon die letzten Takte spielte. Beim impulsiven Schlussakkord drehte er sich mit ihr noch ein paarmal kräftig im Kreise herum - vielleicht etwas zu stürmisch. Margrit merkte nicht, dass sie der eifersüchtige Blick ihres Hans verfolgte; sie gab ihrer Begeisterung mit einem dankbaren Lachen Ausdruck. Dann begleitete der Fremde Margrit an den Platz, bedankte sich und verliess das Lokal für einige Minuten. Nichts ahnend setzte sich diese wieder neben Hans und trank ihr Glas leer; sie hatte Durst bekommen.

"Hans, würdest du mir noch etwas zum Trinken bestellen?"

"Ah, natürlich, entschuldige, ich habe das ganz übersehen", entgegnete Hans besorgt.

Nach einer Weile kam der Herr von vorhin wieder zur Tür herein. Hans musterte ihn von Kopf bis Fuss. Jetzt sass er am Tisch und hatte eine Zeitung vor sich, in der er zu lesen begann. Margrit lenkte ihre Blicke ab und zu hinüber, ohne dass es Hans bemerkte. Dann kam die Serviertochter und brachte das Gewünschte.

"Bringen Sie mir bitte noch eine Schachtel dieser Zigaretten", bat Hans das dienstbereite Fräulein.

"Sehr gerne, Herr", erwiderte dieses freundlich. Hans hatte eben die letzte zu Ende geraucht und zerdrückte den Stummel im Aschenbecher. Da begann das Orchester wieder zu spielen.

"Und, Margrit, machen wir den?"

"Lass mich noch ein Weilchen verschnauften, der Abend ist ja noch lang!"

"Wie du willst, Margrit!"

Die Serviertochter kam und brachte die Zigaretten. Hans bezahlte und zündete gleich wieder eine an. Nicht lange aber ging es, da erhob sich der Herr drüben am Tisch, kam auf Margrit zu und bat neuerdings um einen Tanz.

"Tut mir leid, ich tanze jetzt nicht", sagte Margrit. Jener entschuldigte sich und kehrte nach einer leichten Verneigung an seinen Platz zurück, ohne eine andere Dame zu engagieren. Margrit strich sich durch die Haare, die Frisur lag noch gut.

Bald aber fiel ihrem Gatten auf, dass sie den Blick nicht selten auf eben diesen Fremden richtete. Erst schien es ihm nur eine Täuschung, bis er bemerkte, dass derselbe eigentlich auch mehr als nur zufällig herüberschaute. Hans beobachtete jetzt die Beiden mit den scharfen Augen eines Eifersüchtigen; natürlich ganz unauffällig – er glaubte es wenigstens.

Da erklang wieder ein Walzer.

"So, Margrit, der gehört jetzt uns, nicht wahr?"

"Jawohl Hans, weisst du auch wie er heisst?"

"Ja natürlich, das ist doch "Wienerblut".

"Richtig", antwortete Margrit und begann die Melodie halblaut mitzusingen. Sie tanzten und waren so fröhlich, dass Hans das Vorausgegangene als eine Lächerlichkeit vorkam, und er sich selbst als dummer Kerl. Margrit bewies ihm ja jetzt, dass ihr Herz doch nur ganz bei ihm sein konnte, sie wandte ihre Augen nicht ab von ihm und war so fröhlich, so lieb und so unbesorgt. Nein, es konnte nicht sein, was er sich vorhin gedacht. –

Dass er aber von Margrit bereits durchschaut worden war, merkte er nicht. Gerade deshalb gab sie sich ja bei diesem Tanz alle erdenkliche Mühe, um ihm sein heimliches Misstrauen aus dem Kopf zu schlagen. Solche Täuschungsmanöver gelangen ihr nicht zum erstenmal, sie war raffiniert genug dazu. Stark erhitzt gingen die Beiden wieder an ihren

Platz. Bald kam Mitternacht und der Beginn des neuen Jahres.

"Du, Margrit, so hast du mit mir schon lange nicht mehr getanzt, das war eine Freude!"

"Man ist eben nicht zu jedem Tanz gleich gut disponiert, das weisst du ja auch, nicht wahr?"

"Ja natürlich, aber diesmal war es einfach fabelhaft. Da, trinke jetzt, Margrit, das erfrischt dich, oder willst du lieber ein Glas Wein?"

"Oh, gerne!"

Er bestellte Wein für sie, obwohl er genau wusste, dass Alkohol Margrit sehr schnell in den Kopf stieg. Aber schliesslich ist ja nur einmal im Jahr Sylvester, dachte er.

Die Stimmung im Saale wurde immer ausgelassener. Es kam die grosse Minute, da es zwölfuhr schlug und von allen Kirchtürmen die Glocken ertönten. Die üblichen Wünsche wurden ausgetauscht und sorglos tanzte man in das neue Jahr hinüber.–

Es war seit Mitternacht noch keine Stunde vergangen, als sich Hans von seinem Platz erhob, sich bei Margrit entschuldigte und den Saal für kurze Zeit verliess.

Wie nun das Orchester wieder einsetzte, da schien dem jungen Draufgänger kein Moment günstiger als der jetzige, Margrit ein drittesmal um einen Tanz zu bitten. Sein Wunsch wurde erfüllt, denn Margrit wollte dem freundlichen, netten Gentleman nicht noch einmal "einen Korb geben", und zudem tanzte sie ja nicht ungern mit ihm. Sie merkte aber bald, dass ihr der Wein den sicheren Boden unter den Füßen genommen hatte. – Wenn nur Hans jetzt nicht gleich hereinkommt, dachte sie. Ein wenig plagte sie schon der unangenehme Gedanke, dass sie vorhin eigentlich trotz allem nicht hätte zusagen dürfen, besonders nicht, weil Hans draussen war. Aber nun war's schon geschehen.–

"Wieviele Jahre tanzen Sie schon?" fragte Margrits Partner, indem er ihr mit werbendem Blick in die Augen sah.

"Schon seit meiner Jugendzeit, vielleicht etwa seit 10 Jahren. Und Sie, wenn ich fragen darf?" antwortete Margrit, leicht errötend.

"Ich habe nie viel getanzt, und das bisschen, das ich kann, hat mir meine Schwester beigebracht", erklärte er ihr.

"Ah, Sie haben eine Schwester? Ist sie jünger oder älter als Sie?" wollte Margrit wissen.

"Sie ist erst 19 Jahre alt; übrigens eine tüchtige Damenschneiderin."

"So so, Damenschneiderin ist sie; mit eigenem Geschäft?"

"Ja, sie arbeitet selbständig. Zu Hause bei uns hat sie ein Atelier. Vielleicht haben Sie auch schon etwas von "Couture Liselotte" gehört? –

"So entwickelte sich ein kleines Gespräch, und Margrit wusste nicht, dass Hans sie schon geraume Zeit beobachtete.

Als dieser nämlich festgestellt hatte, dass sie tanzte ging er mit Absicht nicht an seinen Platz, sondern setzte sich an einen andern Tisch, nahm eine Zeitung von der Wand und versteckte sich dahinter. Er sah, wie sich Margrit mit dem Herrn sehr lebhaft unterhielt, er sah auch, dass sie sich nicht mehr ganz in ihrer Gewalt hatte. Daran ist der Wein schuld, dachte er. Plötzlich aber bemerkte er mit klopfendem Herzen, wie der verwünschte Unbekannte sich immer auffälliger um Margrit bemühte und sie fester als üblich an sich nahm. Hans empörte es, dass sie dies zuliess. Sie ist eben nicht mehr nüchtern, sagte er sich, stand auf und ging an seinen richtigen Platz. In seinem Innern kochte und brodelte es. Er konnte sich fast nicht mehr beherrschen. Nach wenigen Minuten war der Tanz beendet. Als Margrit mit schlechtem Gewissen wieder neben Hans sass, ging es nicht lange, so erhielt sie von ihm ziemlich starke Vorwürfe:

"Kaum bin ich einen Moment draussen, musst du schon wieder mit diesem Jüngling da tanzen."

"Aber bitte, ist das etwas Schlimmes? Reg' dich doch nicht auf wegen nichts! Der Herr wird wohl einen Tanz mit mir machen dürfen, auch wenn du einmal nicht dabei bist."

"Es kommt darauf an, *wie* man tanzt!" erwiderte Hans energisch. "Ich war eben doch dabei, ohne dass du es gemerkt hast, und habe euch beobachtet!"

"Nimmt mich nur wunder, was du da wieder Besonderes gesehen hast. Nicht einmal am Sylvesterabend lässt du mich in guter Stimmung, du Eifersüchtler!"

"Wenn du nicht mehr weisst, was sich schickt und was nicht, so tust du mir leid!" erwiderte Hans erzürnt. Seine Augen sprühten vor Entrüstung.

"Was du dir zum Beispiel in den letzten fünf Minuten gefallen liessst, das hätte ich dir nie zugetraut, du solltest dich schämen!"

"Jetzt höre mir bitte auf mit diesen Vorwürfen, sonst gehe ich sofort nach Hause!"

"Also gut, einverstanden, gehen wir nach Hause, mir ist's jetzt auch nicht mehr ums Tanzen!"

Er erhob sich entschlossen und Margrit desgleichen. Ohne ein Wort zu reden, gingen sie.–

Diesesmal aber brauchten sie einige Zeit, bis sie wieder miteinander im Reinen waren. Hans litt ganz besonders in jenen Tagen. Es schien ihm, als ob irgend jemand immer wieder von Zeit zu Zeit sein Glück zu zerstören versuche. Er mochte sich anstrengen wie er wollte, die Enttäuschungen wurden nicht seltener, die Entfremdung nahm zu. Dunkle Schatten des Zweifels und Misstrauens hatten sich über seine Ehe gelegt.

## Kapitel 11

Am Neujahrsmorgen war in den Kammern der Haldenrüti reges Leben. Sieben Buben und zwei Mädchen beschauten mit leuchtenden Augen ihre St.Nikolausgeschenkelein. Dankbaren Herzens ging ein jedes zu Vater und Mutter mit seinem: "Vergelt's Gott Vater, vergelt's Gott Mutter." Der Mutter aber standen Tränen in den Augen. Um sich abzulenken, ging sie an die Wiege, in der Töneli fröhlich strampelte. Der wusste noch nichts von Jahreswechsel und "Sammichlaus".

Die Kinder hatten damals noch nicht recht begriffen, warum eigentlich die Mutter an einem Neujahrsmorgen, wenn sie zu ihr kamen, ihr Gottes Segen wünschten und für die Geschenkelein dankten, nicht auch fröhlich war wie sie, sondern meist weinte. Aber später, als sie älter waren, erwachsene Söhne und Töchter, da begriffen sie es. Mutterglück war es und Mutterstolz, eine grosse, liebe Kinderschar um sich zu haben, die dankbar war für eine Kleinigkeit, die Freude hatte auch an dem Wenigen. Doch Mutterschmerz war es zugleich, fühlte sie doch zu gut, dass sie nun wieder ein Jahr näher war der Zeit, da sie einmal nicht mehr für ihre lieben Buben und Mädchen wird sorgen können. Mutter wird älter, aber auch die Kinder, dachte sie sich jeweils im Stillen. Und bald steht keine Wiege mehr im Zimmer, aus der zwei Engelsäuglein lächeln, bald kommt keine Regula und kein Aenneli mehr zu ihr, um sich von ihr die Haare kämmen, sich sauber waschen und ankleiden zu lassen, bald kommt auch kein Peterli mehr gesprungen, mit der Klage: "Mutti, Karo hat mir den Strumpf schon wieder zerrissen." Ja ja, bald sind sie alle gross, Männer und Frauen, und wandern aus, eines nach dem andern, fort von Vater und Mutter, fort vom Elternhaus. –

Und wenn dann später ein Sohn oder eine Tochter aus der Ferne den Eltern zum neuen Jahre alles Gute wünschte, so

war es nun nicht mehr nur die Mutter, welche weinte, nein, jetzt perlten auch aus den einstmals lachenden Kinderaugen Tränen, und mit wehmutsvollem Herzen dachten Söhne und Töchter zurück an die goldene Jugendzeit, zurück an das im Elternhaus verlebte, unsagbare Glück.

"O selig, o selig ein Kind noch zu sein!"–

Als das Völklein von Lindenbach zum Neujahrs-Gottesdienst versammelt war, verkündete der Herr Pfarrer mit Freuden das Ereignis von der erhaltenen Fünfhundertfranken-Note. Und siehe da, das eingesammelte Armenopfer fiel heute reichlicher aus als sonst. Das gute Beispiel des ungenannten Spenders hatte die Gemeinde zu grösserer Opferbereitschaft angespornt. Der Herr Pfarrer aber verzichtete einen Monat lang, wie er es dem hl. Antonius versprochen hatte, auf Wein und Zigarren, und legte den eingesparten Betrag in die Armenkasse.

## Kapitel 12

Es war an einem kühlen Montagnachmittag, Ende Januar. Lehrer Albert liess die oberen Klassen einen etwas heiklen Aufsatz schreiben über das Thema: "Die Natur in ihrem Winterschlaf". Er stellte den Schülern mit Absicht öfters solch schwierige Aufgaben, weil er sich sagte, sie sollen möglichst früh genau beobachten, vergleichen und selbständig urteilen lernen.

Während sich nun Buben und Mädchen um das Zustandekommen ihres Aufsatzes bemühten, spazierte Lehrer Albert von einer Bank zur andern, um zu sehen, was über das gestellte Thema berichtet wurde. Nach einer halben Stunde hatten die meisten erst ein paar Sätze geschrieben. Sie sassen da, den Kopf auf die Hände gestützt, oder am Bleistift kauend. Andere schauten verträumt zum Fenster hinaus, als wollten sie die Natur selbst um Aufschluss fragen. Josef hingegen fühlte sich jetzt in seinem Element. Wie liebte er doch solche Aufsatzthemen! So schrieb er denn eifrig vom Sterben und Werden der Natur, und er machte auch einen Vergleich mit dem Leben des Menschen, so gut er es konnte. Merkwürdigerweise beschäftigte er sich gerade mit solchen Dingen, die nicht so einfach waren, besonders gern. Wenn sein Vater Bücher heimbrachte, die er sich beim Herrn Pfarrer entliehen hatte, dann war es Josef, der als einziger von seinen Geschwistern den Vater bat, ihm die Bücher auch zu zeigen. Vater Robert wollte ihm jeweils diese Bitte natürlich nicht abschlagen, obwohl er wusste, dass Josef vieles, was darin zu lesen war, noch nicht verstehen konnte. Er freute sich ob dem Lerneifer seines Sohnes, und im Stillen hoffte er, dass Josef nun bald einmal den Weg zum Priesterstudium einschlagen werde. So sah er ihn hie und da im Geiste schon am Altare stehen, dann wieder auf der Kanzel, und sein Vaterherz frohlockte, ja es war zeitweise voller Jubel. –

Der Herr Lehrer ging also von einem zum andern, und zwischen hinein blieb er auch am Fenster stehen und betrachtete ebenfalls die Natur in ihrem Winterschlaf, oder er schaute hinüber aufs liebe, traute Kirchlein.

Wie er so sinnend am Fenster stand, sah er eine jugendliche Frauengestalt das Strässchen herunterkommen. Allem Anschein nach muss das Helene sein, dachte er. Jetzt ging sie gerade über den Dorfplatz bei der grossen, alten Linde vorbei. Die Unaufmerksamkeit Alberts reizte einige seiner Schüler, Lumpereien zu treiben. Da flog ein zerknülltes Stück Papier hinüber zu Martha, die empört drohte, es bei Wiederholung dem Lehrer zu melden, dort schlich der Untergaden-Töni leise zwei Bänke nach vorn und zog schleunigst Marianne an ihren langen Zöpfen, so dass diese beinahe laut aufschrie.

Inzwischen kam Helene - denn sie war es wirklich - am Schulhaus vorbei und verfehlte es nicht, einen nach dem jungen, liebenswürdigen Herrn Lehrer suchenden Blick an die Schulzimmerfenster hinaufzuwerfen. Und schon ging ihr geheimer Wunsch in Erfüllung. Es war, als ob die Augen zweier Liebender sich wie Magnete angezogen hätten. Für Sekunden versenkten sich die Blicke Helenes und Alberts ineinander und zauberten bei beiden ein glückliches Lächeln hervor.

Dieses Lächeln aber weckte den Gwunder Tönis, der auf die Bank stand, um besser zu sehen, wem wohl der freundliche Gruss gegolten habe. Es reichte ihm gerade noch, Helene zu erblicken und damit seine Neugierde zu befriedigen. Im nächsten Moment drehte sich der Lehrer wieder der Klasse zu; vom Manöver des Lausbübleins hatte er gar nichts bemerkt.

Albert war nun froh, dass die Schüler mit ihrem Aufsätze genügend Beschäftigung hatten. Unterdessen malte er sich

aus, wie schön es doch sein müsste, wenn ihm Helene einmal zustimmen würde, Frau Lehrer zu werden. –

Nach Schulschluss begab er sich zum Kirchlein; er wollte noch ein Weilchen Orgel spielen. Vorher aber betrat er ein Haus und kam bald mit dem kleinen Christeli wieder heraus, welcher ihm den Blasbalg treten musste. Das tat Christeli immer gern, denn mit den Batzen, die er dabei verdiente, konnte er seiner Mutter, die Witfrau war, von Zeit zu Zeit eine Freude bereiten.–

Wie sie das Kirchenportal geöffnet hatten und eingetreten waren, hielt Albert staunend inne, denn in den vorderen Bänken kniete eine ihm nicht unbekannte, junge Beterin: es war Helene.

Als diese hörte, dass jemand die knarrende Emporentreppe hinaufstieg, dachte sie gleich, dass es der Herr Lehrer sein müsse. – Da ertönte denn auch wirklich die Orgel, und Lehrer Albert begann sogar dazu zu singen: "Ave, ave verum corpus, natum de Maria virgine..."

Jetzt konnte Helene nicht mehr beten; sie war ganz ergriffen und musste lauschen Mozarts "Ave verum" liebte sie.

Helene war einst vor Jahren mit ihrer Mutter an einen berühmten Wallfahrtsort gepilgert. Dort hörte sie in der Kirche zum erstenmal diese unsterbliche Motette, von einem gutgeschulden Chor gesungen. Noch nie prägte sie sich ein Musikstück so stark ein, wie gerade dieses. Es hatte sie zutiefst erschüttert. Seither, wenn sie es wieder hörte, ging es ihr nicht anders, und es wurde da zuerst noch die Erinnerung an jene schöne Wallfahrt wach in ihrem Geiste.–

Ja damals war sie erst 14 Jahre alt, ein braves, frommes Mägdlein, ganz und gar vom Gedanken beseelt, Klosterfrau bei den barmherzigen Schwestern zu werden. Diesen Wunsch hatte sie an jenem Gnadenort besonders auf den Altar gelegt. Nun zählte sie 19 Jahre. Brav und fromm war sie

zwar immer noch, aber, was sie bisher kaum für möglich gehalten, wurde nun allmählich Wirklichkeit: Ihr junges Herz begann ein noch unbestimmtes Gefühl besonderer Sympathie für einen Menschen des andern Geschlechts zu empfinden. Vor wenigen Monaten noch ganz zaghaft, jetzt aber immer stärker. Albert, der nette Dorfschullehrer, ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Dass er ein guter, sehr religiöser Mensch war, das wusste sie. Und dass er sie gerne sah, das wusste sie ebenfalls. Sollte dieser Mann vielleicht im Stande sein, ihren Jugendentschluss zu ändern? –

Albert spielte zum Abschluss ein Muttergotteslied und sang dazu. Dann sagte er dem Christeli, er könne nun wieder heimgehen, gab ihm drei Batzen und kniete noch einige Minuten nieder. Er freute sich im Stillen darüber, dass Helene immer noch im Kirchlein weilte; sie hatte ihm also eine halbe Stunde lang zugehört. – Helene hätte schon längst wieder zu Hause sein sollen. Doch wer wollte es ihr verübeln, wenn sie heute länger als gewöhnlich von zu Hause fort blieb. Jetzt aber musste sie gehen. Sie nahm ihre Tasche, machte ein andächtiges Kreuz über Stirne und Brust und verliess das Kirchlein, nicht ohne im Vorbeigehen den auf der Empore knienden Herrn Lehrer - der es sogar während seines kurzen Gebets nicht übers Herz brachte, seine Augen von Helene abzuwenden - mit einer leichten Verneigung zu grüssen.

Gleich darauf stieg Albert die Treppe hinunter. Er wollte Helene endlich einmal das fragen, was ihn schon einige Zeit beschäftigte, und was er sie schon in der Christnacht gerne gefragt hätte. Es klopfte ihm das Herz. Wenige Sekunden vergingen; dann flog die Kirchtüre geräuschvoll ins Schloss. Bald hatte er Helene eingeholt.

"Grüss Gott Fräulein Stadler! Darf ich Sie vielleicht ein paar Schritte begleiten?"

"Ach, guten Abend Herr Lehrer; bitte sehr gerne!"

Nach einem kurzen Begrüßungsgespräch machte Helene eine Bemerkung, die Albert wie gewünscht kam, als sie die schmeichelnden Worte zu ihm sagte:

"Sie haben übrigens vorhin ein wunderbar schönes Lied auf der Orgel gespielt, das hat mir sehr gut gefallen."

"So so, meinen Sie etwa das "Ave verum" von Mozart?"

"Ja, das meine ich!"

"Das ist aber auch wirklich ergreifend schön! Gefällt Ihnen eigentlich ernste und religiöse Musik besser als heitere?" fragte nun Albert.

"Ja, sie bedeutet mir mehr, obwohl ich frohe Lieder und Musik auch gern habe, aber wenn ich schöne Kirchenmusik höre, so packt mich das tiefer und ich habe dann ein grösseres Erlebnis."

"Das ist gut so, Fräulein Stadler. In diesem Fall aber muss ich Ihnen jetzt unbedingt eine Frage stellen."

"Und das wäre, Herr Lehrer?"

"Möchten Sie nicht in unserem Kirchenchor mitsingen, wenn Sie doch religiöse Musik, so gern haben? Sie wären bei uns herzlich willkommen!"

Helene war überrascht ob dieser Frage; ein leises Rot überzog ihre Wangen.

"Ja glauben Sie, dass ich mich dazu eigne?" fragte sie verstimmt.

"Oh gewiss!" antwortete der Lehrer und fügte bei: "Es würde mich wirklich sehr freuen, Sie in meinem Chor begrüßen zu dürfen."

"Ich wäre nicht abgeneigt, ja zu sagen", erwiderte Helene, "doch vorerst möchte ich einmal mit der Mutter darüber sprechen. Ich gebe Ihnen so bald als möglich Bescheid. Nun müssen Sie mich aber entschuldigen, Herr Lehrer, ich sollte nämlich schon lange zu Hause sein."

"Bitte, bitte, Fräulein Stadler. Verzeihen Sie mir, dass ich Sie aufgehalten habe. Ich lasse Ihre Angehörigen grüssen und hoffe, dass Sie recht bald eine tüchtige Kirchenchorsängerin sind. Auf Wiedersehen Fräulein Stadler!"

"Auf Wiedersehen Herr Lehrer. Auch meinerseits herzliche Grüsse an Ihre liebe Mutter, und nichts für ungut!" —

Helene hatte nun immer mehr mit einem Gedanken zu kämpfen, der eigentlich doch ziemlich überraschend an sie herantreten war. Sie wusste, dass es ihr schwer fallen würde, aus der bisherigen stillen, nach innen gekehrten Art herauszutreten und sich durch eine Annäherung an Lehrer Albert dem öffentlichen Gespräch auszusetzen, sie, von der alle glaubten, dass sie ins Kloster gehen wolle. —

Als sie der Mutter den Wunsch Alberts mitteilte, war diese nicht wenig erstaunt. Dass es im vorliegenden Falle nicht nur allein um den Beitritt Helenes zum Chore ging, das fühlte sie. Helene hatte ihr ja gesagt, dass der Herr Lehrer sehr inständig um ihre Mitwirkung angehalten und ausser gewöhnlich freundlich mit ihr gesprochen habe. So nahm sie vorerst weder für, noch gegen das Anliegen Stellung, sondern wartete ab. Als sie aber merkte, dass sich ihre Tochter sehr stark damit beschäftigte und es ihr daran gelegen war, Albert bald Bescheid zu geben, ja dass sie sich sogar für ihn ernsthaft zu interessieren begann, da sagte sie sich: Jetzt gilt es, Helene mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Wenn sie von diesem Tage an jeweils an des Lehrers Haus vorbeiging, und Alberts Mutter gerade im Garten arbeitete, liess sie sich gerne mit ihr in ein Gespräch ein. Sie lenkte dann das Thema meist gleich auf Helene und Albert. Nach einiger Zeit war es soweit, dass sie öfters zusammen kamen, nachdem sie die Absichten ihrer Kinder deutlich genug erkannt hatten. Helenes Mutter wollte sich dann auch selbst überzeugen, wie Albert reagiere, wenn sie ihm sage, dass sie mit Helenes Eintritt in den Kirchenchor einverstanden sei. Als der grosse Mo-

ment kam und sie sah, wie Albert bei dieser Mitteilung über ganzes Gesicht strahlte, da wusste sie wirklich Bescheid. Sie zweifelte nicht daran, dass er ein lieber, guter Mensch war. Dies bestätigte ihr auch seine Mutter.

Helene überwand bald ihre Schwierigkeiten. Das Flämmlein der Liebe loderte von Tag zu Tag stärker. Bereits sang sie eifrig mit im Kirchenchor. Jetzt war es ihr auf einmal gleichgültig, was die Leute von ihr redeten. Sie hatte ihr gutes Gewissen und stand mutig an der Seite Alberts, um gemeinsam mit ihm dem Glück entgegenzueilen.

## Kapitel 13

Die letzten Reste des Winterschnees waren selbst in den Bergen seit wenigen Wochen verschwunden. Die Frühlingssonne gab der Natur neues Leben. In Lindenbach ging man jetzt überall ans Misten, eine sehr mühsame Arbeit, denn hier oben kann, ausgenommen direkt im Tale, kein Wagen fahren; alles muss auf dem Rücken Schritt für Schritt transportiert werden, und dazu sind die Gütlein nicht selten zerstückelt, einzelne Teile oft ordentlich weit vom Hause entfernt. – Etwa zur gleichen Zeit wurde das Vieh, das die Wintermonate im Stall verbrachte, tagsüber ins Freie gelassen. Man hatte einen bestimmten Teil des Bodens, auf den natürlich kein Mist getragen wurde, eingezäunt, wo es nun das erste, saftige Grün abgrasen konnte.–

Vater Robert schickte seinen Josef zum Aelpligaden-Hannes, dem er wieder für wenige Wochen aushelfen sollte. Das gefiel Josef, denn der Aelpligaden lag im Tale unten, und jetzt, im Monat Mai, war jeden Abend Maiandacht im Kirchlein, da hatte er keinen weiten Weg! –

Eben trieb er die letzten Kühe in den Stall. Es war heute ein wenig später geworden als sonst. Das passte ihm nicht, denn das Glöcklein, das zur Andacht läutete, war schon verklungen. Jetzt schlug er hastig die Stalltüre zu und rannte, so schnell ihn die Füße trugen, dem Kirchlein entgegen.

Horch, still, die Orgel spielt! Einige Schritte vor dem Kirchhof hielt er kurz inne. Durch ein offenes Kirchenfenster hörte er Frauenstimmen singen:

"Sancta Maria,  
Sancta Dei genitrix,  
Sancta virgo virginum,  
ora pro nobis"

"Was, sie singen schon die Litanei", sagte er vor sich hin. Ein paar Sekunden später trat er ins Kirchlein ein.

"Mater amabilis,  
Mater admirabilis,  
Mater boni consilii,  
ora pro nobis",

tönte es ihm entgegen. Die Regine hörte er wieder aus allen. Ach, sie singt halt einfach wunderschön! In der hintersten Bank kniete er nieder. Er schaute öfters nach vorn zum Maialtar und betrachtete die "Mater amabilis", die liebevolle Mutter. Sie war von Blumen umgeben und viele Lichtlein flackerten zu ihren Füßen. Auf dem Arm aber trug sie das Licht der Welt, ihr göttliches Kind. Josef lauschte andächtig der Muttergottes-Litanei, die in ihm immer einen tiefen Eindruck hinterliess, nicht etwa nur wegen Regines Stimme. Nein, es war etwas geheimnisvoll Schönes, das von dieser Litanei auf ihn überging.–

Sie ist aber auch eine Perle unter den Gebeten der Kirche. Und doch gibt es etliche Christen, denen sie nicht viel bedeutet. Sie sei langweilig, sagen sie. Ihnen fehlt es wohl an der richtigen, kindlich-frommen Liebe zur Gottesmutter, oder aber am Verständnis der Worte. Wie sollte doch unser Herz Freude empfinden, wenn wir zu unserer himmlischen Mutter rufen: "Du Heil der Kranken, du Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten, Helferin der Christen, du Königin aller Heiligen, bitte für uns!" Lob, Preis und Bitte sind in diesem herrlichen Gebet vereint.

Alle jene, die schon in leidvollen, bitteren Stunden - und wer kennt solche nicht - vor ihrem Bilde gekniet und gerade diese Litanei vertrauensvoll gebetet haben, sie werden sicher grossen Trost empfunden und Gnade erhalten haben. Unzählige ratlosen Menschen, die zur ihr als der "Mater boni consilii", der Mutter des guten Rates, Zuflucht genommen, ist sie schon bei gestanden, und auch unserem Josef wird sie ein-

mal in entscheidender Stunde ihre besondere Hilfe und ihren guten Rat zuteilwerden lassen. Und alle jene, die den inneren Frieden suchten, den ihnen die Welt nicht geben konnte, sie werden ihn gefunden haben, wenn sie voll Vertrauen zu ihr gingen, ist sie doch auch die "Regina pacis", die Königin des Friedens.

Ja, so eine Maiandacht kann ein recht schönes Erlebnis werden. Man muss nur verstehen, in ihre Geheimnisse ein wenig einzudringen.

Der Chor beschloss die Andacht mit einem "Ave Maria, gratia plena" Lieblich, ewig schön ist dieser Engelsgruss; tief-sinnig und ernst die Bitte: "Sancta Maria, mater Dei, ora pro nobis peccatoribus, nunc et in hora mortis nostrae, Amen! - Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen!" -

Als Josef wieder heimwärts gehen wollte, kam schnell Aenneli auf ihn zu, seine jüngere Schwester, und meldete ihm, der Vater habe heute beschlossen, ihn zusammen mit Robert diesen Sommer auf die Alp "Galans" zu schicken. Er solle am Sonntag in den Hauptgottesdienst kommen und dann auf den Vater warten, damit er mit ihm darüber reden könne.-

Anfangs Juni war Josef bereits wieder bei seinen Lieben in der Haldenrüti, und als das Vieh zum Alpaufzug gesammelt wurde, verabschiedeten sich die beiden Brüder von Eltern und Geschwistern und zogen hinauf in jene stillen Höhen, wo es noch einsamer ist und noch viel stiller als drunten im Lauital. Hier oben verbrachte Josef den Sommer 1899, zum letzten Mal in seinem Leben als Hirt, als Hüter der Schafe und des Viehs; bald sollte er sich darauf vorbereiten, Seelenhirt zu werden. Er fühlte es aber auch, dass es das letztmal sein musste, sonst hätte er nicht da und dort seinen Namen und die Jahreszahl in eine Schieferplatte eingekratzt. - Manch schöne, aber auch trübe Stunden erlebte er hier oben

auf der Alp. Ein schweres Gewitter mit Hagelschlag blieb ihm zeitlebens in Erinnerung.

"Du, Josef, es fehlt ein Schaf, geh' schnell und suche es, bevor es irgendwo abstürzt, ich bleibe hier", sagte Robert zu seinem jüngeren Bruder.

"Hast du sie auch richtig gezählt, nicht dass ich vergebens suche?"

"Natürlich, meinst du, ich könne nicht zählen", antwortete Robert selbstsicher.

So rannte Josef bei strömendem Regen von Ort zu Ort und suchte nach dem verlorenen Schaf.

"Hallo, Josef!" rief Robert, so laut er konnte.

"Ja, was ist los?" tönte es zurück.

"Es fehlt keines mehr, komm herunter!"

Als Josef wieder bei Robert war, fragte er ihn, wo denn auf einmal das Schaf hergekommen sei.

"Das habe ich nicht genau gesehen. Als ich vorher nochmals zählte, waren es wieder alle."

"Ich glaube, du hast dich halt doch getäuscht, das erstemal!" sagte Josef lächelnd. Im gleichen Moment fuhr einige hundert Meter von ihnen entfernt, ein greller Blitz nieder und ein dröhnender Donnerschlag folgte eine Sekunde später, sodass die beiden Brüder erschranken.

"Und da hätte ich noch sehen sollen, wo das Schaf hergekommen ist, wenn es ständig blitzt, dass man ganz geblendet wird!" wendete nun Robert ein, dem es nicht recht war, dass sein jüngerer Bruder vorher Gelegenheit hatte, ein wenig über ihn zulächeln.

Am Abend, als sie bis auf die Haut durchnässt, Schafe und Kühe in die Stallungen trieben, waren sie froh, sich etwas erwärmen zu können. Das Abendessen, besonders aber die frische, heiße Milch, schmeckte Robert und Josef, die seit

dem frühen Morgen nichts als trockenes Brot und Käse gegessen hatten, ganz vorzüglich.

Hüterbuben führen wirklich ein bescheidenes Leben, und doch leuchtet aus ihren Augen Freude und Zufriedenheit. Robert und Josef standen jetzt eine Weile hinüber zum Feuer, trockneten die Kleider und entfernten das nasse Heu aus ihren Schuhen. Hüterbuben tragen nämlich keine Strümpfe, sie stopfen Heu in die Schuhe, das sie bei Regenwetter, wenn es vom eingedrungenen Wasser feucht geworden ist, einfach von Zeit zu Zeit mit trockenem auswechseln, welches sie bei sich in den Hosentaschen herumtragen. – Nun wurden die Kühe gemolken und die beiden Buben hatten in den Stallungen verschiedene Arbeiten zu verrichten, bis dann um 9 Uhr das Vieh, das im Sommer über Nacht im Freien, auf einer geschützten Weide bleibt, wieder ausgetrieben wurde. Nach dem Melken ging der Senn wie jeden Abend vor die Hütte, hinauf zum schlichten Holzkreuz, wo er mit lauter Stimme den Alpsegen in die Nacht hinausrief. Es ist dies ein schöner, uralter Brauch. In früheren Zeiten waren solch abgelegene Alpen von mannigfachen Gefahren bedroht. Aber auch heute noch fühlt sich ein Senn oft genug völlig machtlos, ist er doch von allem menschlichen Beistand abgeschlossen. So sehnt er sich umsomehr nach einer schirmenden Hand. Also fleht er jeden Abend den Schutz des Allmächtigen, der lieben Gottesmutter und aller Heiligen auf Mensch, Vieh, Hütte und auf die ganze Alp herab, wie es schon seine Väter getan haben. Der Alpsegen ist für ihn eine Notwendigkeit, die zum Sennenleben gehört. Nie würde er von diesem ehrwürdigen Brauch abgehen. Wer schon einen solchen Bet-Ruf gehört hat, der wird sicher tief davon beeindruckt worden sein.

Jetzt kehrte der Senn in die Hütte zu seinen Gehilfen zurück. Bald waren auch die beiden Hüterbuben wieder da, und nun beteten alle gemeinsam das eigentliche Nachtgebet: 5 Vater-unser und da Glaubensbekenntnis. Anschliessend wurde wie

immer ein kurzer Teil aus dem Johannes-Evangelium vorgelesen. Dann legte man sich auf dem Heulager zur Ruhe.–

Die Zeit, die ein Hüterbub auf hoher, einsamer Alp verbringen muss, mag einem Städter vielleicht als langweilig erscheinen. Dies ist aber in Wirklichkeit wohl nur selten der Fall. Hüterbuben haben auch ihre Abwechslung und neben mancher Unannehmlichkeit ihre Freuden. Beim Hüten können sie sich mit dem Vieh und dessen Eigenarten vertraut machen. Ja, auch Kühe haben ihre besonderen Eigenarten. Dem Josef blieb zum Beispiel eine Braungescheckte im Gedächtnis, die, wenn alle andern miteinander in gemütlichem Tramp auf die Weide oder sonstwohin gingen, immer ein Extrazüglein machte und sich von diesen absonderte. Was der Grund dazu war, konnte Josef von ihr natürlich nie erfahren. Nun, vielleicht hat sie mit ihren Kolleginnen schon allerlei schlechte Erfahrungen gemacht und glaubte dann, es sei am besten, wenn sie sich einfach konsequent von allen distanzieren!?

Erlebnisse im Umgang mit dem Vieh sind nicht so selten wie man vielleicht glaubt. Interessant ist es für einen aufmerksamen Hüterbuben, seine Schützlinge so zu beobachten, dass er sie, wenn auch alle einander äusserlich fast gleich sind, doch einzeln kennt und sie beim Namen rufen kann. Man soll nicht glauben, diese Vierbeiner hätten etwa nur wenig Gefühl für Menschen und sie würden sich nicht viel aus einer Freundschaft mit ihren Betreuern machen. Oh, sie können sehr anhänglich sein!

Hie und da erzählte an regnerischen Abenden ein alter Sennegehilfe den mit offenem Munde zuhörenden Aelplern manche Sage und Legende, teils aus längst vergangener Zeit. Wer das Gruseln bis dahin noch nicht kennengelernt hatte, konnte dies in solchen Stunden, wenn von Geisterspuk die Rede war, nachholen.

Bald neigte sich auch dieser Sommer seinem Ende entgegen und es kam der grosse Tag der Alpabfahrt.

Die sieben besten Kühe trugen um den Hals mächtige Glocken, und zierliche Blumenkränze schmückten ihre Hörner. Der Senn und seine Gehilfen waren sonntäglich gekleidet, denn die Alpabfahrt ist für sie eine feierliche Angelegenheit.

So stiegen sie jetzt miteinander hinunter, über Weiden, Matten und Hänge, liessen frohe Jauchzer erklingen und hörten auf das Echo, das von den benachbarten Felswänden zurückhallte. Ab und zu mussten sie der einen oder anderen "Braunen" eins mit dem Stock auf den Hintern geben, damit es diesen dann eher in den Sinn kam, weiterzugehen anstatt stillzustehen und der verlorenen Alp nachzutrauern.–

Unser Josef und sein Bruder Robert freuten sich ganz besonders, zu Eltern und Geschwistern in die Haldenrüti zurückkehren zu können.– Nach mehrstündiger Wanderung kam die "Reisegesellschaft" wohlbehalten im Tale an, und bald war das Vieh in den Stallungen seiner Besitzer untergebracht. Senn, Knechte und Hüterbuben erhielten reichlich zu essen und zu trinken. Josef begab sich hernach rechtzeitig mit seinem Bruder nach Hause.– Am andern Morgen sah man ihn bereits wieder in der Siebenuhr-Messe!

## Kapitel 14

Die Schuljugend von Lindenbach musste wieder geistige Arbeit leisten drunten im Schulhaus, dessen Pforten während des Sommers wie jedes Jahr geschlossen waren. Viele freuten sich auf das erneute Zusammensein mit ihrem verehrten Herrn Lehrer, andere hätten es lieber gesehen, wenn das ganze Schulhaus in der Zwischenzeit abgebrannt wäre.

Lehrer Albert hatte sein Amt mit gutem Mut angetreten. Es waren ganz besondere Gründe, weshalb er von nun an seine Berufsarbeit sozusagen durch eine Rosabrille ansah und ihm schien, als gäbe es bald nur noch artige, liebe Zöglinge, die mit grösstem Eifer seinem Unterricht folgten. Er hatte sich nämlich über die Ferienzeit einen grossen Plan zurechtgelegt, wie er nun den Unterricht künftig hin noch viel interessanter als bisher gestalten könnte. Ansporn aber dazu hatte ihm eine innere, treibende Kraft gegeben, deren Quelle in einer kleinen Kammer seines Herzens sprudelte: Es war die Liebe zu Helene, seiner Auserwählten.

Wenn oft manche junge Leute sich während der Bekanntschaft von ihren Berufsaufgaben allzuleicht ablenken lassen, wird diese Zeit anderen gerade zu einem starken Anreiz, beruf lieh noch mehr zu leisten, nicht nur, um durch bessere Kenntnisse mit entsprechend grösserer Befriedigung und sichererem Gefühl der täglichen Arbeit nachgehen zu können, sondern auch, um durch den in vielen Fällen damit verbundenen finanziellen Erfolg mehr Möglichkeiten zu einer angenehmeren Lebensgestaltung zu besitzen.

Lehrer Albert gehörte zu diesen ernsthaft Strebenden.

Eines Tages, als sich Albert und Helene auf einem Spaziergang befanden und miteinander ihre Zukunft besprachen, fragte Albert seine Gefährtin:

"Du Helene, sage mir doch jetzt einmal, warum du eigentlich in ein Kloster gehen wolltest. Glaubst du wirklich, dieses einsame, stille Leben hätte dir auf die Dauer zugesagt?"

"Oh Albert, das Leben als Ordensschwester ist gar nicht einsam, im Gegenteil. Wenn ich zum Beispiel zu den barmherzigen Schwestern gegangen wäre, so hätte ich Gelegenheit gehabt, vielen leidenden Menschen Hilfe zu bringen, ihren Charakter zu studieren und, was ich nebst der Pflege sehr gerne getan hätte, ihnen auch seelisch beizustehen. Ich wollte recht vielen Menschen Liebe schenken, um sie so auch in ihrem Glauben an das Gute zu stärken, wo doch Lieblosigkeit und Egoismus überall so erschreckend um sich greifen."

"Ja, das sind sehr schöne Gedanken, Helene. Mit einer solchen idealen Auffassung wärest du allerdings sicher eine gute Ordensfrau geworden. Aber glaube mir, Helene, wenn nun für dich, wie es scheint, doch ein anderer Weg bestimmt ist, so werden sich dir auch da sicher viele Möglichkeiten bieten, deine Talente auszunützen; denke nur an deine liebe Mutter!"

"Daran zweifle ich auch nicht. Ich freue mich wirklich sehr auf die kommende grosse Aufgabe. Wie schnell ich mich doch mit dem neuen Gedanken vertraut gemacht habe! Vor einem Jahr hätte ich tatsächlich nicht geglaubt, dass noch jemand meinen Jugendentschluss ändern könnte. Nun hast du dies fertiggebracht! Wenn es so Gottes Wille ist, dann soll er geschehen. Aber Albert, hilf mir weiter beten, alle Tage, dass wir klar erkennen, ob wir zwei wirklich zueinander gehören oder nicht."

"Ja natürlich Helen! Es wird schon recht werden. Weisst du, wenn ich mir vorstelle, wie schön das sein muss, wenn du und ich so eine liebe, gute Familie aufbauen können, denke, wieviele goldene Stunden werden wir erleben, und mein lie-

bes Mütterlein wird auch nicht mehr so allein zu Hause sein müssen wie bisher.– Helen,. glaubst du an unser Glück?"  
"Ja, ich glaube daran!"

## Kapitel 15

Drunten in der schnellebigen Stadt war inzwischen bei dem jungen Ehepaar Hans und Margrit wieder allerlei passiert. Nach dem unglücklichen Sylvesterabend hatten die Beiden noch recht lange an das unliebsame Vorkommnis jener Nacht denken müssen. Als dann endlich darüber etwas "Gras gewachsen" war, tauchten wieder neue Schwierigkeiten auf. Während Hans dadurch immer nachdenklicher wurde und oft stundenlang an seinem Missgeschick herumgrübelte, nahm Margrit die Sache nicht so tragisch. In ihrem Kopf lebte noch viel zu stark die Erinnerung an den netten und eleganten Tänzer, der gerade zu einem ordentlichen Teil an den ehelichen Streitigkeiten zwischen ihr und Hans schuld war. Sie konnte es Hans natürlich nicht zugestehen, dass seit Sylvester im Grunde ihres Herzens ein kleines Flämmlein brannte, welches sie eigentlich - das wusste sie - schon beim ersten Aufzüngeln hätte ersticken müssen. Sie liess das Flämmlein brennen und dachte nicht daran, dass es eines Tages zu einem Feuer der Zerstörung und des Unheils werden könnte.

"Du Hans, ich muss heute abend noch zur Schneiderin. Weisst, sie probiert mir das neue, violette Kleid; ich möchte, dass ich es an deinem Geburtstag anziehen kann."

"Ja, bist du da lange fort? Ich hätte heute gerne einen Abendspaziergang mit dir gemacht, bei diesem wunderbaren Wetter! Hättest du nicht am Nachmittag gehen können, als ich im Geschäft war?"

"Nein, die Schneiderin sagte, es wäre ihr lieber, wenn ich nach Feierabend kommen könne, sie habe am Nachmittag sehr streng. Ich glaube nicht, dass es lange geht. Bis spätestens um acht Uhr hoffe ich, wieder hier zu sein. Uebrigens wäre ich auch schon gerne mit dir spazieren gegangen und freute mich auf den Abend, doch als du heimkamst, sagtest

du, du müsstest unbedingt an eine wichtige Sitzung. Jetzt siehst du wie es ist, wenn man sich auf etwas freut und dann nichts daraus wird! Also um 8 Uhr bin ich wieder da, adieu Hans, du kannst ja bis dahin in die Zeitung schauen."

"Oh, die habe ich im Geschäft gelesen!"

"Du findest schon etwas zu tun, habe jetzt nur Geduld. Also auf Wiedersehen!"

Schon war sie verschwunden. Hans hatte nicht das geringste Misstrauen. Er nahm einen Roman zur Hand und rauchte Zigaretten, eine nach der andern. –

"Wer läutet?" rief eine Stimme aus dem grossen Fenster des ersten Stocks im Hause von Couture Liselotte.

"Ach Sie sind's, Frau Direktor, einen Augenblick bitte."

"Ja, gerne", entgegnete Margrit freundlich.

Sie war kaum im Salon, als schon auch ihr Verehrer zur Begrüssung erschien, der genau wusste, dass Margrit auf diesen Abend bestellt war, weil seine Schwester beim Essen von Frau Direktor gesprochen hatte.

"Es ist im Moment noch eine Kundin drüben, aber sie wird gleich fertig sein, ich will Sie unterdessen mit Vergnügen ein wenig unterhalten, wenn Sie gestatten", sagte er zu Margrit, die ihrer Schneiderin ob der Verspätung gar nicht zürnte. Im Gegenteil, es gefiel ihr ganz gut so. Schliesslich hatte sie es absichtlich so eingefädelt, dass sie am Abend zur Anprobe kommen musste, um ihren Liebhaber zu treffen, der am Nachmittag auch - wie ihr Hans - im Geschäft war. Sie bewunderte die prächtigen Polsterstühle, Spiegel, Bilder und den molligweichen, echten Teppich, und wandte sich dann wieder ihrem "Gentleman" zu, der es sehr gut verstand, die Wartezeit angenehm zu gestalten. Wovon in diesen Minuten sein Herz voll war, davon ging nun der Mund über, als er an Margrit die Frage richtete:

"Wissen Sie noch, welchen Walzer Sie mit mir tanzten, als ich Sie am Sylvesterabend das erste Mal zum Tanz aufforderte?"

"Ja natürlich, das waren doch die "G'schichten aus dem Wienerwald"!"

"Ach, das haben Sie nicht vergessen?!"

"So etwas vergisst man nicht so schnell", sagte Margrit mit einem verstohlenen Lächeln.

"Ja, das war ein wunderbarer Tanz mit Ihnen, Frau Direktor. Wissen Sie, ich fühlte mich wie in einem Märchenland, das war wie ein Traum!"

Bei diesen Worten schaute er Margrit mit einem besonders verliebten, schwärmerischen Blick in die Augen, als wollte er ihr beteuern, wie sehr er sie doch liebe, und wie schade es doch sei, dass sie bereits jemandem angehöre.

"Aber der letzte Tanz, gerade bevor ich heimging, war auch sehr schön, obwohl mir gerade deswegen mein Mann nachher starke Vorwürfe machte", erklärte Margrit.

"Wieso Vorwürfe?" fragte Herr Weiss verwundert.

"Weil Sie mir - nach seiner Meinung - dabei etwas zu nahe gekommen seien!" entgegnete Margrit, indem sie mit einer fast verächtlichen und spöttischen Bewegung auf ihren abwesenden Mann hindeutete.

"Bereuten Sie es dann nie, dass Sie mit mir getanzt hatten, wenn er Ihnen solche Geschichten machte?"

"Nein, wozu denn auch? Schliesslich kann ich doch nichts dafür, dass er so eifersüchtig ist!"

Sie waren also nie böse auf mich?"

"Nicht im geringsten. Erst recht möchte ich wieder einmal mit Ihnen tanzen, obwohl er es mir verboten hat; er soll doch nicht meinen, er könne mir befehlen!"

Da ging die Türe auf, Margrit konnte ins Atelier hinüber, die andere Kundin war bedient. Schade! dachte Margrit - und dachte auch ihr Verehrer.

Es dauerte keine halbe Stunde, da waren sie schon fertig mit der Anprobe; das Kleid sass ausgezeichnet. Sie verabschiedete sich und ging eilenden Schrittes heimwärts. Es war noch nicht spät, immerhin doch schon 10 Minuten nach 8 Uhr, als sie ihren Hans zu Hause in seinem Sessel gemütlich rauchend antraf und ihn liebevoll begrüßte.

"So, da bist du wieder! Und, wie sitzt das neue Kleid?"  
"Wunderbar, übermorgen kann ich es abholen; es ist kaum etwas daran zu ändern. Ich werde dir bestimmt darin gefallen, du kannst dich freuen. Die Farbe, dieses Violett, das ist einfach etwas Prächtiges, weisst du, etwas ganz Besonderes!"  
Hans fühlte sich sehr wohl, und bei guter Laune machte er nun mit Margrit noch seinen Abendspaziergang.

## Kapitel 16

Die Tage wurden kühler und kürzer. Es legten sich in Lindenbach wieder regelmässig die Herbstnebel auf Matten und Häuser. Man musste ans Heizen denken, wenn man in Stuben und Kammern nicht frieren wollte.

In der Haldenrüti schaute Mutter Barbara gerade die wärmere Unterwäsche und die wollenen Strümpfe und Socken nach, ob alles in Ordnung sei und etwa nicht Schaben ihr Unwesen darin getrieben hätten. Da klopfte es an die Tür. Als sie öffnete, stand der Herr Pfarrer vor ihr und begrüßte sie freundlich. Er kam gerade von einem Krankenbesuch in der "Felsenmatt" und wollte nur schnell "Grüss Gott" sagen. Mutter Barbara hiess ihn recht herzlich willkommen. Der Herr Pfarrer war ihr ein lieber Gast. Sie schickte den Peterli in den Stall, den Vater zu rufen.

So sassen dann Eltern und Pfarrer beisammen und sprachen unter anderem auch von Josef. Es wäre gut, meinte der Pfarrer, wenn Josef schon im nächsten Frühjahr nach Mellis in die Realschule ginge, da er doch Priester werden wolle; dort könne er Latein lernen und sich gründlich aufs Gymnasium vorbereiten. Hier in Lindenbach habe er noch zu wenig Kenntnisse erhalten, um den Anforderungen in einem Kollegium schon gewachsen zu sein. Er erklärte nun Josefs Eltern, was für ein Studium ihr Sohn auf sich nehmen müsste, bis er Priester wäre, und er besprach auch die finanzielle Seite dieser Angelegenheit.

"Ich wäre stolz darauf, wenn einmal auch aus meiner Pfarrei ein Priester hervorginge. Josef ist ganz gewiss ein guter Bub und er hat bestimmt das Zeug dazu, ein würdiger Diener des Herrn zu werden... Wegen der Kosten brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, ich werde das schon regeln. Die Hauptsache ist die Berufung Ihres Sohnes!" Bei diesen Wor-

ten erhob sich der Pfarrer und schickte sich an, wieder zu gehen.

"Ich danke Ihnen vielmal, Herr Pfarrer, für Ihren Besuch und für Ihre Bemühungen. Denken Sie bitte bei der heiligen Messe auch an uns und besonders an unsern Josef!" sagte Vater Robert.

"Ja, selbstverständlich tue ich das", antwortete der Geistliche. Dann verabschiedete er sich von den Leuten in der Haldenrüti und ging talwärts. Als er unten auf der Dorfstrasse ankam, begegnete ihm einer, der auf ihn nicht gut zu sprechen war. Der Hinterboden-Marti staunte, als er den Herrn Pfarrer kommen sah. Niemand war in der Nähe und so schien ihm der Zeitpunkt günstig, diesem einmal gehörig die Meinung zu sagen, denn er war sehr erzürnt über ihn. Marti wusste, dass der Pfarrer den Sternwirt fortwährend bearbeitete, ihm jeweils nicht zuviel Alkohol einzuschenken. Wenn Marti nämlich im Wirtshaus sass, kannte er die Grenze des Erträglichen nie; oft genug wurde er den Leuten im Dorf zum Aergernis und gab der Jungmannschaft ein schlechtes Beispiel. Das wollte der eifrige Priester verhindern.

Martis Gemüt erregte sich jetzt so stark, dass er dem Pfarrer mit drohender Gebärde bereits ordentlich nahe kam. Dieser erkannte die Gefahr und betete nun im Stillen zum Herrgott um Schutz. Dann wandte er sich entschlossen an Marti mit den Worten:

"Im Namen Gottes sage ich Ihnen, lassen Sie mich augenblicklich in Ruhe!"

In diesem Moment war es Marti, als halte ihn jemand fest. Seine Beine streikten; er kam weder einen Schritt vorwärts, noch rückwärts! Der Herr Pfarrer aber konnte in aller Ruhe nach Hause gehen, Marti wurde erst wieder frei, als sein Seelsorger in Sicherheit war.

Solches ist wahrhaftig vor einigen Jahrzehnten in Lindenbach geschehen!

Eines Abends im Monat November ertönte im Dorfe gegen 7 Uhr das Läuten der Sterbeglocke. Auch die Eltern und Kinder in der Haldenrüti oben hatten den bekannten, sehr eindringlichen Ton dieser Glocke gehört.

"Wer ist denn wohl gestorben, Vater; es war doch niemand ernstlich krank im Dorf?" fragte Josef.

"Ich kann es mir auch nicht denken", gab der Vater zur Antwort.

"Ich gehe ins Dorf hinunter, dann weiss ich es bald und kann gerade beim Psalterbeten mithelfen, gelt Vater?" sagte der Knabe sichtlich bewegt.

"Meinetwegen, aber komme nicht zu spät zurück!" entgegnete der Vater.

Es war in Lindenbach, wie vielerorts, Sitte, an zwei Abenden nach der Aufbahrung eines Verstorbenen für dessen arme Seele am Totenbett zu beten.

Bald eilte Josef, so schnell er konnte, über Weg und Steg. Im Dörflein angelangt, sah er einzelne Leute das Strässchen hinuntergehen. Er hielt inne und schaute ihnen nach. Nein, war' s möglich, sie gingen ja in des Lehrers Haus.– Alberts Mutter lebte nicht mehr.–

Kurz darauf kniete Josef an der Toten Bett. Er sah voll Mitleid, wie sein Lehrer um die gute Mutter trauerte. Gerne hätte er ihn getröstet, doch ihm fehlte der Mut. Es waren so viele Leute hier versammelt. Der Pfarrer war auch da; versunken ins Gebet kniete er beim Tischlein mit dem Kruzifix. Er und Lehrer Albert waren gute Freunde, sie arbeiteten immer Hand in Hand. Die Kerzenlichtlein leuchteten in des betrübten Albert Herz; ein Trost waren sie ihm, weil sie hinwiesen

auf jenes andere Licht, drüben in der Ewigkeit, wo nun auch seine Mutter wohnte. Still betete er: Das ewige Licht leuchte ihr, Herr lass sie ruhen im Frieden, Amen.–

Nach knapp 2 Tagen diskutierte drunten in der Stadt Hans mit seiner Margrit, wie es bei ihnen in dieser Heftigkeit bisher noch nie der Fall war. Hans hatte die Trauerbotschaft seines einstigen Freundes in Händen und versuchte mit allen Mitteln, die Gattin davon zu überzeugen, dass es unbedingt seine Pflicht sei, an der Beerdigung der Mutter Alberts teilzunehmen, ob es ihr nun passe oder nicht.

"Du hast überhaupt weder Anstand noch Mitgefühl!" warf Hans seiner Margrit vor.

"Und du bist der grösste Setzkopf, den ich je angetroffen habe!" entgegnete sie prompt.

"Nun gut, wenn du nicht mitkommst, dann muss ich eben allein gehen!"

"Was, du willst mich 2 Tage allein lassen? Es wird ja immer besser!"

"Entweder kommst du mit, oder ich gehe ohne dich! Du musst nun einmal begreifen, dass ich nicht immer zu allem, was du wünschst, einfach ja sage. Ueberhaupt, sei nur nicht so aufgeregte; es heisst, wenn der Mann in etwas Wichtigem eine feste Ueberzeugung habe und sich für etwas entschliesse, dann solle die Frau sich diesem Entschluss fügen, vorausgesetzt allerdings, dass es sich um keine unsinnige oder schlechte Sache handelt, und das wirst du doch von diesem Vorhaben nicht behaupten können, oder?"

"Ach, du redest ja auf einmal wie ein Pfarrer! Willst du mir nicht gerade noch die Beicht abhören?" sagte Margrit spöttisch.

"So mache doch was du willst, adieu!" erwiderte Hans und verliess erzürnt das Zimmer.– Jetzt hatte er genug!

An diesem Abend sprach er kein Wort mehr mit ihr. Am andern Morgen stand er frühzeitig auf, um den ersten Zug zu erreichen. Auch jetzt liess er sich in keine Diskussion mehr ein, sondern richtete sich stillschweigend für die Abreise. –

Einige Stunden später stand er mit Albert und einer grossen Trauergemeinde am offenen Grab.

Der Pfarrer hatte im Kirchlein eine ergreifende Ansprache gehalten und es war wohl kaum ein Auge, das trocken geblieben, kaum ein Herz, das nicht mitgeföhlt hätte mit Alberts Schmerz. Albert selber war es ein Trost, dass die ganze Gemeinde so treu zu ihm hielt und mit ihm trauerte. Helene stand neben ihm und weinte ohne Unterlass. Sie wusste, wie sehr ihr Albert an der Mutter hing. Sie hätte so gerne seinen Wunsch erfüllt, dem Mütterlein noch zu ein paar sonnigen Jahren der Ruhe und Freude zu verhelfen. Aber es hatte nun doch nicht sollen sein.–

Margrit war sehr erzürnt. Das hatte sie von Hans nicht erwartet, dass er ihr davonlaufe. "Aber wenn der glaubt, er könne mit mir machen was er will, dann täuscht er sich", sagte sie wütend vor sich hin. Den Vormittag verbrachte sie daheim, wo sie sich ein wenig mit Hausarbeiten und recht ausgiebig mit Schönheitspflege beschäftigte. Zum Mittagessen ging sie in ein erstklassiges Restaurant. Dort telephonierte sie der Schneiderin und fragte, ob sie am Abend schnell vorbeikommen könne, sie möchte etwas mit ihr besprechen wegen einer Aenderung an einem Kleid. Gerne erfüllte diese den Wunsch der geschätzten Kundin. – Vielleicht treffe ich dann gerade Herrn Weiss, der wird mich sicher mit Freuden ein wenig unterhalten, dachte Margrit.

Tatsächlich, es kam, wie sie es gewünscht. Als sie am Abend, fein säuberlich gepflegt, bei Couture Liselotte erschien, führte sie Herr Weiss ins Empfangszimmer und begann sogleich, sich mit ihr gemütlich zu unterhalten. Als Margrit die Sache wegen des Kleides erledigt hatte, diskutierte er weiter mit

ihr und sprach von einem Buch, das er gegenwärtig lese, das sei wunderbar. Wenn sie noch ein paar Minuten Zeit habe, dann wolle er es ihr gerne zeigen. Weil Herr Weiss merkte, dass Margrit für Bücher Interesse hatte, sagte er ihr, sie könne gerade einmal seine Bibliothek besichtigen, die werde ihr sicher gefallen. Margrit stimmte zu und folgte ihm in sein Studierzimmer. Da standen etliche Schäfte an der Wand, vollgepfropft mit Büchern.

Herr Weiss offerierte seiner Besucherin einen feinen, doch für Margrit zu starken Liqueur und beste Biscuits. Es dauerte nicht lange, da war Margrit bereits merklich "benebelt". Der Gastgeber hielt die Gelegenheit für günstig, mit ihr in einer etwas intimeren Sprache zu reden. Er sparte nicht mit Schmeicheleien und liebte sie. Margrit liess sich dies eine Weile gefallen, dann aber meldete sich bei ihr unerbittlich das Gewissen. Sie stand entschlossen auf und verabschiedete sich plötzlich, ganz wider Erwarten ihres Verehrers. Es war ihr peinlich, dass sie nicht mehr bei klarem Verstand war. Sie müsse nun noch eine Kommission besorgen, sagte sie, bedankte sich und ging. Die Bitte von Herrn Weiss, sie begleiten zu dürfen, schlug sie ab.

Nun ging Margrit geradewegs ihrer Behausung zu. Sie machte sich aber diesmal wegen ihres etwas unsauberen Verhaltens Hans gegenüber einige Vorwürfe. Bedrückt legte sie sich zeitig zur Ruhe.

Als Hans am gleichen Abend gegen 11 Uhr heimkam, war er froh, Margrit friedlich schlafend anzutreffen. Er begab sich sofort, so gut es ging geräuschlos, zu Bett.

Gesunder Schlaf ist der Vater guter, versöhnlicher Gedanken.

Am nächsten Morgen begrüßte Hans seine sehr überraschte Frau, wie wenn nichts geschehen wäre. Auch Margrit, die noch ihr schlechtes Gewissen plagte, war es recht, dass der Streit von gestern kein Nachspiel fand. Sie lächelte Hans

freudig zu und liess sich gerne seinen Morgenkuss gefallen, den sie sehr herzlich erwiderte. Damit waren die düsteren Wolken, die an ihrem "Ehe- Himmel" gehangen, wieder für kurze Zeit zerstreut.

## Kapitel 17

Nach dem Tode von Alberts Mutter fragten sich die Leute von Lindenbach, was nun wohl der Herr Lehrer tun werde; er müsse doch jemanden haben, der ihm den Haushalt besorge und ihm koche.

"Heiraten kann er jetzt doch auch nicht, wenn er im Leid ist", sagte die Sägeboden-Bäuerin zu ihrer Nachbarin.

"Oh, seine Helene wird ihm sicher helfen, und dann werden sie halt vielleicht in einem Jahr heiraten", antwortete letztere.

"Oder heiraten müssen", entgegnete gemein die vom Sägeboden.

"Nein, das traue ich unserem Lehrer doch nicht zu, und der frommen Helene noch weniger", meinte die andere.

"So so, da wollte ich aber nicht die Hand umdrehen. Die Beiden sind auch nur Menschen; wenn sie dann noch oft ganz allein beisammen in der Wohnung sind, könnte doch allershand passieren. Auf jeden Fall bin ich gespannt, wie das herauskommt."–

Auch in der Haldenrüti oben sprach man von Albert.

"Mich dünkt einfach, unser Lehrer sei seit dem Tode seiner Mutter ein ganz anderer Mensch geworden; er ist viel ernster als früher", sagte Josef eines Tages zu seinem Vater.

"Das begreife ich vollständig", erklärte ihm dieser. "Eine gute Mutter verlieren ist ein unersetzlicher Verlust und ein Schmerz, den man nicht so leicht überwindet; ein so gefühlvoller Mensch, wie Lehrer Albert, kann dies erst recht nicht, da werden vielleicht Jahre verstreichen. Immer hat er von der Mutter etwas erzählt, wenn man mit ihm redete; ihre Sorgen waren seine Sorgen!"

"Ja, aber man sagt doch, dass ein guter Christ nicht so traurig sein soll, wenn auch eines seiner liebsten Angehörigen ster-

be, man müsse doch an das ewige Leben und an das Wiedersehen denken", wendete der neugierige Jüngling ein.

"Du hast schon recht", beschwichtigte ihn der Vater, "das will aber nur heissen, dass wir als gläubige Christen niemals so weit gehen dürfen, wie manche Ungläubige, die bei einem schweren Verlust oft fast verzweifeln. Diese stehen im Leid vor dem Nichts, während wir an die Auferstehung und das ewige Leben glauben. Also ist unsere Trauer eine ganz andere, nicht so bitter und furchtbar trostlos, wie jene der Ungläubigen. Dass wir trauern, das ist ganz natürlich; es wäre gar nicht normal, wenn wir an einem teuren Grabe nicht weinen müssten. Selbst Christus hat am Grabe seines Freundes Lazarus geweint, und in der Bergpredigt hat er gesagt: "Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden."

Nun war Josef befriedigt. Wie glücklich konnte er sein, einen Vater zu haben, der es so gut verstand, auf seine Fragen immer auch die richtige Antwort zu geben. –

Es stimmte, Lehrer Albert war seit dem Tode seiner Mutter ein anderer Mensch geworden. Helene empfand dies ganz besonders. Sie sah ihn nicht mehr fröhlich lächeln, und es schien ihr, als ob er sich ganz verlassen fühle. Sie begriff zwar seinen Schmerz, aber dass er sich von ihr nicht mehr zu heiterer Gemütlichkeit bewegen liess, das tat ihr weh.

"Gib mir doch jetzt einmal gründlich Aufschluss darüber, wie es eigentlich mit dir steht. Ich glaube, du hast mich gar nicht mehr so lieb wie früher", sagte sie ihm auf einem Sonntagnachmittags-Spaziergang, zu welchem er sich erst nach längerem Zureden entschliessen konnte.

"Was sagst du, ich habe dich nicht mehr so gern wie früher? Glaubst du das wirklich?"

"Ich weiss es nicht, aber du bist einfach ganz anders zu mir in letzter Zeit. Du kannst mir doch offen sagen, wenn dich etwas beschäftigt!"

"Helen, du weisst, dass ich sehr an meiner Mutter hing. Seit sie nicht mehr bei mir ist, fühle ich mich so einsam; sie fehlt mir Tag für Tag. Wenn ich von der Schule heimkomme, trete ich in eine leere Wohnung; keine Mutter fragt mehr nach mir."

"Aber du hast doch bald mich, dann bist du ja nicht mehr allein, wenn du heim kommst. Du musst doch nicht immer so traurig sein. Deine Mutter ist nun im Himmel, dort hat sie es viel schöner als hier. Sie bittet für dich beim lieben Gott, dass er dir helfe, über deinen Schmerz hinwegzukommen und ein glücklicher Mensch zu werden."

"Helen, schau, ich weiss, wie gut du es mit mir meinst, und sehe, dass es nicht schön von mir wäre, dich noch länger im Ungewissen zu lassen. Ich muss dir heute sagen, womit ich seit einiger Zeit zu kämpfen habe, fast Tag und Nacht."

Da bekam Helene starkes Herzklopfen; es war ihr in diesem Moment, als habe nun plötzlich die Stunde einer grossen Entscheidung geschlagen. Sie konnte kein Wort erwidern.

"Helen, du darfst jetzt nicht erschrecken. Ich bin nämlich nicht mehr recht im Klaren, ob es wirklich Gottes Wille ist, dass wir zwei zusammenkommen."

Helene stand fast das Herz still. Nach einer Weile des Schweigens fragte sie voll Bangigkeit:

"Glaubst du etwa, du könntest mich nicht mehr glücklich machen, weil du vielleicht zu viel an deine tote Mutter denken musst?"

"Nein, Helen, das nicht."

"Was ist es denn, sag' es mir bitte gleich, dann können wir darüber reden."

"Also gut, einmal müsstest du es ja doch wissen: Ich will Priester werden, Helen!"

"Du willst Priester werden, Albert?" entgegnete Helene. Sie brachte diesen Satz fast nicht heraus vor Erregung.

"Ja, das will ich!" sagte er ganz entschlossen. Am Grabe meiner Mutter ist mir auf einmal klargeworden, dass dieser Beruf für mich der einzig richtige ist. "Dann gingen sie einige Minuten nebeneinanderher und sprachen kein Wort, schauten einander nur ab und zu in die Augen.

"Albert, wenn dies wirklich dein Entschluss ist, so kann und will ich dich daran nicht hindern, dann ist es eben so Gottes Wille. Es kommt halt immer alles anders als man denkt!"

"Du darfst aber nicht glauben, dass ich irgendetwas gegen dich habe, Helen. Ich habe dich trotzdem lieb und werde dich nie vergessen; aber ich spüre einfach den Ruf von oben, dass ich dich nun bald für immer verlassen muss. Ich hoffe, dass du mich verstehst und bitte Gott, er möge dir besonders helfen."

Es waren für beide schwere Stunden, die folgten. Dieser gemeinsame Spaziergang war der letzte. Im Januar musste Lehrer Albert fort von allem, was ihm in Lindenbach lieb und teuer war: von seiner Helene, vom trauten Kirchlein, darinnen er so oft gesungen und gespielt, von der lieben Mutter Grab, von seiner Schule und den Kindern, die er stets so gerne unterrichtet hatte.

Sei doch nicht traurig, Albert - sagte ihm eine innere Stimme - einst kommt der Tag, da du einziehen wirst im Kirchlein von Lindenbach, unter dem Jubel der Orgel und Glocken und des ganzen Völkchens, als Diener des Allerhöchsten, um an dieser heiligen Stätte, die dir so sehr ans Herz gewachsen ist, mit der Gemeinde das erste heilige Messopfer zu feiern.

Dieser erhebende Gedanke tröstete sein Herz und erfüllte ihn mit Starkmut und Freude.

## Kapitel 18

Einige Monate später - es war im Frühling des Jahres 1900 - schlug auch in der Haldenrüti eine Abschiedsstunde. Josef sollte nun in die Realschule nach Mellis gehen und fleissig lernen, um bald einmal fürs Gymnasium reif zu sein.

So gerne Josef auch zu Hause war, bei Eltern und Geschwistern und beim treuen Karo, so freute er sich dennoch auf die Zeit, die nun für ihn gekommen war, die Zeit der Vorbereitung auf sein künftiges hohes Amt. –

Am bedeutungsvollen Tage der Abreise blieb Josef tapfer, obwohl ihn sehr schmerzliche Gefühle der Trennung überkamen. Vater und Mutter bekreuzten ihn unter der Haustüre mit Weihwasser und gaben ihm so nach altem Brauch den Elternsegen mit auf den Weg in die Fremde.

Unten im Dorfkirchlein verweilte Josef noch etliche Minuten und verliess als dann sein geliebtes Tal.

In Mellis hatte er sein Zimmer gerade gegenüber der Kirche. Es ging nicht lange, da wurden die Leute schon auf den fremden, ernsthaften Jüngling aufmerksam. Als Josef eines Abends frohgemut der Kirche zustrebte, traf er unterwegs mit der Pfarrköchin, einer älteren, lieben, aber etwas gwundrigen Jungfer, die gerade im grossen Garten beschäftigt war, zusammen. Diese begann mit dem Neuling gleich ein Gespräch und machte Josef unter anderem gutmeinend darauf aufmerksam, er solle nicht jeden Abend so lange arbeiten, das sei nicht gesund. Sie hatte nämlich schon öfters durch das Fenster in seinem Zimmer bis spät in der Nacht das Licht brennen sehen. Dass sie das Zimmer Josefs bereits kannte, war ein Beweis für ihr geradezu meisterhaftes Ausforschungstalent.

Josef erklärte ihr ohne zu zögern, er müsse halt viel studieren, wenn er etwas Rechtes werden wolle.

"Ach, so! Darf ich vielleicht wissen, was denn der Herr Student werden will?" fragte jetzt die Pfarrköchin neugierig.

"Oh ja, das dürfen Sie! Ich möchte gerne einmal Priester werden", antwortete Josef bescheiden.

"Ach, ist das aber schön!" rief da die Magd begeistert aus und trat einen Schritt näher auf Josef zu. "Deshalb kommen Sie so fleissig zur hl. Messe und beten immer so andächtig. Das freut mich nun wirklich sehr!"

Josef war fast ein wenig beschämt über das Lob der braven Köchin. Sie aber fuhr in feierlichem Tone fort:

"Ja ja, es braucht viel Gnade für diesen Beruf. Ich habe schon manche Jünglinge gekannt, die auch wie Sie Priester werden wollten, aber nach ein paar Jahren kamen sie auf ganz andere Gedanken. Uebrigens" - meinte sie nun stirnrunzelnd und mit nahezu prophetischer Stimme - "bei so jungen, netten Herren, wie Sie einer sind, dürfte nur einmal ein recht hübsches, liebes Mädchen auftauchen und schon könnte es euch den Kopf verwirren." – Josef lächelte verlegen.

"Nun muss ich mich aber beeilen", erklärte die Köchin etwas aufgeregt, "sonst bekommt der Herr Pfarrer sein Nachtessen nicht zur Zeit, dann sind Sie noch schuld daran!"

"Oh", erwiderte Josef, "das wäre mir nicht recht." Er gab ihr freundlich die Hand und machte nun noch seinen Besuch in der Kirche, wo er allerdings jetzt keine innere Sammlung fand, denn das Gespräch mit der Pfarrköchin verfolgte ihn während des Betens und beschäftigte ihn auch nachher noch auf dem Heimweg. –

Josef lernte in Mellis sehr eifrig. Die lateinische Sprache machte ihm besondere Freude. Sein geistlicher Lateinprofessor gewann Interesse an dem aufgeweckten Schüler und bald durfte ihm Josef jeden Morgen bei der hl. Messe minis-

trieren. Einmal kam er dabei ordentlich in Verlegenheit. Es war kurz vor der hl.Wandlung. Er musste die "Wandlungskerze" anzünden, aber diese wollte nicht brennen. Josef wusste sich nicht zu helfen und wurde erst recht nervös, als er sah, dass der Priester auf ihn wartete. Da kam der Sakristan herbeigeeilt und "mit vereinten Kräften" gelang es den Beiden, das Kerzlein zum Brennen zu bringen. Das vergass Josef nie mehr! –

Nach 2 Jahren war Josef reif fürs Gymnasium. Sein Lateinprofessor begleitete ihn, denn Josef hatte noch nie in seinem Leben eine grössere Reise gemacht.

Am Abend des Reisetages blieben sie in Luzern und der Professor bestellte 2 Zimmer in einer Pension. Josef war sehr müde. Zum erstenmal hatte er nun heute eine grosse Stadt gesehen. Sogar in einem Kino war er mit dem Professor und zum Nachtessen bekam er - ebenfalls zum erstenmal in seinem Leben - ein Glas guten Wein zu trinken. Seine Nerven waren sehr unruhig, und als er sich in das fremde Bett legte und einschlafen wollte, kamen ihm immer wieder neue Dinge in den Sinn. Am andern Morgen machte Josef folgende Eintragung in sein Tagebüchlein:

"...Es ging schon gegen Mitternacht, als ich in meinem Zimmer ein sonderbares Geräusch vernahm. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Schnell klopfte ich an die Wand und weckte den im Zimmer nebenan schlafenden Herrn Professor, der sogleich aufstand und zu mir herüberkam. Als ich das Licht angezündet, dem Professor ängstlich geöffnet und ihm mein Anliegen mitgeteilt hatte, beruhigte er mich, indem er gelassen auf den Boden zeigte und sagte: "Schau mal dort, Josef, deine Kleider liegen ja am Boden. Du hast sie sicher nicht recht auf den Stuhl gelegt, da sind sie halt heruntergefallen und haben dir den Schrecken eingejagt. Geh' jetzt nur wieder ins Bett und schlafe, wie wenn du zu Hause wärst." Ich dankte dem Herrn Professor ganz beschämt; meine Angst

aber war besiegt. So legte ich mich wieder ins Bett und nach wenigen Minuten wurden meine zappligen Nerven vom Schläfe überwältigt. Heute ist mir klar, dass der Wein an allem schuld war." –

Mit dem Schiff ging nun die Reise weiter, über den herrlichen Vierwaldstättersee, und bald wurde unser Josef im Kollegium St.Fidelis zu Stans den Kapuziner-Patres anvertraut.

## Kapitel 19

Die kommenden Jahre nennt Josef in seinem Tagebuch "die goldene Studienzeit". Das Geld für das Studium erhielt er von Gönnern, und er bekam auch - da seine Zeugnisse immer sehr gut waren- regelmässig Stipendien. Zeitweise wurde er von guten Leuten zum Essen eingeladen. So konnte er seine Unkosten auf ein Minimum herabsetzen.

Josef war ein fleissiger und fröhlicher Student und tröstete jene Kameraden, die manchmal glaubten, vor Heimweh fast zu sterben. In der Fastnachtszeit wurden jeweils Theaterstücke aufgeführt, da durfte auch Josef öfters mitspielen.

"Letzten Sonntagabend musste ich in einem tollen Lustspiel, das ein Pater Kapuziner verfasst hat, ein Schwarzwald-Weiblein darstellen. Aber es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man den Vorhang fallen lassen müssen, denn ich kam mir in meinem Rock und den Mädchenschuhen selber so komisch vor, dass ich mich ständig beherrschen musste, denn die Lachmuskeln wollten mir jeden Moment einen Streich spielen." So schrieb er in einem Brief an seine Eltern und Geschwister nach Lindenbach. –

Josef war aber auch ein frommer, ernster Studiosus. Ueber die Mittagspause ging er meist einige Minuten in die Kapelle neben dem Studiersaal zu stiller Einkehr.

"Gestern hatte ich mit dem Heiland im Tabernakel eine sehr ernste Zwiesprache", steht in seinem Tagebuch unter dem 13.6.03. "Ich habe nämlich in den letzten Monaten hie und da, ohne dass ich es wollte, an meine Jugendgefährtinnen denken müssen, an die liebe Regine vom Kirchenchor und an das Franzeli vom Aelpligaden. Und ich habe sogar ein wenig, lange Zeit bekommen nach ihnen. Ja noch mehr, ich nahm kürzlich die Glückwunschkarte, die mir das Franzeli im Februar zu meinem Geburtstag mit feinen Süssigkeiten ins Kollegium gesandt hat, wieder hervor und las Zeile für

Zeile langsam durch und freute mich an dem letzten Satz besonders, wo sie schrieb: "Ich denke oft an Dich und wünsche Dir von ganzem Herzen Glück und Segen auf allen Deinen Wegen." Und ich dachte daran, wie lieb das Franzeli, die Regine und Marianne immerzu mir waren. Aber als zukünftiger Priester durfte ich doch eigentlich solche Gefühle gar nicht aufkommen lassen!? Da habe ich eben Jesus gefragt, warum er mich vor solchen Gedanken nicht verschone, wo ich doch unbedingt sein Diener werden wolle. Aber Er hat mir noch keine Antwort gegeben.

"Die Weihnachtszeit rückte heran; Josef reiste während der Ferien wie gewohnt zu seinen Lieben nach Lindenbach. Die Freude bei Eltern und Geschwistern war gross und Vater Robert ging nun am Sonntag ganz besonders feierlich gestimmt und nicht unberechtigt stolz mit seinem Josef, der ein Studentenkäppi trug, zur Kirche. Nach dem Gottesdienst des ersten Ferien-Sonntags suchte Josef seine ehemaligen Schulkameraden auf und unterhielt sich mit ihnen. Auch einige Mädchen kamen aus Neugier dazu, doch Regine war nicht unter ihnen, und auch Franzeli nicht; aber Marianne, die Freundin Regines war dabei.

"Grüss Gott wohl, Herr Pfarrer!" sagte letztere spöttisch lächelnd zu Josef. "Du siehst wirklich schon bald aus wie ein Gelehrter, es fehlt dir nur noch die Brille!"

Auf diese Hänselei erwiderte Josef ironisch: "Ei sieh' da, unsere berühmte Dichterin! Du machst dich lustig über mich. Aber warte nur, bis ich einmal die erste Predigt halte in Lindenbach, dir werde ich die Meinung sagen!" Ein allgemeines Gelächter setzte ein. So blieben die Jungen noch vergnügt beisammen und freuten sich des Wiedersehens. Am Abend, als Josef zur Rosenkranzandacht kam, entdeckte er in den hintern Bänken Regine. Auf dem Heimweg traf er mit ihr zusammen. Regine spöttelte nicht, wie ihre Freundin Marianne; im Gegenteil, sie redete sehr ernsthaft mit ihm. Sie

schien ihm nun wirklich ein gesetztes, reifes Mädchen geworden zu sein.

"Willst du nun eigentlich in allem Ernst Pfarrer werden, Josef?"

"Ja natürlich, warum denn nicht? "

"Oh, ich habe nur gedacht, man kann ja nie wissen... Schon mancher hat sich anders besonnen!"

"Bis jetzt habe ich immer noch den gleichen Entschluss wie früher. Oder meinst du vielleicht, ich würde mich nun fürs Heiraten besser eignen?"

"Ach, das musst du schon selber am besten wissen. Ehrlich gesagt, glaube ich, dass du ganz sicher auch ein guter Ehemann werden könntest, vielleicht ein Herr Lehrer. Dazu hättest du das Zeug sicher ebenso wie für einen Pfarrer; aber wie gesagt, du musst selber wissen, was für dich das Richtige ist."

Josef merkte gleich, worauf Regine anspielte. Er beobachtete mit Interesse ihre Gesichtszüge und schaute mit Vergnügen in ihre schönen, braunen Augen.– Regine hatte viele Verehrer, aber dem Josef hätte sie bestimmt den Vorzug gegeben, wusste sie doch, dass er sie niemals nur wegen ihres Geldes umworben hätte.– Dass sie sich nun so lebhaft um ihn interessierte, das schmeichelte dem Studenten; obwohl er gar nicht mit derartigen Gedanken hätte spielen sollen, hatte er dennoch Freude daran.

"Warum müsste ich denn gerade Lehrer werden, wenn ich nicht Priester werden wollte? Muss dies nicht fast den Eindruck erwecken., als ob du der Auffassung wärest, nur ein Herr Lehrer sei würdig, von dir geheiratet zu werden? Ich glaube überhaupt, es sind in Lindenbach eine ganze Anzahl Mädchen, die es furchtbar gerne hätten, wenn man ihnen einmal "Frau Lehrer" sagte. Ihr meint wohl, so ein Schullehrer sei ein Herrgöttlein!" hielt ihr Josef vor.

"Nein., das meinen wir nicht, Josef", erklärte Regine mit wichtiger Miene, "aber schliesslich wissen wir auch, dass es eine Lehrersfrau meistens schöner und angenehmer hat als zum Beispiel eine Bäuerin."

"Aha, da haben wir's, also doch Spekulation!" fiel Josef ein. "Ihr wollt nicht in erster Linie einen guten Menschen, sondern ein bequemes, angenehmes Leben. Solche Gesinnung führt dann auch so oft zu den bekannten Ehetragödien und Scheidungen, weil der christliche Opfergeist fehlt!"

"Ach Josef, so schlimm ist das jetzt auch wieder nicht", beschwichtigte Regine.

"Nur keine Ausrede!" fuhr Josef fort. "Es ist schlimm genug! Hättest du zum Beispiel einen Mann gern, von dem du weisst, dass er es hauptsächlich nur auf dein grosses Erbe abgesehen hat, das du einmal bekommst?"

"Nein, sicher nicht! Das ist aber etwas ganz anderes. Für einen solchen Materialisten würde ich mich im vornherein gar nicht näher interessieren!" erwiderte Regine überzeugt.

"Das ist nichts anderes, nach meiner Ansicht seid ihr mindestens ebensolche Materialisten, wenn ihr nur deshalb einen Lehrer wollt, um es dann in erster Linie selber einmal schöner zuhaben im Leben, als andere Frauen! Das ist doch logisch, oder nicht?" antwortete Josef. "Ganz abgesehen davon, dass ihr mit einer solchen Gesinnung eigentliche Betrügerinnen seid. Ihr macht einem Lehrer den Kopf voll, tut dergleichen, als wolltet ihr ihm die beste und treueste Gattin sein und jedes Kreuz, das euch geschickt würde, gemeinsam mit ihm, dem Vielgeliebten, willig tragen. Dabei ist so vieles nur Täuschung, von richtiger Liebe oft keine Spur. Wenn er nur Lehrer ist und noch nicht gerade 50 Jahre alt! Ist es in Wirklichkeit nicht so, Regine?"

"Du magst ja in einigem recht haben, Josef", gab Regine etwas kleinlaut zu, "aber ich darf vielleicht doch hoffen, dass

du *mich* nicht als so raffiniert betrachtetest, denn du tätest mir wirklich zutiefst Unrecht, glaube es mir, Josef."

Der junge, in Eifer geratene "Prediger" wurde sich jetzt selber der zu grossen Schärfe seiner Worte bewusst und bat nun Regine um Verzeihung, worauf diese ihm wieder versöhnt zulächelte. Sie redeten noch einige Minuten freundlich miteinander, dann verabschiedeten sie sich. –

Als Josef schon ein gutes Stück Weges ausserhalb des Dorfes war, trat ganz unerwartet aus einem Gebüsch neben der Strasse ein Bursche hervor, gerade auf ihn zu. Es war Johann, sein einstiger Schulkamerad, der schon damals immer wegen Regine auf ihn eifersüchtig war. Er hatte Josef zufällig beobachtet, wie er bei Regine stand und mit ihr plauderte. Nun wollte er ihm auflauern; natürlich ausserhalb des Dorfes, wo es niemand sah. Josef fürchtete sich; er war sich sofort bewusst, was ihm jetzt bevorstand.

"So, da kommst du schon, du frommer Student!" tönte es ihm entgegen.

"Ja, was willst denn du von mir?" fragte Josef mit mutiger, fester Stimme. Er durfte dem Johann nicht zeigen, dass er Angst hatte.

"Dass du dir es ein für allemal merkst: als zukünftiger Pfarrer lässt man die Mädchen in Ruhe, verstanden?!" höhnte Johann.

"Ich darf doch noch mit einer früheren Schulkameradin reden, wenn ich sie gerade antreffe. Regine hat mich gefragt, wie es mir gefalle in der Fremde. Ist es etwa in deinen Augen eine Sünde, wenn ich dann mit ihr darüber gesprochen habe?"

"Ihr werdet wohl nicht nur vom Pfarrerstudium verhandelt haben, das gibst du mir nicht an!"

"Und wenn auch, schliesslich darf ich reden mit wem und was ich will, das geht dich einen Pffiferling an!"

Josef wollte ihm jetzt deutlich zeigen, dass er keine Furcht habe. "Mach dass du deines Weges gehst und lass mich in Ruhe, du Eifersüchtler!" sagte er ganz energisch und mit drohender Stimme zu seinem Widersacher. Dann liess er Johann stehen und ging davon. Dieser war von Josefs Worten derart beeindruckt, dass er nichts weiteres zu unternehmen wagte.

"Du kannst froh sein, dass du Pfarrer studierst, sonst hättest du jetzt etwas erlebt für dein freches Maul!" rief ihm Johann nach.

"Geh' nur heim und denke nicht zuviel an Regine, die bekommst du doch nicht!" erwiderte Josef prompt.

"Das werden wir ja noch sehen!" war Johanns siegesgewisse Antwort.

Josef ging nun schleunigst heimwärts, neben dem rauschenden Lindenbach her, über das Brücklein, am Wegkreuz vorbei und weiter bergan.

Der unangenehme Zwischenfall war bald vergessen; das Gespräch mit Regine beschäftigte ihn jetzt wieder. Er machte sich Vorwürfe, dass er sie und mit ihr auch noch andere Mädchen von Lindenbach mit seinen Worten so hart angefasst hatte.

"Du kommst aber spät, die Andacht ist doch sicher schon lange aus?" fragte Mutter Barbara ihren Josef, der soeben die Wohnstube betrat.

"Ja, weisst Mutter, ich habe noch Regine angetroffen; nun ist es halt ein wenig später geworden."

"So so, da hast du natürlich nicht mehr ans Heimgehen gedacht, das begreife ich. Geh' jetzt ins Zimmer, ich komme gleich, dann kannst du uns erzählen, was du Neues weisst."

Als sie dann beisammen sassen und Josef von seiner Diskussion mit Regine berichtete, tadelte ihn der Vater, er solle sich

doch nicht unbeliebt machen mit solchen Redensarten. Diese Sachen müsse man für sich behalten und nicht alles plaudern, was man denke.

Josef beherzigte den väterlichen Rat und nahm sich fortan immer sehr in acht, wenn er mit jemandem diskutierte, dass er im Eifer nicht etwas Unüberlegtes sagte.–

Die Weihnachtsferien gingen vorbei, bald war Josef wieder im Kollegium und sass fleissig hinter seinen Büchern.

## Kapitel 20

Auch Albert, der frühere Lehrer von Lindenbach sass inzwischen eifrig hinter den Büchern. Doch während Josef noch nicht die Hälfte seiner Studienjahre durchkostet hatte, besuchte Albert bereits das Priesterseminar von Chur; nun stand er noch ein halbes Jahr vor der Primiz. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er keinen Tag mehr an seiner Berufung gezweifelt. Helene aber, seine einstige liebe Gefährtin, hatte ihr erstrebtes Ziel schon längst erreicht; sie wurde, wie sie es als Kind gewünscht hatte, barmherzige Schwester und widmete sich mit viel Liebe und Hingabe den Kranken, deren Herzen sie meist sofort eroberte.– Wenn auch Albert hie und da an sie dachte, dann waren es einzig Gedanken, ob sie sich nun wohl als Ordensfrau glücklich fühle.

Ja, Helene war wirklich glücklich

Wo sie arbeitete, fiel ihre grosse Opferbereitschaft auf. Helene verzichtete öfters auf die ihr zukommende Ruhezeit, wachte mit bewunderungswürdiger Geduld am Lager von Schwerkranken und tröstete sie. Von gar manchem Erlebnis könnte sie erzählen.

"Ach Schwester, Sie sind immer so gut zu mir, ich weiss gar nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll", wandte sich eines Tages eine besorgte Mutter an sie.

"Ich nehme Sie viel zu viel in Anspruch. Oh, wenn nur diese Schmerzen nicht so heftig wären, wenn ich nur wieder einmal eine ganze Nacht schlafen könnte!"

"Es wird schon besser werden, haben Sie nur Geduld, und wegen mir dürfen Sie sich keine Sorgen machen, ich pflege Sie gerne", sagte Helene zu ihr.

"Ja, ich weiss, Sie haben ein goldenes Herz, ich werde Sie nie vergessen, Schwester, ganz sicher nie; aber vielleicht muss ich ja bald schon sterben."

"Nein, gute Frau, wie können Sie so etwas denken. Bald werden Sie zu Ihrer lieben Familie heimkehren können. Freuen Sie sich darauf, dann werden Sie umso schneller gesund sein."

"Sie meinen es wirklich gut mit mir, Schwester. Wie schön wäre es, wenn mir dieser Wunsch erfüllt würde. Und doch, Schwester, ich könnte auch dann nicht mehr froh und glücklich werden, nein, ich könnte es nicht mehr."

"Warum denn nicht?" fragte Helene. "Sagen Sie es mir, wenn Sie noch andern Kummer haben."

Da begann die Mutter zu erzählen: "Ach, mein ältester Sohn macht mir viele Sorgen, der Hans. Und es war doch früher ein so lieber Bub, ich kann es nicht verstehen."

"Erzählen Sie mir von ihm bitte!"

"Es ist so traurig, Schwester."

"Erzählen Sie, ich will Ihnen helfen!"

"Es hat angefangen, als er aus der Schule kam und in die Lehre ging. Da wollte er schon nicht mehr jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wir haben ihm Vorwürfe gemacht, bis er wieder regelmässig ging. Aber als er ein Mädchen kennenlernte, wurde es viel schlimmer. Er kam oft spät heim am Samstagabend, und dann wollte er am Sonntag nicht aus dem Bett; ich sage Ihnen, das war uns arg. Dieses Mädchen hat ihn, ganz auf Abwege gebracht. Alles Mahnen und Zureden nützte nichts. Wenn ihm der Vater im Zorn hie und da gehörig die Meinung sagte, da drohte Hans, er werde sich ein Zimmer suchen und auswärts essen. Unter der Woche ging es noch mit ihm, er blieb meist zu Hause und lernte für seinen Beruf, aber am Samstag und Sonntag wollte er frei sein; es kam ihm nicht darauf an, oft erst gegen Morgen von einem Vergnügungsanlass heimzukommen. Dass ich seinetwegen nicht einschlafen konnte, solange er fort war, das kümmerte ihn nicht. Als Mutter denkt man doch immer an

sein Kind, und weil ich wusste, dass er an kein gutes Mädchen geraten war, hatte ich erst recht keine Ruhe. Oft genug hatten wir ihm gesagt, dieses Mädchen sei nichts für ihn, aber er wollte immer alles besser wissen und liess sich nichts sagen. Sein Hochzeitstag war für uns ein Trauertag, wenigstens innerlich, nach aussen durften wir es natürlich nicht zeigen. Heute weiss ich, dass mein Sohn unglücklich ist und nicht mehr viel vom Herrgott und der Kirche wissen will."

"Da kann ich Ihnen nur raten: Beten Sie viel für ihn und opfern Sie Ihre Leiden auf für seine Bekehrung", sagte Helene.

"Ja, Sie haben recht, ich bete sicher zu wenig für ihn. Wissen Sie Schwester, was mich auch noch sehr betrübt? Dass er mich nicht einmal besuchen kommt, wo er doch weiss, dass ich hier bin; der Vater hat es ihm ja geschrieben."

So verging fast eine Stunde, bis die Kranke vom Erzählen müde war und sich auf die andere Seite legte.–

Als aber am kommenden Sonntag der vermisste Sohn mit seiner Frau doch zu ihr kam, mit einem Blumenstrauss und Süssigkeiten, da erhellte sich ihr Antlitz. Helene aber erkannte in den Beiden jene seltsamen Gäste aus Lindenbach wieder, die damals zum Tagesgespräch des Dorfes geworden waren: Hans und Marguerite. Albert hatte ihr ja auch von ihnen erzählt. Jetzt wusste sie genug.

Einige Tage später trug man diese Mutter auf den Gottesacker. Sie hatte ausgelitten. Auch Albert stand am Grab an der Seite seines alten Freundes. Er glaubte übrigens, in Margrits Zügen keine innere Anteilnahme feststellen zu können. Sie war nie gut auf die Heimgegangene zu sprechen gewesen, denn sie wusste, dass jene am meisten bei Hans gegen seine Bekanntschaft mit ihr Stellung genommen hatte. Hans war es im Grunde seines Herzens nie recht, dass er in Bezug auf seine Auserwählte mit den Eltern nicht einig ging. Nun, am Grabe der Mutter musste es ihn bedrücken, dass seine

Frau nicht mit ihm fühlen konnte. Wie nötig hätte er jetzt ihren Trost gehabt. Geteiltes Leid wäre halbes Leid gewesen. Und so trauerte er allein, ohne sie. Es war keine oberflächliche Trauer. Der Schmerz steigerte sich noch in dem Masse, als ihn auch ein bitterer Reuegedanke mehr und mehr verfolgte. Er wurde sich an der offenen Gruft so recht bewusst, dass er eigentlich seiner Mutter in den letzten Jahren manchen Kummer bereitet hatte.

Und wenn nicht vieles im Leben so betrüblich ist, wie die Undankbarkeit eines Kindes gegenüber seinen Eltern, so ist auch nicht schnell ein Schmerz und eine Reue so bitter, wie der Schmerz und die Reue eines Kindes, das zur Einsicht kommt, wenn es zu spät ist: am Grab einer lieben, guten Mutter, eines teuren Vaters. –

## Kapitel 21

An einem Sonntag des Monats Juli, als Josefs Sommerferien gerade begonnen hatten und er bereits wieder in der Haldenrüti war, verlas der Pfarrer von Lindenbach folgende Anzeige mit gebührender Betonung von der Kanzel:

"Wir machen hiermit allen Pfarrangehörigen die freudige Mitteilung, dass am Herz-Jesu-Sonntag des nächsten Monats August in unserer Pfarrkirche der ehemalige, euch wohlbekannte und geschätzte Lehrer von Lindenbach, Albert Frei, sein erstes heiliges Messopfer feiern wird."

Nach diesen Worten ging eine starke Bewegung durch die ganze Gemeinde, ein Flüstern und Raunen setzte ein, so dass der Pfarrer, angesichts dieser Anteilnahme seiner Pfarrkinder, einige Momente aufatmete. Es klopfte ihm selber das Herz vor Freude, dass er dieses Ereignis jetzt ankündigen durfte. Dann fuhr er fort:

"Nach eifrigem Studium in Freiburg und Chur, hat er nun sein lange ersehntes Ziel erreicht. Wir empfehlen den Neupriester dem Gebete der Gläubigen. Er möge sein Lebenswerk als Priester so aufbauen, dass es Gott zum Lobe, der katholischen Kirche zur Ehre, und den unsterblichen Seelen zum Heile gereiche. Darum lasset uns beten: Vater unser..." –

Auf dem Heimweg fragte der Haldenrüti-Töni seinen Vater, als er hörte, wie man über diese Primiz diskutierte, ob dann der Bischof auch komme. Die verneinende Antwort enttäuschte ihn. Er gab sich erst zufrieden, als ihn der Vater auf die Firmung vertröstete, wo er den Bischof wieder sehen könne.

"Hat es an einer Primiz auch so viele Leute wie an der Firmung?" fragte der Kleine weiter.

"Ja natürlich, Töni. Wenn irgendwo eine Primiz ist. dann kommen die Leute von überall her, denn das ist ein grosses

Ereignis. Du kannst das halt jetzt noch nicht recht verstehen. Weisst, Töni, zu einer Primiz sollte man gehen, selbst wenn man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen müsste."

Als der Samstag vor dem grossen Feste heranrückte, waren viele Leute mit Vorbereitungen aller Art beschäftigt, vorab die Jugend. Lange Kränze wurden geflochten, Tafeln mit schönen Sprüchen und Willkommgrüssen geschrieben und mit Blumen und Blättern umrahmt. Im Innern des Kirchleins musste alles blitzblank und sauber sein, Blumen wurden hineingetragen, Lorbeerbäume und Palmen aufgestellt. Es war eine Freude, diesen fleissigen Händen zuzusehen. Am Abend aber gab es für manche Mutter noch etliche Arbeit: Die jüngeren Kinder mussten gebadet, die Sonntagsgwändli besonders sorgfältig hergerichtet, der Zimmerboden aufgewaschen und noch allerlei in Ordnung gebracht werden, denn tagsüber mussten die meisten Mütter beim Heuen helfen und hatten hiefür keine Zeit. Morgen aber ist Primiztag, und da muss dies alles noch erledigt werden, wenn man auch noch so müde ist.

Während sie so schafften bis in die Nacht hinein, kniete Albert auf dem Betschemel im Pfarrhauszimmer und konzentrierte sein ganzes Denken auf den grossen Tag, der ihm bevorstand. Hin und wieder trat er ans Fenster, schaute zum Kirchlein hinüber, in dem er früher so oft die Orgel gespielt und den Chor geleitet hatte, oder hinauf zum Schulhaus, und dachte an die Freuden und Leiden aus seiner Magisterzeit. Mit Wehmut betrachtete er auch sein ehemaliges Wohnhaus und sah im Geiste sein liebes Mütterlein, wie es drinnen schaffte. Dann lenkte er seinen Blick unwillkürlich hinauf zu den Sternen. Ja, sie ist jetzt dort oben im Himmel, sagte er sich, und wird von dort aus meinem ersten hl. Messopfer beiwohnen; welche Freude wird sie haben, die gute Mutter!

Drüben im Hotel konnte auch Hans noch nicht schlafen, sein alter Schulkamerad, der extra nach Lindenbach gekommen war, um an der Primiz seines Jugendgefährten teilzunehmen. Aber selbst diese Stunden sollten für ihn nicht ungetrübt sein. Hans grämte sich wegen Margrit, die ihn wie seiner Zeit bei der Beerdigung von Alberts Mutter, wieder allein reisen liess. Sie hatte ihm in den letzten paar Jahren wirklich schon manche schlaflose Nacht bereitet. Schon damals, als er mit ihr hier im gleichen Hotel war, ahnte er Schlimmes; Margrit war ja so eigensinnig und stolz! Und tatsächlich, es kam so, wie er es kommen sah.–

Die Sonne strahlte an die Bergwände und Hänge; im Tal unten war es noch etwas kühl und schattig, als am Sonntagmorgen gegen 9 Uhr das Völklein von allen Seiten zur Kirche strömte und Albert seinen Einzug hielt, unter Glockenklang und Orgelspiel. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der nun feierlich und sichtbar ergriffen, mit einem grossen Kreuzifix im Arm, nach vorne schritt, an den Altar, um Gott sein Erstlingsopfer darzubringen. Das Kirchlein vermochte die Gläubigen nicht alle zu fassen, sodass etliche hinter den geöffneten Portalen, im Freien, der Feier beiwohnen mussten.–

Da knieten sie, die wackern Bergbauern von Lindenbach; gläubiges Volk, das voller Ehrfurcht auf den jungen Priester schaute, der einen Weg der Dornen, ein Leben des Verzichts begann. Die Kinder staunten nur, sie konnten noch nicht fassen, was eine Primiz eigentlich ist. Wer Albert irgendwie näher kannte, erschien zu seinem Ehrentag. Nur eine war nicht dabei: Helene. Diese treue Braut Christi war am Ehrentage Alberts, ihres einstigen guten Kameraden, in Gedanken bei ihm und freute sich tief im Innersten ihres Herzens, dass auch er nun den besseren Teil erwählt hatte.–

Kyrie und Gloria waren verklungen. Nach dem Evangelium bestieg ein grossgewachsener Kapuzinerpater die Kanzel, um eine volle Stunde lang zu predigen! Er verstand es aber,

die Aufmerksamkeit der Gläubigen derart auf seine Worte zu lenken, dass niemand im Kirchlein fand, man könne jetzt eigentlich ruhig ein Nickerchen machen, bis einem das "Amen" und das Geräusch vom Aufstehen der andern wieder aufweckte. Nein, alle horchten mit grosser Spannung zu.

"Das ist es eben", sagte der Prediger mit lauter Stimme, "dass viele Christen das Wort Gottes, welches ihnen der Priester jeden Sonntag verkündet, zum einen Ohr hereinlassen und zum andern wieder hinaus. Manche kommen nur, weil es so Brauch ist, dass man am Sonntag zur Kirche geht und die Predigt anhört, das heisst, wenn man dabei nicht schläft! Was würden aber diese sagen, wenn sie zum Beispiel gleich viele Kartoffeln ernteten, wie sie bei der Saat in die Erde gelegt haben, oder noch weniger - und dazu noch faule! Schimpfen würden sie, sich ärgern und wehklagen. Den Samen aber, der in ihre Herzen hineingelegt wird, den lassen sie verderben, ohne sich deshalb irgendwelche Sorgen zu machen. Bei den Kartoffeln würden sie alles daran setzen, damit es nächstesmal nicht wieder eine Missernte gäbe; sie würden die Aecker viel sorgfältiger bebauen, die herangewachsenen Stauden hacken, jeden Tag die schädlichen Käfer ablesen usw. Das Geld, das die Kartoffeln einbringen, ist halt vielen wichtiger als das Wort Gottes. Einer Missernte im Acker der Seele schenkt man keine Beachtung und man zieht daraus auch nicht die nötigen Konsequenzen! ..."

Manche Zuhörer schauten sich verschiedentlich an während dieser Predigt. Einzelne flüsterten einander etwas zu und am Schluss bemerkte man deutlich ein allgemeines, begeistertes Kopfnicken.

Ja, das war eine Predigt! Aber wie viele beherzigen sie, wieviele werden damit Ernst machen, dachte sich ausser dem Kapuzinerpater auch Neupriester Albert, der sich dieses Thema für die Festpredigt gewünscht hatte. Das Gleichnis vom Sämann lag auch ihm sehr am Herzen.

Bald wurde es ganz still im Gotteshaus und das Aveglöcklein im Turm oben fing an zu läuten, denn der grosse Moment war jetzt da: die heilige Wandlung. Mit zitternder Hand zeigte Albert dem Volke die weisse Hostie, den wahrhaftigen Leib, und den Kelch mit dem Blute unseres Herrn Jesus Christus.–

Selig seid ihr alle, die ihr an dieses Mysterium glaubet; ihr sehet nicht und glaubet doch!

Im Anschluss an die hl. Kommunion des Priesters trat noch eine grosse Zahl von Gläubigen zum Tische des Herrn.–

Welch ein Segen muss auf einer Gemeinde ruhen, die das heiligste Sakrament des Altars so hoch in Ehren hält! –

Noch einmal wurde es vollkommen still im Kirchlein, als der Neupriester zum Schlusse der ganzen Gemeinde seinen Primiz-Segen erteilte. Dann stimmte der Chor das "Grosser Gott wir loben dich" an. Alle sangen kräftig mit, sogar Hans, dem dieses Lied, das er als Knabe oft und gerne gesungen hatte, noch wohlbekannt war. Er beobachtete alle die Männer und Frauen, die da um ihn standen, wie sie sichtbar freudig und dankerfüllt in diesen vertrauten, feierlichen Gesang einstimmten. Und siehe da, die Gnade Gottes wirkte auch in ihm; noch einmal wurde er innerlich tief ergriffen.

Das Mittagessen fand im Hotel "Alpengarten" statt. Unter verschiedenen Rednern sprach auch Hans einige herzliche Worte zu Ehren seines einstigen lieben Schulkameraden. Am Abend verweilten Albert und Hans einige Zeit allein beieinander: der eine mit einem Herzen voll Glück und Frieden, der andere wohl erfreut über Alberts grossen Tag, aber im Grunde seiner Seele doch unglücklich und verstimmt, so dass Albert, dem er sein Leid klagte, alle Mühe hatte, ihn wieder aufzurichten.

"Du hast gut reden Albert, du weisst nicht wie das ist, wenn man eine Frau hat, die einem das Leben sauer macht", sagte Hans.

"Ist es wirklich so schlimm?" fragte Albert.

"Oh, wenn ich dir alle Einzelheiten erzählen wollte, du würdest staunen!"

"Also erzähle mir und leere das Herz aus, vielleicht kann ich dir einen guten Rat geben."

"Da ist guter Rat teuer, Albert. Nehmen wir einmal nur ein Beispiel: Ich hätte schon lange gerne ein Kind; aber Margrit sagt, sie wolle lieber sterben, als jetzt schon Kinder hüten müssen. Später sei einmal noch Zeit genug hiefür, erst wolle sie etwas haben vom Leben."

"So so, sie wolle lieber sterben, als jetzt schon Kinder haben, sagte sie dir; da bist du allerdings zu bedauern. Du hättest halt vor der Hochzeit einmal ernsthaft mit ihr hierüber diskutieren sollen!"

"Das habe ich auch getan! Aber sie redete damals so, als ob sie Kinder ganz gerne hätte. Ich Gutgläubiger merkte nicht, dass sie mich täuschte diese Lebedame! Wenn sie jetzt von später redet, so bin ich überzeugt, dass es ihr lieber wäre, wenn sie überhaupt nie Kinder bekäme.- Aber noch fast trauriger für mich als dies ist es, dass ich nicht einmal sicher weiss, ob sie mir treu ist."

"Was, nicht einmal treu ist sie?"

"Ich bin noch nicht ganz sicher, aber ich habe bestimmten Verdacht."

"So, so,- "

"Ja, weisst Albert, ich musste schon allerhand mitmachen, seit ich verheiratet bin, das hätte ich nie gedacht."

Hans schüttete sein Herz an diesem Abend noch gehörig aus. Als er dann tagsdarauf wieder heimreiste, war es ihm,

als sei ihm leichter geworden. Mit guten Vorsätzen und voller Zuversicht kehrte er zu seiner Frau zurück, und die Erinnerung an die erlebte Primiz in den Bergen verklärte noch einige Zeit seinen nicht selten recht düsteren Alltag.

## Kapitel 22

Als Josef längst wieder im Kollegium St.Fidelis hinter den Büchern sass, erhielt er eines Tages aus Schwyz von guten Bekannten einen Brief mit dem erfreulichen Ratschlag, er solle doch im Kollegium Maria Hilf in Schwyz weiterstudieren; sie würden ihn dann zum Essen und Wohnen einladen, bis er die Matura gemacht habe. Tatsächlich zog Josef fort von Stans und nahm Wohnung am neuen Ort. Auch hier gefiel es ihm gut, und die kommenden Jahre flogen nur so vorbei. —

Wer kann sich ausmalen, mit welcher Fülle schönster Erinnerungen dieser aufgeschlossene, fröhliche, aber auch ernsthafte Jüngling im Jahre 1910 das liebe Schweizerland verliess, um nach Mailand zu ziehen, ins Priesterseminar St.Karl Borromäus! Dort galt es nun, den schwierigsten Weg seines bisherigen Lebens zu beschreiten und zu ebnen, den Weg der letzten Vorbereitungen auf den kommenden, heiligen Beruf, den Weg zur endgültigen Entscheidung.—

"Nun bin ich schon eine Woche hier in Mailand und muss Euch zu meinem Bedauern schreiben, dass es mir in dieser grossen Stadt nicht gut gefällt", steht im ersten Brief an seine Eltern. "Das einzige Schöne ist der grosse Dom mit seinen unzähligen Türmlein, sowie unser Seminar. Aber wisst Ihr, in der lieben Heimat und besonders in unseren Bergen von Lindenbach ist es halt doch viel schöner. Oh, ich sage Euch, ich vermisse diese Berge und auch das Rauschen der Bäche. Seid deswegen aber nicht traurig, und besonders Du nicht, liebe Mutter! Ich hoffe, dass ich mit der Zeit diese wehmütigen Gedanken wieder verliere. Ich gehe alle Tage für einige Minuten in den Dom. Ganz vorne, rechts neben dem Hauptaltar, hängt ein wunderbares Bild der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe. Davor brennen viele Kerzen, und

Blumen duften, dass es eine Freude ist. Man kann dort hingehen, wann man will, immer ist eine Gruppe Beter bei dem Bilde. An diesem stillen Plätzlein im Dom, im Schein der Kerzen, da gefälltes auch mir gut. Die Muttergottes wird mir sicher über mein Heimweh hinweghelfen. Macht Euch also keine Sorgen, ich werde Euch bald wieder schreiben. Dass Ihr für mich betet, das weiss ich und ich bin Euch dankbar dafür."

Josef war nun 25 Jahre alt. Er trug wie alle Seminaristen eine schwarze Soutane. Jetzt wurde er sich so ganz bewusst, dass die entscheidenden Stunden seines Lebens bedeutend näher gerückt waren. Die entscheidenden Stunden! Wenn er ihnen nur mit sicherem Schritt hätte entgegen gehen können. Niemand wusste um die schwerwiegenden Bedenken, die ihm seit einiger Zeit zu schaffen machten. Er wollte darüber hinwegkommen, aber es gelang ihm nicht. Ja, nie hätte er früher gedacht, dass er einmal Zweifel bekäme an seiner Berufung. Einerseits tauchten Minderwertigkeitsgefühle in ihm auf, andererseits aber, und das war viel gefährlicher, begann hier im fremden Land, in dem er sich so einsam und verlassen fühlte, im verborgensten Winkel seines Herzens eine Sehnsucht zu wachsen, die sich bisher nur sehr selten - und dann nur äusserst schwach - bemerkbar gemacht hatte: die Sehnsucht nach einer eigenen Familie! Ueber die verschiedenartigen Gefühle und Eindrücke jener Wochen und Monate gibt sein Tagebuch am besten Aufschluss:

21.Mai 1910 – "Es ist merkwürdig, in letzter Zeit, besonders seit ich hier in Mailand bin, verweile ich ab und zu bei einem bisher nur flüchtig aufgetauchten Gedanken, nämlich, ob ich wohl einmal wirklich ein so tüchtiger Priester werde, wie ich es bis dahin immer glaubte. Was ich früher als eine Selbstverständlichkeit angesehen habe, kommt mir jetzt eigenartigerweise hin und wieder etwas problematisch vor und es

will mir scheinen, dass es mit meinem Jugendidealismus allein doch nicht getan ist. Und ich glaubte doch immer, mit ihm käme ich über alle Hindernisse hinweg! War's eine Täuschung?"

27.Mai 1910 – "Heute hielt man uns Seminaristen einen Vortrag über die Bereitschaft des Priesters, Opfer zu bringen. Ja, eines der grössten Opfer für mich wäre sicher jenes - überlegte ich mir - einmal die Geduld aufzubringen, Enttäuschungen, oft gewiss sehr schwere Enttäuschungen willig zu ertragen und im Eifer nicht nachzulassen, auch wenn man noch so wenig Erfolg seiner Arbeit sieht. Ich, der ich überall brennendes Feuer sehen möchte, jenes heilige Feuer, das Jesus auf die Erde gebracht, und von dem er sagte, er wolle, dass es brenne!"

Fronleichnam 1910 – "Ich hatte heute vormittag im Dom ein tiefes Erlebnis. Als der Priester das Allerheiligste in der Monstranz an mir vorübertrug, wurde ich plötzlich - im Moment der Begegnung - fühlbar erschüttert; ich bekam wahrhaftig den Vorbeizug des Meisters zu spüren. Da wurde mir wieder so recht klar, dass ich von nun an unbedingt mehr um die Gnade beten muss, die Gegenwart Christi im hl.Sakrament stärker und tiefer erleben zu dürfen. Nur so komme ich sicher auch wieder über meine Bedenken hinweg, und dann scheint mir wohl nie mehr ein Opfer zu gross."

20.Juli 1910 – "Ich weiss mir bald nicht mehr zu helfen. Das Fronleichnams-Erlebnis wirkt zwar noch stark in mir, und doch kann ich nicht sagen, dass ich mich seither wieder so untrüglich zum Priester berufen fühle, wie in früheren Zeiten.- Wenn das meine Eltern wüssten! - Ernsthaft überlege ich mir jetzt - es ist höchste Zeit dazu - wie ich mich einmal dazu stellen würde, wenn ich zum Beispiel gegen Intrigen böswilliger Menschen anzukämpfen hätte. Dass es etliche dieser Leute gibt, das wurde uns Priesteramtskandidaten

genügend gesagt, damit wir uns keine Illusionen machen. Nun, ich glaube zwar, mit Intriganten würde ich schon fertig. Was hingegen die vielen Christen anbetrifft, die nicht böswillig, aber furchtbar gleichgültig sind, jene, die das Wort zwar hören, die es aber keine Frucht bringen lassen, weil sie sich im täglichen Leben um alles andere mehr kümmern, als um Gottes Wort, so glaube ich, dass mir diese Leute sicher grosse Sorgen bereiten könnten. Habe ich soviel Geduld und Ausdauer, immer wieder von neuem anzufangen, die Gewissen dieser fast unverbesserlich Gleichgültigen aufzurütteln? Wenn nicht, so wäre das sehr schade. Ich bin vielleicht zu schnell mutlos und womöglich zu streng mit meinen Pfarrkindern, so dass sie mir Mangel an Verständnis vorwerfen müssten. Ach, könnte ich doch wieder wie früher siegesgewiss meiner Zukunft entgegengehen!"

Und wieder kam der hochwürdige Herr Erzbischof von Mailand ins Seminar auf Besuch. Der gnädige Herr erschien jede Woche mehrmals bei seinen jungen Priesteramtskandidaten und unterhielt sich mit ihnen. Er lernte sie so einzeln kennen; für jeden zeigte er grosses Interesse. Hie und da predigte er ihnen. Eine Predigt blieb Josef unvergesslich; es waren sehr ernste Worte. Der Bischof erzählte von einer Dorfgemeinde in seiner oberitalienischen Diözese, in der ein grosser Teil der Einwohner nicht mehr zur Kirche gehen wollte und am Glauben zu zweifeln begann, weil ihr Seelsorger einen schweren Fehltritt begangen hatte.

"Seht meine lieben Seminaristen, wie unerhört gross eure Verantwortung ist", sprach der Bischof. "Seid euch bewusst, welche Opfer ihr auf euch nehmen müsst, und machet euch als Priester das Leben nicht zu leicht. Ueberlegt es euch wohl: die Leute übersehen im allgemeinen die Fehler eines Priesters nicht. Sie sind oft misstrauisch, und aus einer Mücke machen viele einen Elefanten. Ich will aber kein

Schwarzmalen sein und sage euch, wenn ihr guten Willen habt, viel betet, bescheiden lebt und vom festen Glauben an eure Sendung durchdrungen seid, so werdet ihr die Herzen der Gläubigen bald für euch gewonnen haben. Denket immer daran, ihr seid Diener des Allerhöchsten! Frohlocket und freuet euch, euer Lohn wird gross sein im Himmel!"

Als sich heute Erzbischof Ferrari - der spätere Kardinal, welcher übrigens anno 1921 im Rufe der Heiligkeit gestorben ist - wieder mit Josef unterhielt, fragte er ihn, ob er nicht Lust hätte, einmal in seiner Diözese einen Vikariatsposten anzunehmen; er wäre froh um ihn. Bis er die Priesterweihe empfangen, kenne er die italienische Sprache schon sehr gut; wenn er sie dann noch einige Zeit eifrig studiere, sei sie ihm bald ganz vertraut. Auf diese Weise lerne er doch ein anderes Volk kennen und weite dadurch den geistigen Horizont; er könne später immer wieder in die Schweiz zurückkehren. Josef aber äusserte verschiedene Bedenken. Hier in Italien wollte er nicht länger bleiben als nötig war. Das Heimweh steckte zu stark in ihm. – Und dabei war *er* es doch gewesen, der seinerzeit in Stans und Schwyz seine Kameraden getröstet hatte, wenn sie über Heimweh klagten. Nun war auch er davon gepackt worden. Das fremde Land und Volk, die lärmige Stadt und der Gedanke an die Ferne seiner Heimat hatten ihn so wehmütig gestimmt.

Diese melancholischen Gedanken hätte Josef mit Leichtigkeit überwinden können, wenn er in Bezug auf sein Ziel im Klaren gewesen wäre. Aber eben, die Unruhe des Herzens machte ihm zu schaffen. So gerne wäre er jetzt nocheinmal einige Zeit zurückgekehrt ins Elternhaus, um in aller Ruhe mit Vater, Mutter und Pfarrer über seine Bedenken zu sprechen. Vorerst aber blieb ihm nur die Möglichkeit zu schreiben, denn er konnte erst an Weihnachten nach Hause fahren. Die kommende Zeit wurde für Josef eine Zeit sehr schwerer seelischer Kämpfe. Wir lesen in seinem Tagebuch:

15.Sept.1910 – "Ich habe keine Ruhe mehr, morgen muss ich nun endlich meinen Eltern schreiben, wie ich leide. Ich hätte dies nie für möglich gehalten, aber es geht eben um meine ganze Zukunft! Jetzt heisst es für mich: entweder - oder. Ich muss mich entscheiden, und zwar bald, damit ich wieder Ruhe finde. Möge mir der liebe Gott helfen." –

Schon anderntags schrieb Josef jenen entscheidenden Brief. Als ihn der Vater gelesen hatte, da ward ihm weh ums Herz, wie noch selten zuvor. Er besprach ihn mit Mutter Barbara; beide waren sich klar, dass es nun wohl bald um ihre grosse Hoffnung geschehen sei.

"Ist das möglich", sagte der besorgte Vater zu seiner Frau, "unser Josef will nicht mehr Geistlicher werden?" Er blickte dabei mit feuchten Augen auf das Kruzifix in der Herrgottsecke. Hätte Vater Robert all sein Hab und Gut verloren, sein Schmerz wäre kaum grösser gewesen.

"Wenn sich Josef anders besinnt, dann ist es Gottes Wille, Robert. So wie der Herrgott es bestimmt hat, so soll es recht sein; wir müssen uns dreinschicken!" meinte Barbara die über die Nachricht ihres Sohnes nicht weniger bestürzt war als Robert. Dieser nahm den Brief und fing nocheinmal zu lesen an. Er konnte es nicht fassen, was da drinnen stand. Wie lange schon wartete er mit Sehnsucht auf den grossen Tag seines Sohnes. Nun sollte auf einmal alles anders sein? Ob da nicht die Mädchen vielleicht auch eine gewisse Rolle gespielt haben, überlegte er. Vater Robert wusste noch gut, dass Josef früher nicht ungerne von Regine erzählte, oder vom Franzeli im Aelpligaden, das ihm immer so tüchtig geholfen habe im Stall und auf dem Feld. – Hätten Josefs Eltern einen Blick in ihres Sohnes Tagebuch werfen können des Rätsels Lösung wäre nicht mehr schwierig gewesen. Unter dem Datum des 1. und 2.August hätten sie folgendes lesen können:

"Heute abend leuchten auf den Alpen ringsum Lindenbach wieder die Höhenfeuer, und unten im Dörfli feiern die Kurgäste mit viel schönem Feuerwerk den Tag des Vaterlandes. Ich aber bin da in Mailand und sehe nichts von all dem. Wieviel schöner ist es doch in meiner Heimat!

Oh, wie möchte ich jetzt noch einmal jung sein, ein Knabe wie ehemals, und hinaufziehen mit dem Vieh auf die Alp, oder dem Aelpligaden-Hannes als Hüterbub und Stallknecht helfen, auf das liebe Franzeli warten, wenn es mir das Vesperbrot und den heissen Kaffee auf die Weide bringt., wieder einmal in meinem Heimatdörfchen einen Mai erleben, mich jeden Abend auf die Maiandacht freuen und auf Regines schöne Stimme.–"

2.August – "Heute überlegte ich mir, was die Leute, und besonders Regine, wohl denken würden, wenn ich vielleicht im Herbst oder an Weihnachten nach Lindenbach käme und ihnen sagte, ich hätte mich jetzt anders besonnen, ich wolle Lehrer studieren. Die würden Augen machen! Das wäre sicher gar keine unmögliche Sache. Schliesslich bin ich ja noch jung mit meinen 25 Jahren. Ich könnte zuerst einige Zeit Geld verdienen und dann in Ruhe weiterstudieren."

"Nein, Robert, ich glaube nicht, dass unser Josef wegen eines Mädchens seinen Beruf aufgibt. Wenn er auch früher hie und da einen Schwarm hatte, will das doch nichts heissen", fuhr Barbara im Gespräch fort.

"Es steckte aber doch schon etwas in ihm. Ich habe das Gefühl, dass er sicher schon an eine eigene Familie gedacht hat, und zwar nicht nur oberflächlich. Die Gründe, die er im Brief angibt, mögen zum Teil stimmen, aber das sind nicht die einzigen. Ich glaube, dass er uns nicht alles schreiben wollte, was ihn beschäftigt."

"Ja, du kannst vielleicht recht haben. Welche Freude hatte er doch immer an Kindern! Wer weiss, ob er sich nicht schon vorgestellt hat, wie es wäre, wenn er einmal eigene Kinder erziehen könnte. Ich zweifle übrigens nicht daran, dass Josef ein guter Vater würde."

"Rede nicht davon, Barbara, ich kann einfach nicht glauben, dass unsere Hoffnung auf einen Priestersohn unerfüllt bleiben soll."

## Kapitel 23

Im Dom zu Mailand war es dunkel geworden. Nur vorne am Hauptaltar verbreitete wie immer das ewige Licht seinen schwachen, roten Schein und mahnte den stillen Beter an die Gegenwart des Heilandes im Tabernakel. Unweit davon leuchtete das Madonnenbild im flackernden Kerzenschein. Wenn man im weiten Raume des Domes steht, sieht man es nicht, weil es hinter Säulen und Wänden versteckt ist. Hier in der Verborgenheit kniete Josef, schaute voll Vertrauen hinauf zur "Mutter der immerwährenden Hilfe" und betete zu ihr, dass sie ihm beistehen möge in seiner schweren Bedrängnis; er sei noch nie bisher in ähnlicher Lage gewesen und vertraue ganz auf ihre Hilfe. So klagte er ihr sein Leid.

Während er voller Andacht das schöne Bild betrachtete, glaubte er, die gütige Madonna lächle ihm zu. Er versprach ihr, keinen Tag seines Lebens vorbeigehen zu lassen, ohne zu ihr zu beten und ihr zu danken, wenn sie ihm jetzt, in diesen entscheidenden Stunden helfe und ihm den richtigen Weg weise.–

Und sie hat ihn nicht im Stich gelassen, die Mutter vom guten Rate. –

Erst nach längerer Zeit verliess er diesen stillen Gnadenwinkel, um noch einige Minuten vor dem Tabernakel zu verweilen; alsdann kehrte er ins Seminar zurück.–

Es war am darauffolgenden Samstagabend des nämlichen Monats Oktober 1910, als sich Josef sehr müde fühlte und deshalb frühzeitig zu Bett ging. Während der Nacht aber erwachte er aus einem Traum, der ihm recht seltsam vorkam. Nachdenklich setzte er sich im Bett auf und strich über seine heisse Stirn und die schlaftrunkenen Augen. Ihm schien, als hätte das eben Geträumte ein Stück aus seinem künftigen Leben sein können. Hat mir nun vielleicht die Gottesmutter auf diese Weise den erbetenen Fingerzeig gegeben? fragte er

sich allen Ernstes. Behutsam, um das friedliche Bild nicht zu zerstören, stand er auf, zündete das Licht an, nahm einen Bleistift und Papier aus der Nachttisch-Schublade und machte über das eben Geschaute einige Notizen, damit er es nicht vergesse. Es war wirklich ein merkwürdiger Traum. Er sah vier Kinder, mit denen er auf einer schönen Wiese, in der Nähe eines grossen Waldes spielte. Etwas abseits davon stand eine hübsche Frau, die ihm freundlich zulächelte. Als er eines der Kinder, einen Buben, auf den Arm nahm und ihm einen Kuss geben wollte, war er erwacht. – Erst als er ein Frösteln spürte, legte er sich wieder zur Ruhe und zog die Decke über sich. Zum Glück hatte sein Zimmerkollege von allem nichts gemerkt; er schnarchte friedlich. Josef schlief bald wieder ein und hatte nun einen so festen Schlaf, dass ihn am Morgen sein Mit-Alumne wecken musste. Schnell stand er auf - es war ihm nicht recht, dass er heute fast der Letzte war - las nochmals die paar Notizen auf dem Zettel und bereitete sich dann für die Frühmesse vor. Er war noch ganz vom nächtlichen Traum beeindruckt und merkte zuerst gar nicht, dass er in Gedanken die Werktagshose angezogen hatte. Bald wohnte er andächtig der hl.Messe in der Seminarkapelle bei und nach Empfang der hl.Kommunion blieb er noch lange knien und betete. Es war kein Seminarist mehr anwesend, nur Josef kniete noch immer da. So ernst. so tief ergriffen hatte er schon lange nicht mehr kommuniziert und gebetet. Die Stille der Kapelle wurde einigemal durch das Husten Josefs durchbrochen. Als er seine Andacht beendet hatte und in den Speisesaal kam, waren schon alle beim Morgenessen. Einige Kameraden fragten ihn, ob ihm nicht gut sei, er sehe so blass aus. "Ja, ich weiss es, ich bin erkältet. Das ist nicht so schlimm", gab er ihnen zur Antwort. Es war aber schlimmer als er gedacht, denn schon am Abend des gleichen Tages lag er mit Fiebern im Bett. Der Arzt konsta-

tierte eine leichte Lungenentzündung und mahnte zur Vorsicht.–

Während dieser Krankheit hatte nun Josef Zeit, über seine Zukunft nachzudenken. Immer wieder überlegte er, ob wohl jener merkwürdige Traum bedeuten sollte, nicht Priester zu werden, sondern zu heiraten und dass er vielleicht Vater von ein paar lieben Kindern werde.

Als Josefs Eltern von seiner Krankheit hörten: waren sie begreiflicherweise sehr besorgt, besonders Mutter Barbara. "Ach, mein guter Bub, er könnte ja sterben, wenn die Leute dort nicht recht zu ihm sehen", sagte sie ängstlich. Sie schrieb ihm, er solle dem Arzt gehorchen und sich pflegen und ja nicht etwa zu früh aufstehen wollen. Sobald er dann wieder gesund sei, solle er heimkommen und sich einige Wochen erholen.

Diese Nachricht kam nun unserem Josef wie gewünscht. 5 Wochen lang lag er auf dem Krankenbett. Zu Beginn des Christmonats aber verabschiedete er sich und reiste in seine geliebte Heimat. Ihm war, als sei dieser Abschied vom Priesterseminar des hl. Karl Borromäus ein Abschied für immer gewesen; der Entschluss, umzusatteln, stand ja, wie ihm schien, so nahe! Es galt nun aber, über den wichtigsten Schritt in seinem bisherigen Leben erst noch mit den Eltern und dem Pfarrer von Lindenbach zu sprechen und ihren Rat einzuholen.

"Welch glückliches Wiedersehen", steht in seinem Tagebuch. "Unbeschreiblich waren meine Gefühle und sicher auch die meiner Eltern und Geschwister, als wir wieder alle beisammen sassen, wie in früheren Jahren, im Schein der Petrollampe, um den Zimmertisch versammelt: Vater und Mutter auf den Stühlen mit der hohen Lehne, meine Geschwister und ich auf der grossen Eckbank. – Ich schaute im Zimmer

umher, von einem Plätzlein zum andern, im Zimmer, worin ich meine Jugendzeit verlebte! Die Uhr tickte noch genau gleich wie damals, auf dem Steinofen lagen Nusschalen von eben aufgeknackten Nüssen, unter der Ofenbank wärmte sich der alte, treue Karo, und auf dem Sofa schnurrte Mizi. Es beelendete mich aber trotz der Wiedersehensfreude, als ich bemerkte, wie meinetwegen geweint wurde. Natürlich weil ich nicht mehr Priester werden wollte, dachte ich. Am meisten schmerzten mich die Tränen meiner lieben Mutter. Aber ich sagte: Seid doch nicht traurig, der liebe Gott hat es für mich halt anders bestimmt; er wird mir ganz sicher helfen, dass ich auch auf einem andern Weg Grosses vollbringen kann. Meine Kenntnisse, die ich mir in den letzten 10 Jahren erworben habe, werden mir gewiss im Leben sehr von Nutzen sein. Wenn ich je später heiraten sollte, und mir der Herrgott Kinder schenkt, wer weiss, ob nicht vielleicht aus meiner Familie einmal ein Sohn zum Priester erkoren wird."

"Siehst du, Barbara, habe ich nicht recht gehabt? Gelt, ich hab's gesagt, er studierte am Heiraten herum! Das wollte mir doch sein, es müsse so etwas dahinterstecken", sagte Vater Robert nachher unter vier Augen zu seiner Frau.

"Ja, da kann man halt nichts machen", antwortete diese. "Es ist auf alle Fälle besser, Robert, er gibt sein Studium rechtzeitig auf, als dass er es vielleicht einmal bereut oder Schwierigkeiten bekommt. Wir sollten ihn nicht zu stark beeinflussen, er muss selber wissen, wozu er berufen ist. Auf keinen Fall darf er das Gefühl haben, du und ich wären sehr traurig, wenn er nicht Priester würde. Es war ein Fehler, dass wir ihm schon Anlass zu diesem Gedanken gegeben haben. Das müssen wir ihm wieder ausreden. Du weisst, wie er an uns hängt, wir wollen ihm doch nicht unnötig weh tun."

"Einverstanden", unterbrach Robert, "andererseits aber dürfen wir auch nicht zu ängstlich sein. Manches Kind hat sich

später gesagt: "Ach hätte ich doch nur auf die Eltern gehört, es wäre alles anders und besser herausgekommen." Junge Leute haben doch nicht die Lebenserfahrung wie ihre Eltern. Wir können Josef ruhig darauf aufmerksam machen, dass der Priesterberuf der schönste und segensreichste aller Berufe ist, wenn er auch grosse Opfer fordert. Wir kennen Josef, wir wissen um seine Charakteranlagen und brauchen nicht anzunehmen, dass nun gerade er ein mittelmässiger oder gar unglücklicher Priester würde. Ich glaube nämlich nicht, dass Josef, wenn er sich einmal für den Priesterberuf entschieden hat, nachher Schwierigkeiten und Reuegefühle bekäme. Er weiss nur jetzt, *vor* der Entscheidung, nicht recht, was ernst gelten soll und hat die Grösse dieses Berufes noch zu wenig erfasst. Ich bin aber sicher, wenn er das Ja gesagt hat, dann nimmt er es auch ganz ernst damit; dann weiss er auch, was er zu tun hat. Er wird mit Freuden und unermüdlich für das Reich Christi arbeiten. Das Talent dazu fehlt ihm jedenfalls nicht, das behaupte ich fest, Barbara. Und so gut, wie wir als pflichtbewusste Eltern unsere Kinder auf die Gefahren des Lebens aufmerksam machen, damit sie eher vor Unglück bewahrt bleiben, so gut dürfen wir auch einem Kind, von dessen edlem Charakter und frommem Sinn wir überzeugt sind, raten, Geistlicher zu werden!"

"Ja, Robert, ich glaube, du hast nicht unrecht. Aber gelt, wenn unser Wunsch vielleicht doch nicht erfüllt wird, dann machst du dem Josef keinen Vorwurf?"

"Nein, auf keinen Fall! Das kommt doch gar nicht in Frage. Ich kann ihm nicht mehr als raten. Also warten wir ab."

Es gab in diesen Winterwochen noch einige solcher Zwiegespräche zwischen Vater und Mutter. Aber auch mit Josef selbst diskutierte man hie und da. Einmal war es Vater Robert, der seinem Sohn das Lebenswerk eines Priesters schilderte, dann wieder Mutter Barbara, die ihn unter vier Augen fragte, ob er etwa lange Zeit nach einem Jugendgespänlein

bekommen habe, oder es war sein älterer Bruder Robert, der ihn an jenes schwere Gewitter auf der Alp erinnerte, wo er trotz grosser Gefahren als guter Hirt so tapfer einem scheinbar verlorenen Schäflein nachgegangen sei. Auch mit dem Pfarrer wurde viel gesprochen, teilweise war Josef ganz allein bei ihm oder aber zusammen mit dem Vater.

"Hör, lieber Josef, du stehst nun vor einer grossen Entscheidung. Als dein Seelsorger habe ich die Pflicht, dir zu helfen und zu raten, und ich tue das sehr gerne. Weisst, Josef, ich will dir jetzt eines sagen: Sei dir bewusst, dass der kommende Entscheid dein ganzes Leben bestimmen wird. Es geht also ums Ganze. Lass dir deshalb genügend Zeit zum Ueberlegen und vor allem, bete viel und kommuniziere oft. Höre jetzt auf die Ratschläge, die dir deine Eltern und dein Pfarrer geben und vergleiche sie mit deinen eigenen Ansichten. Wenn du dann nicht bald wieder - ich denke im Laufe weniger Monate - den Ruf zum Priestertum spürst, und zwar so stark, dass du mit dir absolut im Klaren bist, es komme trotz der gehabten Versuchungen für dich doch nichts anderes in Frage, dann saddle endgültig um. Ein Priester sollte nämlich nicht mit unsicheren Gefühlen sein Amt antreten, sonst läuft er Gefahr, bei den ersten Enttäuschungen zu versagen, und das wäre für ihn und auch für die Seelen, die er betreuen muss, ein grosser Schaden. Ein solcher Priester kann unter Umständen vielleicht sogar mutlos und unglücklich werden. Wer sich für diesen Beruf entschliesst, muss zum vornherein ein mutiger, begeisterter und opferbereiter Mensch sein, einer, der vom Glauben an seine Sendung durchdrungen ist, und ein Optimist dazu! Befolge diesen Rat, Josef; ich rede aus langer, priesterlicher Erfahrung und meine es nur gut mit dir."

In diesem Sinne sprach der Pfarrer auch mit Josefs Vater, der mit seinem Vorschlag ganz einverstanden war. In der Haldenrüti wurde von nun an jeden Abend besonders für die

richtige Berufswahl Josefs gebetet und an den Sonntagen ging die ganze Familie zum Tische des Herrn. –

Die heimatlichen Weihnachtstage und auch die Sylvesternacht, in der wie jedes Jahr St.Nikolaus auf Besuch kam, waren vorüber, als Josef schon wieder an Abschied denken musste. Diesmal aber mit recht schwerem Herzen.

"Ich kann diesen Moment nie mehr vergessen", steht in seinem Tagebuch, "als mich die gute Mutter mit wehmutsvollen Augen anschaute und sagte:

"Also behüt dich Gott, Josef. Vergiss nicht, was dir der Herr Pfarrer gesagt hat, bete viel, wir beten mit dir. So wirst du schon richtig entscheiden. Denke daran, Josef, es gilt für immer!"

Ich wusste nicht recht, wie ich diese letzten Worte verstehen musste: "Es gilt für immer". Sie klangen so eigentümlich. Sollten sie eine ernste Mahnung sein, nichts Unüberlegtes zu tun, waren sie Ausdruck verborgenen Kammers, bitterer Enttäuschung, oder hat ein Hoffnungsstrahl in Mutters Worten mitgeklungen? Vielleicht all dies miteinander! – Nun kam der Vater zu mir und machte mir mit Weihwasser das Kreuz auf Stirne, Mund und Brust. "Gelobt sei Jesus Christus", sagte er dann zu mir, "in Ewigkeit Amen", antwortete ich zaghaft. "So, jetzt machs gut, behüt dich Gott, Josef, und bet' auch etwa für uns." Das waren die letzten Worte des Vaters." –

Josef hatte es deutlich gefühlt, dass sie ihn diesmal noch viel weniger gern ziehen liessen als vordem. Sie wussten, welche schwere Kämpfe ihm nun noch bevorstanden und wären lieber bei ihm geblieben, jeden Tag, bis zum grossen Ja oder Nein. Wie gerne hätte Josef dieser unliebsamen Situation ein Ende gemacht. – Es wäre so schön gewesen, dachte er sich nachher, wenn er sich im Kreise seiner Lieben hätte ent-

scheiden können, und zwar für das Ja. Dann hätten sie doch alle endlich wieder einmal Ruhe gehabt, und hätten sich freuen können über seinen Sieg. Aber er konnte nicht ja sagen! Und wenn es auch vielleicht in letzter Minute in seinem Innern doch noch dazu gekommen wäre, er hätte trotzdem zugewartet, denn er wollte dem Pfarrer gehorchen und seinen Rat befolgen. Das aber war ja auch der Wunsch seiner Eltern.— So konnte man jetzt wieder hoffen in der Haldenrütli.

## Kapitel 24

Etwas mehr als 3 Monate später, als der Frühling mit seiner Blütenpracht schon eine Weile eingezogen war, hatte Josef seinen endgültigen Entscheid gefällt. Nach langem Kämpfen war sein Entschluss gereift. Lesen wir einige Sätze aus dem Brief an seine Eltern und Geschwister, worin er sie davon in Kenntnis setzte:

"Meine liebste Mutter, lieber Vater, liebe Geschwister!

... Nun ist es endlich soweit. Ich habe mich entschieden! Euer Josef kann nicht Priester werden. Seid aber deshalb nicht traurig, es ist bestimmt besser so, denn ich habe den Rat des Pfarrers befolgt und bin zu diesem Entschluss gekommen. Ich glaube bestimmt, dass es so Gottes Wille ist, und bitte Euch, die Enttäuschung nicht zu schwer zunehmen. Denket wie ich: Es hat nicht sollen sein."

Man kam in der Haldenrüti lange nicht über den Schmerz hinweg, den dieser Brief verursachte. Wenn auch nicht alle Geschwister Josefs die Tragweite seines Entschlusses genügend ermessen konnten, so fühlten sie doch aus dem Gespräch und der Haltung der Eltern, dass etwas Grosses geschehen sein musste.

"Weisst du, Robert, ich habe halt wegen Josef trotz allem immer noch eine Hoffnung", sagte eines Tages Mutter Barbara zu ihrem Mann. "Wer weiss, wenn er einmal längere Zeit im grauen Alltagsleben draussen gestanden ist, und mit irgendwelchen trockenen, geschäftlichen Arbeiten sein Brot verdienen musste, ob er dann nicht einsieht, dass er doch den richtigen Weg verfehlt hat, dass er an den Altar gehört, auf die Kanzel und in den Beichtstuhl, und nicht in ein Büro."

"Du machst dir Illusionen, Barbara. Ich habe mich damit abgefunden, dass Josef nun einmal nicht für dieses Amt be-

stimmt ist; so werde ich wenigstens nicht nocheinmal enttäuscht."

"Also, warten wir ab, Robert!" –

Die Leute von Lindenbach waren nicht wenig erstaunt, als sie von Josefs Sinnesänderung hörten. Fast überall bedauerte man diesen Schritt, denn man war allgemein überzeugt, dass der Haldenrüti-Josef, dieser fromme und gute Jüngling, den man so oft in der Werktagmesse und an der Kommunionbank gesehen hatte, sicher nichts anderes als Priester werde. Die Regine vom Kirchenchor aber wurde sehr nachdenklich, und die Sägeboden-Bäuerin, die Mutter des eifersüchtigen Johann, triumphierte bei den Nachbarn, sie habe es ja immer gesagt, dass Josef sicher nicht so fromm sei, wie er tue; ein "Heimlichfeisser" sei er, und nicht viel besser als die andern. Von diesem Gerede der Sägeboden Bäuerin erfuhr man auch in der Haldenrüti. Robert, der älteste Bruder Josefs, kam darob derart in Zorn, dass er beschloss, dem Sägeboden-Johann dafür heimzuzahlen. Er wurde aber vom Vater belehrt, dass man Böses nicht mit Bösem vergelten dürfe, er solle sich beherrschen. Robert aber wollte das nicht in den Kopf, das sei einfach eine Frechheit, meinte er, die bestraft und gebüsst werden müsse. "Nein, das wird nicht bestraft, Robert, das überlässt man dem lieben Gott", sagte der Vater. So brachte er seinen Aeltesten doch wenigstens soweit, dass er versprach, den Johann in Ruhe zu lassen. Aber so ganz ohne Zwischenfall ging die Sache doch nicht ab. Robert nämlich hatte trotz aller Mahnungen keine Ruhe. Einen kleinen, schmerzlosen Streich wollte er sich doch noch leisten.

Eines Tages hörte die Bäuerin vom Sägeboden, als sie gerade in der oberen Schlafkammer beschäftigt war, vom Strässchen her ein lautes Gelächter. Sie eilte ans Fenster und entdeckte - teils hinter Gebüsch, teils auf offener Strasse - einige Knaben, die mit den Händen auf ihr Haus deuteten und in höhnischem Tone lachten. Als sie hinunterging, um selbst nach-

zusehen, was es denn zu lachen gebe, geriet sie in nicht geringes Erstaunen, denn an der braunroten Hausfassade standen, mit weisser Kreide geschrieben und gut sichtbar die Worte: "Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz!"

Damit aber hatte Robert seinen Zorn abreagiert! Als er dem Vater nach Bekanntwerden des Streichs gestand, dass er der Missetäter gewesen sei, konnte dieser ein Lächeln nicht mehr unterdrücken. Er liess davon ab, seinen Aeltesten neuerdings zu tadeln. Das Vorgefallene war schliesslich eine Bagatelle, dachte er, und wenn sein Robert sich auf diese harmlose Weise für die Beleidigung der Sägeboden-Marie gegenüber seinem jüngeren Bruder rächen wollte, nun, so sei nichts Schlimmeres geschehen!

Josef hatte sich im Priesterseminar verabschiedet, und seit einigen Tagen war er nun wieder in seinem Heimatdörfchen Lindenbach. Merkwürdige Gefühle begleiteten ihn diesmal hier oben. Man schaute ihm neugierig nach, wenn er durch das Dörflein wanderte. Ueberall wollten die Leute mit ihm sprechen, um die Gründe seiner Umkehr zu erfahren. Aber Josef lächelte nur und redete kein Wort darüber. Zu Hause, im Kreise seiner Lieben, fühlte er, dass Eltern und Geschwister nicht so leicht über seinen Entschluss hinweggekommen waren, wie er angenommen hatte. Er vermisste die Fröhlichkeit von früher; nur dem Töni und der Regula merkte man nichts an, sie waren eben die Jüngsten.

Josef hatte mit den Eltern viel zu besprechen. Der Vater gab ihm den Rat, sich zuerst in einer Handelsschule einige Monate auf den kaufmännischen Beruf vorzubereiten, dann eine Stelle zu suchen und am Abend in Fortbildungskurse zu gehen, sonst komme er nicht weiter.-Josef befolgte den väterlichen Rat. –

Im Spätherbst schon arbeitete er als Angestellter in einem Unternehmen der Ostschweiz. Mit grosser Energie bildete er sich aus, so dass seine Vorgesetzten mit ihm sehr zufrieden waren. Aber trotzdem kamen bald grosse Enttäuschungen – Enttäuschungen in Bezug auf seinen Lohn, sein Vorwärtkommen, die Gesinnung der Arbeitskollegen und noch in anderer Hinsicht. "Das habe ich damals nicht gedacht, als ich Mailand verliess", schreibt er in seinem Tagebuch, "dass mir in meinem weiteren Fortkommen solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, wie dies in letzter Zeit der Fall ist. Als ich den Direktor des Geschäfts heute fragte, ob er mir jetzt, nach einem halben Jahr gewissenhafter Arbeit, nicht vielleicht eine Lohnaufbesserung geben könnte, sagte er mir, ich müsse mich noch gedulden, ein halbes Jahr sei noch keine Zeit; zudem solle ich bedenken, dass ich ja keine kaufmännische Lehre gemacht habe. Aus diesen Gründen müsse ich begreifen, dass man mir nicht so schnell aufbessern könne, abgesehen davon, dass das Geschäft gegenwärtig gar nicht gut rentiere. – Darauf konnte ich keine Antwort geben und ich lenkte das Gespräch auf meine tägliche Arbeit. So muss ich mich halt auf später vertrösten. Dabei hatte ich doch gehofft, ich könne mir jährlich ungefähr tausend Franken ersparen und dann vielleicht in einigen Jahren, unter finanzieller Mithilfe des Vaters, doch noch Lehrer studieren. Aber so reicht mein Lohn gerade zum Leben und höchstensfalls noch für ein paar schöne Bücher. Jeden Abend lerne ich und gönne mir fast keine freie Minute, und doch anerkennt man das nicht. Trotzdem aber will ich den Mut nicht sinken lassen, denn Geduld bringt Rosen, vielleicht auch einmal mir!"

Den Eltern getraute Josef sein Leid nicht zu klagen, denn er wollte ihnen nicht noch mehr weh tun, als schon bisher. Es kamen aber weitere Enttäuschungen. Josef hatte es wirklich nicht leicht. Anfänglich glaubte er, die Leute, die mit ihm zu-

sammenarbeiteten, meinten es alle gut mit ihm. Dass dem nicht so war, merkte er erst allmählich, einmal bei dieser, einmal bei jener Gelegenheit. Hie und da wurde im Büro über irgend eine aktuelle Frage diskutiert, da konnte er nicht selten feststellen, dass einzelne Kollegen voll Hass gegen Religion und Kirche waren. Das tat ihm weh. Obwohl er nur in ganz untergeordneter Stellung war, liess es ihm keine Ruhe, bei solchen Diskussionen jeweils auch seine Meinung frei heraus zu sagen. Er verteidigte seinen Glauben mit einer solch tiefen Ueberzeugungskraft und Unerschrockenheit, dass die Mitarbeiter staunten. Die einen lernten ihn dadurch schätzen, die andern ärgerten sich, vielleicht weil sie den Gedankengängen dieses jungen Angestellten auf diesem Gebiet nicht gewachsen waren und er ihnen alle ihre Einwände widerlegen konnte. So schuf sich Josef die ersten Feinde. Ein Gutgesinnter sagte ihm, er hätte sich als junger Angestellter besser in acht nehmen sollen, es sei für ihn nicht ratsam, sich in solche Gespräche einzumischen. Da antwortete ihm Josef, wenn er höflich und anständig seine Meinung sage, so könne ihm das niemand verübeln; zu solchem Gerede könne er nicht einfach schweigen. Josef dachte dabei an die Worte Christi: "Wer mich vor den Menschen bekenne, den bekenne auch ich vor meinem Vater im Himmel ..."

"Das ist schön und recht, vergessen Sie aber nicht, dass Sie hier in einem Geschäft sind und nicht irgendwo privat!" antwortete der Kollege.

"Ja, aber dieses Geschäft besteht doch aus Menschen mit Herz und Gefühl, von denen manche ein Leben lang miteinander arbeiten müssen. Darf man da nicht annehmen und sogar verlangen, dass ein jeder gegen seine Arbeitskollegen taktvoll sei und bei seinem Reden und Handeln Rücksicht zeige, dass es wenigstens nicht zu solchen Grobheiten kommt, wie es gestern der Fall war? Darf man die Vergessli-

chen nicht daran erinnern, dass auch noch Andersdenkende da sind, die sich verletzt fühlen?" meinte Josef.

"Ja, Sie sind eben noch jung und unerfahren; Sie haben noch nie um das tägliche Brot für eine Frau und Kinder bangen müssen", fuhr der andere fort. "Das sage ich Ihnen, Sie werden sicher später einmal an mich denken, wenn auch Sie Ihre Erfahrungen gemacht haben werden, glauben Sie es mir!"—

Unserem Josef gefiel es in diesem Geschäft je länger je weniger. Auch seine Hoffnungen auf baldige Lohnerhöhung schwanden von Woche zu Woche; zu lange schon liess man ihn warten.

Von all dem aber erfuhren seine Angehörigen erst, als Josef bereits einen neuen, guten Arbeitsplatz gefunden hatte: in einer grösseren Firma der Stadt Zürich. Etliche Offerten hatte er geschrieben. Wenn dann jeweils die Antworten kamen mit dem unglücklichen Satz: "Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass..." so war er zwar meist deprimiert, aber immer wieder ging er mit neuem Mut und voll Hoffnung an die unangenehme Arbeit, jemandem seine Dienste anzubieten, denn er wollte vorwärtskommen.

"Hier in Zürich gefällt es mir nun wirklich gut", schrieb er in einem Brief an die Seinigen. Wenn ich meinen freien Nachmittag habe, gehe ich oft an den See, dann schaue ich über das Wasser in die Ferne. Wo der See aufhört, das sieht man nicht, so lang ist er, aber ich weiss, dass in gleicher Richtung der Walensee liegt, und dann, ja Ihr wisst schon, was ich sagen will, dann schaue ich im Geiste noch weiter, denn hinter diesem See liegt verborgen das Lauital, dort steht am Berg unser Haus, dort seid Ihr alle, meine Lieben!..."

Acht Tage später schrieb er wieder:

"Ich habe Euch das letztemal vor lauter Freude ganz vergessen zu schreiben, dass mir auch etwas nicht so gut gefallen hat, hier in Zürich. Es war nämlich die Fronleichnams-Pro-

zession. In einer Stadt, deren Bevölkerung gemischter Konfession ist, kann man dies natürlich nicht anders erwarten. Während wir in Lindenbach oder Mellis den Heiland jeweils in einem wahren Triumphzug durch die Strassen begleiten, berührt es einen hier eigentümlich, wenn man an so manchen Häusern vorbeizieht, wo durch kein einziges äusseres Zeichen dem vorübergehenden Herrn und Meister Ehre erwiesen wird. Da wird man sich als Bürger aus katholischer Gemeinde erst so recht bewusst, dass ja nicht überall, wie in Lindenbach und Mellis, das ganze Volk an die Gegenwart Christi im hl.Sakrament glaubt. Man staunt aber auch, wenn man sieht, dass Leute, die neugierig am Strassenrand stehen, vor dem Priester mit dem Allerheiligsten nicht einmal ihren Hut abnehmen; und dies ist hier nicht selten vorgekommen!..."

## Kapitel 25

Es war an einem kühlen Mai-Morgen des Jahres 1913. Josef erwachte mit einem sonderbaren Gefühl. Es hatte ihm in dieser Nacht wieder einmal gar seltsam geträumt. Er bekam im Traum die Nachricht, sein Vater sei gestorben, er solle sofort heimkommen. Josef dachte, Träume sind Schäume und ging wie gewohnt ins Büro. Als ihm aber im Laufe des Tages der Postbote tatsächlich die Trauernachricht brachte, von der er geträumt, erblasste er und mit seufzender Stimme sprach er nur noch: "Ich muss heim, mein Vater ist gestorben", dann verliess er das Büro, ging nach Hause und weinte, wie er noch nie geweint hatte in seinem Leben.

Nun war auch für Josef die Stunde gekommen, da - wie der Dichter sagt - jene Wand, die ihn bisher vom Tode trennte, hinweggerissen wurde.

In seinem Tagebuch schreibt er:

"Niemand weiss, ausser Gott allein, was ich empfunden und gelitten, seit der Stunde, da unser lieber Vater in die Ewigkeit gegangen ist. Niemand weiss, was ich gefühlt, als meine liebe Mutter mit uns Söhnen und Töchtern am offenen Grabe stand, und als wir den Sarg in die Erde sinken sahen."

Wie muss unsern Josef der Gedanke an den Vater, der jetzt nicht mehr da war, geschmerzt haben. Nun wird er ihn nicht mehr begrüssen können, wenn er jeweils in den Ferien heimgeht in die Haldenrüti; nun wird er bei ihm nicht mehr den guten, väterlichen Rat einholen können und von ihm nie mehr mit Weihwasser das Kreuz auf die Stirne gezeichnet bekommen, bevor er in die Ferne zieht. Fort ist er, der gute Vater, drüben in der Ewigkeit.

Ja, so lange die Welt steht, werden Trauernde an offenen Gräbern stehen und wehklagen; aber auch so lange die Welt steht, können die auf Erden Lebenden beten für jene, die heimgegangen sind, für die Armen Seelen, auf dass sie bald

zur ewigen Seligkeit gelangen mögen, zur Seligkeit, von der geschrieben steht: "Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben!"–

In der Nacht nach der Beerdigung von Vater Robert, verweilte Josef noch lange am Bett seiner Mutter und hielt Zwiesprache mit ihr. Anderntags musste er wieder abreisen. Während die Mutter ihrem Sohne weinend vom Vater erzählte, gab sich Josef alle Mühe, sich zu fassen; er versuchte, die liebe Mutter zu trösten, so gut er es nur konnte, obwohl er selber Trost nötig gehabt hätte.–

Es ist für eine Mutter ein schwerer Schlag, ihren lieben Gatten zu verlieren und mit den Kindern allein dazustehen.

Bevor Josef das Heimatdörfchen wieder verliess, besuchte er wie gewohnt nochmals das Kirchlein. Etwas später stand er am Grabe des Vaters. Welch erschütterndes Gefühl für ihn! Er muss fort nach Zürich an den Arbeitsplatz, und hier auf dem Gottesacker liegt der Vater begraben. Mutter und Geschwister werden oft hier in stiller Andacht verweilen können, und er, er hat nicht die Möglichkeit dazu. – Es ward ihm weh ums Herz, und er konnte es nicht begreifen, dass er nun in wenigen Minuten Abschied nehmen sollte von dieser Stätte; Abschied wohl für lange Zeit, denn im Geschäft hatte man es in Bezug auf Ferien nicht so gut wie als Student auf dem Gymnasium. Wohl kann er auch in Zürich für seinen Vater beten, aber das Grab, das teure Grab, es wird ihm fehlen.–

Das Postauto fuhr talwärts, noch einmal schaute Josef zurück und grüsste zum letztenmal Kirchlein, Häuser und Berge von Lindenbach.–

Am Bahnhof in Zürich umbrandete den schweigsam und nun noch ernsthafter gewordenen Josef wieder das betrieb-same und lärmgefüllte Leben der Grosstadt. Ohne dass er

sich dessen bewusst wurde, war diese Betriebsamkeit in den Strassen und Gassen für den Neuangekommenen eine Wohltat; er wurde dadurch wenigstens für die erste Zeit einer übergrossen Traurigkeit entrissen. Es freute ihn, dass die Arbeitskollegen an seinem Leid aufrichtigen Anteil nahmen. Sogar die von Josef als starke Materialisten betrachteten Mitarbeiter zeigten sich in diesem Falle von ihrer besseren Seite. Das war für ihn eine angenehme Ueberraschung.

Mehr als früher eilten nun die Gedanken Josefs heim zu Mutter und Geschwistern. Die Briefe an sie bestätigten ihnen erneut wieder seine priesterlichen Eigenschaften. Die Mutter sagte es niemandem, dass sie im Stillen immer noch an eine Umkehr ihres Josef glaubte. Ob vielleicht der Vater sein Leben opfern musste, um dem Sohne den Weg zum Priestertum zu ebnen? dachte sie. Niemand kennt die Wege, die Gott für uns Menschen bestimmt hat - und es sind diese oft sehr geheimnisvoll.

## Kapitel 26

Es war im Sommer des Jahres 1914, etwas mehr als ein Jahr seit dem Tode von Vater Robert. Josef arbeitete noch immer in Zürich. Da brach der Krieg aus! Der Krieg, der Millionen von Menschen den Lebensfaden unbarmherzig abbriss, der Krieg mit all seinem Schrecken und Elend, von dem die Schweiz- Gott sei es gedankt - verschont blieb. Seine Auswirkungen aber machten sich dennoch auch in diesem kleinen, friedlichen Lande schmerzlich bemerkbar.

Eines Tages wurde Josef auf die Direktion gerufen. Es klopfte ihm das Herz, als er dem Geschäftsleiter gegenüber sass und vernahm, dass man infolge kriegsbedingter ungünstiger Beschäftigungslage gezwungen sei, die Zahl der Arbeiter und Angestellten auf ein Minimum zu reduzieren; man werde deshalb gelegentlich auch auf seine Dienste verzichten müssen. Er sei noch jung und ledig und solle sich nun umsehen, dass er bis Ende des Jahres einen andern Platz finde.- Diese Mitteilung traf ihn hart.- Gleichzeitig wurde noch etlichen Bediensteten gekündigt, vorab ledigen.

In der folgenden Zeit ging Josef daran, sich um eine neue Stelle zu bewerben. Aber Enttäuschungen blieben ihm wieder nicht erspart. So entschloss er sich dann, den Winter bei seinen Lieben in der Haldenrüti zuzubringen, und sich dort journalistisch zu betätigen. Wie werden sich Mutter und Geschwister freuen, wenn er wieder einmal einige Zeit bei ihnen bleibt!

Auf das Weihnachtsfest reiste er in die Haldenrüti, und die Freude war gross. Die Mutter war gespannt, was wohl Josef zu erzählen wisse, und vor allem, wie es um ihre stille Hoffnung bestellt sei. Wer weiss, was in den letzten Zeiten in ihm vorgegangen ist. Vielleicht ist er ein Spätberufener, dachte sie.

Sie konnte dann auch bald auf den Grund der Seele ihres Sohnes vordringen. Aber auch Josef fühlte deutlich, was das Mutterherz empfand, und es fiel ihm schwer, eine kaum verheilte Wunde neuerdings zum Bluten bringen zu müssen.

"Mutter", sagte er dann einmal zu ihr, als sie beide allein waren, "ich weiss schon, dass du immer noch eine bestimmte Hoffnung hast, besonders jetzt wieder, da du weisst, wie wenig Glück mir auf meinem bisherigen Weg beschieden war, seit ich das Priesterseminar verliess. So leid es mir für dich tut, kann ich doch nicht anders, ich muss dich wieder enttäuschen. Begreife doch, ich bitte dich, Mutter, dass ich mich für den anderen Weg entschlossen habe. Du weisst selber, was es mich gekostet hat. Dass dadurch dein Herzenswunsch unerfüllt bleibt, bedaure ich tief, aber in Gottes Namen, ich kann's auch heute nicht ändern, denn ich bin immer noch davon überzeugt, dass es so Gottes Wille ist."

Hierauf ging die Mutter schweigsam wieder ihrer Arbeit nach.

An einem düsteren Regentag stieg Josef auf die obere Kammer und verweilte sich an der grossen Kiste, in der die Bücher seines verstorbenen Vaters versorgt waren. Es wurde ihm aber bald zu kalt dort oben, da schleppte er die Kiste in die geheizte Stube hinunter. Stundenlang blätterte er, las, und dachte dabei auch an den Vater, der so oft in diesen Büchern gelesen und seinen Geist damit bereichert hatte. Er fand auch einen Stoss alte, gelbliche Zeitungen darunter, in denen viele Artikel und Aufsätze, die dem Vater besonders gut gefallen hatten, mit Bleistift angezeichnet waren. Von diesen las Josef - auch noch in späteren Tagen - manche sorgfältig durch, als ob sie der Vater selber geschrieben hätte. Es waren schöne und lehrreiche Artikel, in denen irgend etwas Gutes verteidigt, und Misstände gebrandmarkt wurden; Sonn- und Feiertagsbetrachtungen fehlten nicht darunter.

Wertvolle Aufsätze aber hatte Vater Robert nicht einfach dem Feuerherd preisgeben wollen.

Was für ein Gefühl müssen wohl jene Leute haben, die solche Artikel verfassen, dachte sich Josef. Sie wissen, dass sie mit ihrer Arbeit viel Gutes tun, denn die Zeitung kommt in viele Hände. Die Macht der Presse hatte er in Zürich ganz besonders kennengelernt.

Es ging nicht lange, da überlegte er sich, wie es wäre, wenn er selber auch einmal in die Zeitung schreiben dürfte. - Etwa 14 Tage später erschien im Bezirksblatt sein erster öffentlicher Aufsatz, betitelt: "Von der guten Presse", und bald darauf der zweite: "Etwas, worüber viele spotten, statt nachdenken." Im letzteren verurteilte er mit scharfen Worten jene Menschen, die leichtsinnig ins Wirtshaus gehen, so manchen sauerverdienten Franken der Familie entziehen und dadurch Frau und Kinder oft in grosses Unglück bringen. Anlass dazugab ihm ein Bekannter, dessen Frau fast verzweifelte, weil der Mann mindestens einmal in der Woche betrunken nach Hause kam.

Josef hatte Erfolg mit seinen Aufsätzen. Die Redaktion des Blattes bekam diesbezüglich einige Zuschriften von Leuten, die dem unbekanntem Verfasser ihre Dankbarkeit bezeugen wollten. Er erhielt natürlich Kenntnis von diesen Briefen, was ihm zu seinem weiteren Schaffen einen mächtigen Ansporn gab.-

Josef hatte das Talent zum Schreiben vom Vater geerbt. Schon damals in der Dorfschule von Lindenbach erkannte der Lehrer seine Fähigkeiten. Josefs Schüleraufsätze wurden meist vorgelesen; trotzdem aber blieb er demütig und bescheiden, und auch jetzt, da er in die Zeitung schreiben durfte, fühlte er sich deshalb niemals über andere erhaben.

Es wusste bisher in Lindenbach, ausser Josefs Familie kein Mensch etwas von seinen Zeitungsartikeln. Als er jedoch ei-

nes Tages eine Schilderung über sein Heimatdörfchen mit voller Namensnennung erscheinen liess, da wurden Verfasser und Aufsatz zum Dorfgespräch. Der Pfarrer, dem Josef wiedereinmal ein Besuchlein machte, gratulierte ihm. Ob das der erste Artikel gewesen sei, fragte er ihn verwundert. Als ihm dann Josef auch von den früheren erzählte, suchte der Pfarrer gleich die betreffenden Zeitungen heraus und las, was Josef geschrieben hatte, während dieser ganz still in einem grossen Sessel neben ihm sass. Der Pfarrer schmunzelte und liess sich bald in ein längeres Gespräch mit ihm ein. Wie ihm sein Beruf gefalle, fragte er ihn. Josef hatte schon immer grosses Vertrauen zum Seelsorger seines Heimatdörfchens, daher erzählte er ihm nun in aller Offenheit von Freuden und Leiden in seinem Alltag. Erst etwa nach einer Stunde verliess er das Pfarrhaus wieder.

"Denke dir, Mutter, ich war mehr als eine Stunde beim Pfarrer. Er hat mir wieder einen guten Rat gegeben", sagte er freudestrahlend zur Mutter, die gerade das Nachtessen zubereitete.

"So so, dann erzähle mir gleich davon!"

"Er hat mir zu meinen Zeitungsaufsätzen gratuliert und gefragt, ob mir eigentlich mein jetziger Beruf Freude mache. Ich habe ihm dann mein Herz ausgeschüttet. Da sagte er mir, dass ich in einem grossen Bücherverlag sicher viel bessere Möglichkeiten hätte, mich zu entfalten, und bestimmt auf diesem Gebiet auch mehr Freude an der Arbeit bekäme. Ich solle doch einmal einige Offerten an katholische Buchverlage senden und gleichzeitig meine Zeitungsaufsätze beilegen. Er selber werde mir gerne ein Empfehlungsschreiben zur Verfügung stellen."

Die Mutter war ganz erstaunt, und beinahe hätte sie die Milch auf dem Feuer vergessen.

"Was meinst du dazu, Mutter?" fragte Josef.

"Mir scheint dies ein sehr guter Vorschlag zu sein; ich glaube auch, dass dir eine solche Stelle viel Freude machen würde."

"Gut, ich werde Offerten schreiben!"

In der folgenden Zeit wartete man in der Haldenrüti immer mit Spannung auf den Pöstler. Dieser hatte es übrigens nicht leicht, musste er doch vom Dörflein zu den abgelegensten Berggütlein hinauf einen recht mühsamen Weg zurücklegen. Wenn es regnete, blieb er stellenweise fast im Dreck stecken, war es heiss, musste er ständig den Schweiss abwischen - es ging eben viel bergauf- und wenn es kalt war, nun, da hatte er auch nichts zu lachen. Gute Leute hätten ihm dann gerne einen heissen Kaffee gemacht und ein paar Worte mit ihm ausgetauscht, aber das ging nicht, er musste weiter und durfte keine Zeit verlieren; überall erwartete man ihn, bzw. die Briefe, Karten, Zeitungen, Heftli und Prospekte, die er brachte. Und trotzdem, der Pöstler von Lindenbach war immer freundlich und hatte ein gutes Wort übrig für alle seine „Kunden“. Er erfüllte seine Pflicht im richtigen Geiste!"

Wir haben von Ihrer Bewerbung mit Interesse Kenntnis genommen", las eben Josef seiner Mutter vor," bedauern aber sehr, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir gegenwärtig nicht in der Lage sind, eine Neuanstellung in unserem Betriebe vorzunehmen. Bei späterer Gelegenheit kommen wir gerne auf Ihre Offerte zurück. Mit vorzüglicher Hochachtung..."

"Wieder nichts", sagte Mutter Barbara zu ihrem Josef, der ihr so leid tat.

"Oh, nur Geduld, Mutter" antwortete Josef lächelnd.

Eines Tages kam mit der üblichen Zeitungspost ein Brief in schönem, rosarotem Couvert. Er war an Josef adressiert. Verwundert nahm ihn Mutter Barbara in Empfang und brachte ihn ihrem Sohne, der wieder hinter den Büchern sass. Josef runzelte die Stirn, öffnete das Couvert mit seinem Bleistift und las:

"Lieber Josef!

Du wirst wohl erstaunt sein, von mir ein Brieflein zu erhalten; aber noch mehr wirst Du staunen, wenn ich Dich jetzt im Auftrage meiner Eltern bitte, am Abend Deines kommenden 30.Geburtstages bei uns wieder einmal einen Besuch zumachen, sofern es Dir angenehm ist. Wir möchten gerne ein wenig mit Dir plaudern und alte Erinnerungen auffrischen. Ich würde mich ganz besonders auf Deinen Besuch freuen und hoffe bestimmt, dass Du unsere Einladung nicht ablehnen wirst. In Erwartung Deiner Antwort grüsst Dich herzlich

Deine ehemalige Schulkameradin Regine."

Ganz überrascht schaute Josef seiner Mutter, die neben ihm stand, in die Augen. Was soll diese Einladung wohl bedeuten, dachten beide, ohne den Gedanken auszusprechen.

"Soll ich zusagen, Mutter?" fragte Josef.

"Warum denn nicht, ich habe nichts dagegen. Aber überlege dir dann gut, was du redest, nicht dass du etwas sagst, das du nachher wieder bereust, wie seinerzeit, als du die Regine im Eifer beleidigt hattest."

"Nur keine Angst, seither bin ich doch ein wenig vernünftiger geworden. Also gut, in diesem Fall sage ich zu; es wird sicher ein netter Abend werden!"

"Ja, das glaube ich auch. Allerdings, das muss ich noch sagen, es nimmt mich wunder, wie es dann weitergeht, nach deinem Besuch. Nur zum Plaudern und um alte Erinnerungen aufzufrischen wird dich Regine kaum eingeladen haben", entgegnete ironisch lächelnd die Mutter. "Und so mir nichts, dir nichts schreibt man auch keinen Brief auf rosarotem Papier!"

"So, dann meinst du also, Regine habe heute noch bestimmte Absichten auf mich?" fragte Josef.

"Soll das etwa unmöglich sein?" gab die Mutter zur Antwort.

"Unmöglich nicht, aber ich glaube viel eher, Regine will mir jetzt ein wenig schmeicheln, damit ich zu ihr komme und ihr womöglich alles schön erzähle, was meine Studienzeit und meine Pläne für die Zukunft anbetrifft. Jawohl, reine Neugier ist es, und sie meint, ich merke das nicht. Regine interessiert sich gar nicht ernsthaft für mich; für sie kommt niemand anders als ein Lehrer in Frage. So gut kenne ich sie!"

"Wenn sie kein Interesse an dir hätte, würde sie dir nicht schreiben und dich extra einladen; du wirst sehen, ob ich nicht recht habe", entgegnete die Mutter.

Inzwischen schrieb Josef eifrig Artikel und Berichte ins Bezirksblatt, studierte des Vaters Bücher und alte Zeitungen und half auch etwa seinen Brüdern bei ihrer Arbeit. Mit besonderer Vorliebe besorgte er im Stall das Vieh; sogar melken wollte er, wie früher.–

Es kam der 22. Februar, an dem Josef das dritte Jahrzehnt seines Lebens vollendete.

Geburtstagen wurde in der Haldenrüti sonst kaum Beachtung geschenkt; der Namenstag sei wichtiger, sagten die Eltern ihren Kindern, weil es der Tag des Schutzpatrons sei. Trotzdem aber feierte man den heutigen Tag, wenn auch in ganz bescheidenem Rahmen.

Während am Abend Josef mit heissen Backen und klopfendem Herzen bei Regine und ihren Angehörigen zu Tische sass, standen draussen vor dem Hause drei junge Männer beisammen, die seinerzeit mit ihm in die Schule gegangen waren. Lebhaft diskutierten sie miteinander, was wohl der Haldenrüti-Josef da drinnen zu besorgen habe. Er sei sicher nur wegen Regine gekommen, meinten sie. Sie verrenkten fast die Köpfe, um zwischen den Fenstervorhängen hindurch etwas von dem, was in der grossen Stube vorging, erhaschen zu können. Ob sie vielleicht gar miteinander tanzen?

Einer von den Dreien bemerkte eben, wie Regine hinter dem Vorhang hervorguckte, gerade zu ihnen herüber. Dann ging das Fenster auf und das Mägdlein machte die Läden zu.

Die Kirchturmuhhr schlug neun; die Drei standen immer noch beisammen, die Hände in den Hosentaschen und mit den Schuhen lebhaft trampelnd, um die Füße zu erwärmen, denn es war ziemlich kalt und neblig.

"Wenn der Sägeboden-Johann wüsste, dass der Haldenrüti-Josef schon so lange bei Regine auf Besuch ist, der würde Augen machen", sagte der eine zu seinen Kollegen.

"Du Max, du könntest doch schnell zu ihm gehen und es ihm sagen. Gewiss kommt er auf diese Kunde hin sofort herbei, und dann wird's noch interessant heute abend!"

Tatsächlich erschien Johann nach erhaltenem Bericht unternehmungslustig bei seinen Kameraden; nun konnte es losgehen. Steinchen wurden an die Fensterläden geworfen, an die Türe wurde gepoltert und allerhand dummes Zeug gerufen, um besonders Josef zu ärgern.

Solche Unarten eifersüchtiger, junger Leute, war man in Lindenschach gewohnt und man machte sich nicht viel daraus. Allerdings für den, der jeweils das Opfer derartiger "Angriffe" war, gab es hie und da sehr peinliche Situationen, zum Beispiel wenn die "Kameraden" draussen so lange warteten, bis die "Stubete" beendet war und der Betreffende ans Heimgehen denken musste. "Stubete" nennt man in Lindenschach das gemütliche Beisammensein von ledigen, heiratslustigen Burschen bei einem Mädchen, um das sie, jeder auf seine Art, eifrig werben. Selbstverständlich ist ein solches Mädchen nie allein bei den Burschen, sondern Eltern und Geschwister sind auch anwesend, wie es sich geziemt. Es kommen meist mehrere Werbende gleichzeitig zur "Stubete", nicht nur einer allein. Dass es dabei recht lebhaft zugeht, versteht sich von selbst. So passiert es aber auch etwa, dass

die an sich harmlosen Eifersüchteleien unter den Werbenden in Streitigkeiten ausarten, besonders wenn die Burschen einmal merken, wer beim Mädchen ernst zu gelten beginnt. Da ist es schon vorgekommen, ass ein paar "Verschwörer" dem Betreffenden solange in einem Versteck auflauerten, bis er nichtsahnend das Stubete-Haus verliess, um ihn dann zu überfallen, zu verprügeln und ihm hernach erst noch die Hosen auszuziehen, sodass diesem nichts anderes übrig blieb, als in den Unterhosen so schnell wie möglich nach Hause zu gehen. Die Hosen hingen dann anderntags an einem Gartenzaun.–

Auch Josef war heute abend auf etwas Schlimmes gefasst. Er getraute sich kaum heimzugehen, und doch war es schon 11 Uhr vorbei. Johann und Max warteten vergebens jede Minute auf Josefs Erscheinen. Den andern Beiden war die Geduld schon längst ausgegangen; sie lagen sicher schon im Bett. Johann aber, dem es bis heute noch nichtgelingen war, Regine, die er schon damals in der Schule gern gesehen hatte, auf seine Seite zu bringen, wollte dem Josef zeigen, dass er, als ehemaliger Pfarrer-Student, jetzt bei Regine erst recht nichts mehr zu suchen habe.

Josef hätte in dieser kritischen Lage gerne einen Beistand gehabt, doch wo sollte er ihn herzaubern? Die feinfühlende Regine hatte schon gemerkt, dass ihm anscheinend etwas vor dem Heimweg bangte. Sie gab ihm deshalb den Rat, nicht zur Haustüre, sondern durch ein Hinterfenster hinauszugehen und dann auf einem verborgenen Umweg zu verschwinden. Josef befolgte den Rat, obwohl er sich trotzdem nicht weniger fürchtete.– Den anschliessenden nächtlichen Marsch nach Hause vergass er nie mehr. Es gelang ihm wirklich, den "Feinden" zu entfliehen. Oft genug hatte er sich ängstlich umgeschaut, ob sie ihm nicht auf den Fersen folgten.

Am andern Morgen aber bemerkte man auf dem Dachfirst des "Stubete-Hauses" einen Mistkarren, der durch Johann und Max während der Nacht aus Wut und zum Protest heimlich hinauftransportiert worden war; eine Wiege stand ihnen für diesen Zweck zu ihrem Leidwesen nicht zur Verfügung.

"Denke dir, Mutter", erzählte Josef, "du hast richtig vermutet. Regine fragte mich, ob ich nun nicht doch Lehrer studieren möchte; dabei schaute sie mich ganz verliebt an. Als ich ihr sagte, das falle für mich ausser Betracht, machte sie gleich ein sehr enttäushtes Gesicht, wie wenn sie hätte sagen wollen: "Dann kommst du halt für mich leider nicht in Frage." Nein, und wenn sie mir das ganze Studium bezahlen würde, auf ein solches Mädchen verzichte ich", erklärte Josef überzeugt.

"Weisst du übrigens, dass das Aelpligaden-Franzeli mit einem Lehrer Bekanntschaft hat?" fragte jetzt die Mutter.

"Was, das Franzeli?" Einige Sekunden war Josef, dem das Franzeli ja ebenfalls viel bedeutet hatte, sprachlos.

"Ich habe also damals doch recht gehabt, als ich Regine sagte, die Mädchen von Lindenbach seien in einer Beziehung fast alle gleich, ein jedes wolle einen Lehrer. Jawohl, so ist es auch! Damals aber meinte ich noch, das Franzeli sei eine Ausnahme; nun wartet also auch es darauf, Lehrersfrau zu werden!"

Josef hatte absolut nichts gegen die Lehrer und ihren Beruf, im Gegenteil, er hatte ja selber einst im Sinne gehabt, wenn möglich zu diesem Studium überzugehen. Aber dass die meisten Mädchen seines Heimatdörfchens diesbezüglich eine so verbohrtete Ansicht hatten, das wollte ihm nicht in den Kopf.

"Das sage ich dir, Mutter: Wenn ich einmal eine Frau suche, dann werde ich bestimmt eine finden, die vor allem auf ei-

nen guten Menschen wartet und nicht auf Ehre und Bequemlichkeit!"

Es kam die Karwoche. Josef hatte auch an die Bücherverlage ohne Erfolg geschrieben. Im Dorf fragte man ihn des öftern nach seinen beruflichen Absichten. Da und dort vernahm er auch, dass man über ihn spottete: Er habe halt ein "Gstudierter" werden wollen und jetzt müsse er doch wieder mit der Mistgabel vorlieb nehmen. Das tat Josef weh und schürte seinen Ehrgeiz. Er wollte so bald wie möglich sein Heimatdörfchen wieder verlassen, so gerne er auch noch länger im Elternhaus geweilt hätte; aber das ging nun einmal nicht.

Eines Mittags kam der Herr Pfarrer, der über Josefs Misserfolge bereits orientiert war, auf Besuch in die Haldenrüti. Im Verlaufe des Gesprächs erklärte er, er sei einfach überzeugt, dass Josef in einem Bücherverlag unbedingt am besten aufgehoben wäre; dort könne er seine Talente ausnützen. Wenn er hier in der Schweiz keinen Platz finde, dann solle er es doch einmal vorübergehend, bis bessere Zeiten kämen, mit Deutschland versuchen, wo man jetzt sicher Arbeitskräfte brauche.

"Nein nein, Herr Pfarrer, dort drüben ist ja Krieg!" unterbrach ihn ängstlich Mutter Barbara.

"Nur keine Angst, davon wird euer Josef wohl kaum etwas spüren, denn der Krieg spielt sich ja gar nicht in Deutschland selber ab. Wie man den Zeitungen entnehmen kann, dringen auch die Flugzeuge nur vereinzelt ins Innere des Landes, und in solchen Fällen wird die Bevölkerung rechtzeitig mit lautem Sirenengeheul alarmiert, so dass sie sich in die Schutzkeller begeben kann. Nein, da brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen!"

Der Herr Pfarrer brachte Josefs Mutter soweit, dass sie fast nichts mehr gegen seinen Vorschlag einzuwenden hatte; sie wusste, dass es der Pfarrer nur gut mit Josef und ihnen

meinte. Josef selber nahm diesen Plan noch mit gemischten Gefühlen auf.

Dennoch aber war es im Monat Mai soweit, dass es wieder einmal galt, von der Heimat Abschied zu nehmen, denn Josef hatte in einem der grössten katholischen Buchverlage Deutschlands eine vorübergehende Anstellung erhalten.

## Kapitel 27

Es war eine schöne, saubere Stadt, mit einem prächtigen Münster, als deren erhabenster Zierde, eine Stadt mit Bischofssitz. Das Verlagsgebäude, in dem Josef seine Arbeit antreten musste, war sehr gross. Am ersten Tag wurde er im ganzen Betrieb herumgeführt, damit er sich ungefähr einen Begriff von der Vielfalt der Arbeiten machen konnte. Auch wurde ihm das Personal vorgestellt; allerdings blieben ihm nach dem Rundgang von den vielen Namen nur noch wenige im Gedächtnis. Die Leute waren sehr freundlich zu ihm. Nun, bei der ersten Begrüssung zeigen sich die Menschen ja meist von der freundlichen Seite. Wichtig ist, wie man nachher mit ihnen verkehren kann.

Diesmal wurde Josef nicht enttäuscht, weder in Bezug auf die Mitarbeiter, noch was die Geschäftsleitung anbetraf. Der Eindruck, welchen er am ersten Tage gewann, blieb auch nachher der gleiche. Es herrschte in diesem Unternehmen wirklich eine gesunde, sogar eine ideale Atmosphäre, wie man dies nicht vielerorts antrifft. In manchen Geschäften gehen die Angestellten mit einem gewissen Widerwillen zur Arbeit; man merkt es ihnen schon frühmorgens an, dass sie im Stillen denken: "O Herr, lass Abend werden..." Hier aber wurde mit Freude gearbeitet.

Josef hatte sich auf dem Büro schon gut eingelebt, als ihn eines Tages der Direktor zu sich rief. Was wird er ihm wohl zu sagen haben? Dieser Direktor aber legte ihm keinen Stellenwechsel nahe, im Gegenteil, er fragte ihn, ob er Freude daran hätte, wenn man ihn auch für den Verkauf in der Buchhandlung ausbilden würde, damit er nötigenfalls als Verkäufer aushelfen könne. Wenn er sich dazu gut eigne, was er nicht bezweifle, so habe er in ihrem Verlag gute Aufstiegsmöglichkeiten. Es sei gar nicht ausgeschlossen, dass er einmal sogar in der Schweiz für sie tätig sein könne. Solch wohlwollende

Gesinnung des leitenden Direktors ihm gegenüber war unserem Josef eine freudige Genugtuung. Auch seine Mutter und die Geschwister nahmen an seiner Freude regen Anteil. Jede Woche kam ein Brief von ihm, den die Mutter meist allen vorlas.

"Das hat Josef dem Herrn Pfarrer zu verdanken, gelt Mutter!" sagte der Töni.

"Jawohl, das stimmt. Wer weiss, jetzt ist er vielleicht doch am rechten Ort und macht einmal sein Glück, und in ein paar Jahren, wenn der Krieg zu Ende ist, kommt er sicher in die Schweiz zurück und kann bei den Geistlichen, Lehrern und andern guten Leuten schöne Bücher verkaufen. Das wird ihm sicher gefallen, er beschäftigte sich ja immer gerne mit Büchern."

"Dann kaufen wir ihm aber auch einige ab, Mutter!" bemerkte Robert.

"Ja, und ich gehe mit ihm zu allen Leuten von Lindenbach und helfe ihm verkaufen, dass er nicht allein gehen muss", sagte selbstbewusst der Töni. Regula stand nicht zurück und nahm sich vor, bei ihren Freundinnen Propaganda zu machen.–

Da Josef mit dem Vorschlag des Direktors, sich zum Verkäufer ausbilden zu lassen, einverstanden war, wurde er bald darauf in der schönen Verlagsbuchhandlung eingearbeitet. Durch zähen Fleiss, verbunden mit grösstem Interesse an den zu verkaufenden Büchern, kam er in kurzer Zeit soweit, dass er selbständig die Kundschaft bedienen konnte. Das gefiel ihm. Besonders gerne bediente er jene Kunden, die religiöse Literatur verlangten, was sich eigentlich von selbst versteht. Dass mit der Zeit manche dieser Kunden, besonders Geistliche, wünschten, von Josef bedient zu werden, war für ihn natürlich eine recht angenehme Feststellung. In einem andern Geschäft hätte Josef vielleicht wegen dieser

Bevorzugung die Missgunst der Kollegen zu spüren bekommen, doch hier war das ganz und gar nicht der Fall; die Mitarbeiter schätzten ihn, und es herrschte da der gleiche gute Geist wie im Verlage selber.– So waren ihm also seine theologischen Kenntnisse bereits sehr nützlich geworden; er vertiefte dieselben noch durch eifriges Studium in der Freizeit.–

Im Frühwinter des Jahres 1916 musste Josef seinen bisherigen Arbeitsort verlassen, denn er wurde gebeten, in der Filiale einer andern Stadt einen Herrn zu vertreten, der für den Kriegsdienst aufgeboten worden war. Dadurch erhielt er Gelegenheit, sich finanziell besserzustellen. Man war auch ganz überzeugt, dass er den grösseren Anforderungen am neuen Arbeitsplatz gewachsen sein werde. Tatsächlich lebte sich Josef in Liebfrauenburg bald gut ein, und um das Vertrauen der Kundschaft brauchte er wieder nicht lange zu werben. Sein Zimmer, das ihm durch den Verlag vermittelt worden war, befand sich in einem sauberen Hause an der Kronenstrasse. Zum Essen ging er in das nahegelegene Gasthaus zur Krone.

Liebfrauenburg ist eine mittelgrosse, schöne Stadt, in welcher seinerzeit sogar Könige vorübergehend ihren Wohnsitz hatten. Das königliche Schloss liegt in einem prächtigen Park, den ein gepflegter Weiher ziert. Hier tummelt sich – besonders des Abends – mit Wonne manch liebendes Paar; auf den Ruhebänklein unter den duftenden Linden fühlt man sich wohl, und man kann hier, in dieser märchenhaften Umgebung so gut miteinander Pläneschmieden und von einer glücklichen Zukunft träumen.

Etwa 14 Tage nachdem Josef an der Kronenstrasse eingezogen war, musste er daran denken, eine Waschfrau für seine Wäsche zu suchen. Das ist an und für sich eine harmlose Sache, und doch muss ich unbedingt schildern, wie es ihm dabei erging.

Er wusste, dass an der Haustüre der „Krone“ ein Täfelchen hing mit der Aufschrift: "Hier wird zum Waschen und zum Glätten angenommen", also wollte er zuerst einmal dort sein Glück versuchen. Nach dem Nachtessen packte er die Wäsche zu einem Bündel zusammen, ging damit ins Haus der "Krone" und klopfte an der Türe im 1.Stock an. Da öffnete ihm ein junges, hübsches Fräulein, das er schon flüchtig gesehen hatte. Nachdem letzteres seinen Wunsch vernommen, bat es ihn freundlich, einzutreten und Platz zu nehmen. Gleich darauf begegnete er einer alten, gebückten Frau - es war die Grossmutter des Fräuleins - die zu ihm kam und sich mit ihm in ein kleines Gespräch einliess. Als ihr Josef sagte, dass er Schweizer sei, wurde sie erst recht gesprächig, war ihr doch die Schweiz kein unbekanntes Land, denn sie hatte in ihrer Jugend mehrere Jahre bei einer Schweizerfamilie gedient. Auch die holde Enkelin gesellte sich inzwischen zu ihnen und hörte dem Gespräch aufmerksam zu, wobei sie auf den unbekanntem Gast ein besonderes Augenmerk richtete. Sie war bald überzeugt, dass dies ein guter, rechtschaffener Mensch sein musste; sein offener und gütiger Blick hatte auf sie angenehmen Eindruck gemacht. – Aber auch Marie-Therese so hiess die hübsche junge Dame - wurde beobachtet, diesmal nicht nur flüchtig. Josef war es, als habe er noch nie in seinem Leben ein solch schönes, edles Mädchen gesehen. Die dunkle, liebenswürdige Marie-Therese ging ihm fortan nicht mehr aus dem Sinn. Als er an jenem Abend wieder zu Hause war, freute er sich schon darauf, bald wieder seine Wäsche abholen zu können.

Marie-Therese hingegen ging wieder wie gewohnt an ihre Arbeit und hatte in Bezug auf diesen, ihr zwar sehr sympathischen, jungen Mann nicht den geringsten Hintergedanken, denn sie hatte bereits seit längerer Zeit eine ernsthafte Bekanntschaft mit Erich, den sie sehr liebte, und sie war eine absolut treue Seele.–

Von nun an suchte sich Josef in der „Krone“ einen Platz am Fenster, gegen die Strasse hinaus, wenn er zum Essen ging, denn von hier aus konnte er zwischen den Vorhängen hindurch die Passanten beobachten. Er hoffte, die schöne Brunette von der Glätterei im 1.Stock auch ab und zu unter jenen zu entdecken; gerade darum hatte er seinen Platz am Fenster ausgesucht. Sein Wunsch blieb tatsächlich nicht unerfüllt.–

Als der ersehnte Tag gekommen war, an dem er die Wäsche abholen konnte, erschien Marie-Theres leider nicht an der Türe, sondern ein Knabe. Er bekam das Fräulein gar nicht zu Gesicht, denn es war in der Gesangstunde beim Kirchenchor. Nachdem er eine Weile Platz genommen hatte, brachte ihm der Knabe die Wäsche, und hinter ihm her kam die alte Frau wieder, mit der er das letztmal gesprochen hatte. Sie interessierte sich neuerdings für Josef und fragte ihn unter anderem auch, ob es ihm in seiner Freizeit so allein nie langweilig sei. Josef verneinte die Frage und wies auf seine Bücher hin, die zu lesen ihm eine Freude sei. Auf die Frage, ob ihm noch niemand die Stadt und das Schloss gezeigt habe, sagte Josef, er sei selber schon einigemal durch Liebfrauenburg spaziert, und es gefalle ihm wirklich gut hier.

"Ja, aber Sie müssen doch jemanden haben, der Ihnen die verschiedenen Sehenswürdigkeiten erklärt. Ich will das meinem Grosskind, dem Wilhelm sagen, der kommt gerne einmal an einem Sonntagnachmittag mit Ihnen, wenn Sie damit einverstanden sind; Sie müssen Liebfrauenburg richtig kennenlernen!"

Josef war mit dem Vorschlag einverstanden und wusste gar nicht, wieso sich die alte Frau so sehr um ihn bemühte. Auf diese Weise kam er ganz von selbst in nähern Kontakt mit der Familie Marie-Thereses und lernte die Leute schätzen, wie auch er ein gerngesehener Gast bei ihnen wurde.

Es war eine stattliche Familie: Grossmutter, Mutter und 7 Kinder; 4 Buben und 3 Mädchen. Der Vater war ihnen vor

nicht sehr langer Zeit gestorben. Alle Familienglieder hielten fest zusammen. Die 7 Geschwister waren gut erzogen; es herrschte unter ihnen ein Geist der Liebe und der Frömmigkeit. Die Eltern hatten es verstanden, dieses schöne Verhältnis zu hegen und zu pflegen, auf dass ein jedes Kind, trotz der Verlockungen der Stadt, nirgends sich wohler fühlte, als daheim.

Wie bei Josef zu Hause in der Haldenrüti der religiösen Erziehung grösste Aufmerksamkeit geschenkt wurde, so auch in dieser Familie, in der Josef so herzlich aufgenommen worden war. Hier hatte man es aber auch gleich geahnt, von welchem Geiste sich die Eltern des jungen Schweizers leiten lassen mussten. Es konnte ja gar nicht anders sein, dachten sie, denn in der Regel fällt ja der Apfel nicht weit vom Stamme, und *dieser* Apfel war gut, dessen waren sie alle sicher.

Als nun Josef eines Abends der alten Grossmutter seine heimliche Liebe zu ihrer Enkelin Marie- Therese gestand und sie fragte, ob eigentlich das Fräulein schon Bekanntschaft habe, war ihm ihre Antwort eine grosse Enttäuschung. Er gab aber trotzdem seine Hoffnung nicht auf und brachte weiterhin seine Wäsche regelmässig hierher. Von Zeit zu Zeit wurde er eingeladen, oder er konnte ab und zu mit den Brüdern von Marie-Therese einen Sonntagsspaziergang machen.

Einer der Brüder, Konrad mit Namen, war im Felde, draussen an der Front; man bangte um ihn, wie man überall bangte, wo ein liebes Glied der Familie Kriegsdienste leisten musste. Wenn man hier in Liebfrauenburg vorerst auch nicht besonders viel vom Kriege verspürte, so wurde den Leuten doch durch die Zeitung und hauptsächlich durch die Briefe aus dem Felde der Schrecken des Krieges ganz deutlich vor Augen geführt.

Die Haldenrüti-Familie in Lindenbach erhielt eines Tages von ihrem Josef einen Brief, der alle sehr nachdenklich

stimmte, weil darin geschildert war, was dem Bruder von Marie-Therese an der Front passierte:

"Wir Schweizer können Gott danken, dass wir bis heute vom Kriege verschont blieben, und keiner von uns Männern in den Kampf auf Leben und Tod ziehen muss. Denkt Euch einmal aus, wie schrecklich es sein müsste, wenn jemand von uns im Felde wäre und die andern zu Hause wüssten keine Stunde, ob er noch am Leben ist, ob er wieder zurückkehren kann. Ein Brief Konrads, des Bruders von Marie-Therese, der, wie ich Euch schon einmal geschrieben habe, seit längerer Zeit auch im Felde kämpft, hat mich zutiefst ergriffen. Darin schreibt er, dass er und seine Kameraden verschüttet worden seien. Eine Granate habe in ihrer Nähe eingeschlagen; in wenigen Sekunden sei die Kompagnie unter der aufgeworfenen Erde begraben gewesen. Er selber sei dann wie durch ein Wunder von einem herbeigeeilten Waffengefährten aus der misslichen Lage befreit worden. Kurz darauf habe auch dieser Kamerad, einige Schritte neben ihm, von einer feindlichen Kugel getroffen, das Leben lassen müssen. Hört, was Konrad schreibt, ich habe seinen Brief vor mir:

"Ich war in einer furchtbaren Lage. Rasch entschloss ich mich, Hilfe für die Verschütteten zu suchen. Ich rannte, so schnell mich die Beine trugen. Aber je länger ich rannte - es war beinahe finstere Nacht - desto weniger glaubte ich, in die Nähe der rettenden Truppe zu kommen. Es schien mir, als müsse ich mich in der Dunkelheit verirrt haben. Da hörte ich plötzlich Geräusche. Ich stand still und lauschte, aus welcher Richtung sie kamen. Schützengräben taten sich vor mir auf. Endlich naht Hilfe, dachte ich, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich wenige Sekunden später feindlichen Soldaten gegenüberstand. Der Schreck lähmte mich beinahe. Schon war ich erkannt und ein Gewehrlauf wurde auf mich gerichtet, als ich so schnell ich konnte mein Gewehr fallen

liess und die Hände in die Höhe warf. Da nahm man mich gefangen und führte mich ab.

Nur wenig hätte es gebraucht und Ihr müsstet nun über mich trauern. So aber bin ich gerettet und lebe, wenn auch als Gefangener in Feindesland. Besonders traurig ist, dass ich gerade am Tag nach unserer Verschüttung, nach einjährigem Kriegsdienst, zu Euch auf Urlaub hätte kommen können. Wie hatte ich mich darauf gefreut! Nun, ich vertröste mich auf später und vertraue weiter auf den besondern Beistand der Gottesmutter, die mich bis jetzt immer beschützt hat. Wie oft bin ich nun schon - vom Feuer- und Kugelregen umgeben - wunderbar davongekommen. Ich trage immer mein Medaillon um den Hals und bete oft den Rosenkranz..."

Die Haldenrüti-Familie nahm an dem Schicksal Konrads und seiner Angehörigen Anteil. Josef selber hoffte, ihn bald einmal zu sehen und kennenzulernen. Der kindlich fromme, mutige Soldat stand im Geiste als Held vor ihm, und mit dessen Familie fühlte er sich jetzt mehr als bisher verbunden. Immer wieder wollte er wissen, ob neue Nachricht von ihm gekommen sei. Konrads Mutter und Geschwister aber beteten weiterhin jeden Abend gemeinsam vor dem Bilde des heiligsten Herzens Jesu und der Gottesmutter um Schutz und Beistand für ihren Sohn und Bruder.

Lange Zeit nach dem ersten traurigen Brief aus der Gefangenschaft hörten sie nichts mehr von ihm. Sie schrieben ihm, aber es traf keine Antwort ein. Ungeduldig und voller Angst wandte sich Konrads Mutter an das Rote Kreuz. Nach mehreren Wochen erst konnte dieses der schwerbesorgten Familie melden, Konrad liege in einem englischen Lazarett nervenkrank darnieder, sei aber in guter Pflege. Seine empfindsame Seele hatte also zu stark gelitten! –

Diese Nachricht legte erst recht einen düsteren Schleier auf Konrads Angehörige. Eine seiner Schwestern, Agnes, ein

sehr frommes Mädchen von 18 Jahren, nahm sich ihres Bruders Schicksal so sehr zu Herzen und er tat ihr so furchtbar leid, dass sie ein feierliches Gelübde ablegte, ins Kloster zu gehen und ihr ganzes Leben dem Herrgott aufzuopfern, falls Konrad wieder gesund werde und in die Familie zurückkehren könne. Sie hatte zwar schon immer den Wunsch, Klosterfrau zu werden; nun wollte sie ein festes Versprechen ablegen, dem Konrad zulieb, der, bevor er ins Feld musste, regelmässig mit ihr morgens in aller Frühe die Werktagmesse besucht hatte.– Es gingen einige Monate vorüber, als Konrad, der gesundheitlich gar keine Fortschritte machte, für einen Austausch, das heisst, für den Transport in die Heimat in Betracht gezogen wurde. Es kam wirklich soweit. Konrad wurde als unheilbar abtransportiert, und ganz in der Nähe seiner Vaterstadt in ein Sanatorium eingeliefert. Wie er aber seiner trauten Heimat näher kam, wichen- o Wunder! - die schweren Depressionen von seiner Seele, und er konnte plötzlich wieder ganz geordnet denken. Es kamen zwar noch Rückfälle, aber Konrad fühlte es doch deutlich, dass eine grosse Besserung bei ihm eingetreten war.–

Sein zusammentreffen mit der Mutter und den Geschwistern war erschütternd. Das Sanatorium lag keine Stunde von Liebfrauenburg entfernt, so dass er öfters besucht werden konnte. Trotz der grossen Freude über das Wiedersehen drückte eine Sorge schwer, die Sorge um seine Gesundheit. Konrad wäre nicht ausgetauscht worden, wenn es sich bei ihm um einen leichten Fall gehandelt hätte, sagte man sich. Doch Agnes besonders hoffte fest, dass er doch noch ganz gesund werde; sie vertraute auf Gottes Hilfe und erneuerte ihr Gelübde. Und siehe da, was fast unmöglich schien, wurde Wirklichkeit: Konrads Zustand besserte von Tag zu Tag. Zum Erstaunen aller war er nach 4 Wochen völlig geheilt und konnte nach Hause zu seinen Lieben in die Kronenstrasse zurückkehren. Am gleichen Tage aber, an dem er gesund

und wohlbehalten heimkam, erhielt Agnes auf ihr schon lange eingereichtes Gesuch Bericht, dass ihrem Eintritt ins Kloster nichts im Wege stehe. Kurze Zeit darauf verliess sie, freudig und trauernd zugleich, Mutter und Geschwister, um ihre grosse, heilige Aufgabe zu beginnen.

Agnes war auf das verzichtvolle Leben einer Ordensfrau vorbereitet. Sie hatte bisher schon jahrelang jede Nacht, ob Sommer oder Winter, eine Stunde ihres Schlafs geopfert, um während derselben vor dem Kruzifix zur Sühne für die Sünden und Frevel der Menschen zu beten und zu büssen. Jeden Morgen war sie beim Tische des Herrn, trotzdem sie das ganze Jahr hindurch schon um 7 Uhr am Arbeitsplatz in einer Weberei sein musste. Sie fastete auch öfters und ging den Vergnügungen aus dem Weg.–

Das war bei ihr kein Fanatismus, sondern heilige Berufung. Für andere zu sühnen ist nicht Unsinn, wie man vielerorts glaubt. Den eindrücklichsten Beweis für die Richtigkeit des Sühnegedankens gab uns ja Jesus Christus selbst durch seinen freiwilligen Sühnetod am Kreuz von Golgatha. Und schauen wir auf all die ungezählten Heiligen der Kirche: Wieviele von ihnen waren ganz grosse Büsser! Ein heiliger Bruder Klaus von Flüe - um nur einen zu nennen - führte während 20 Jahren in der Einsamkeit der Bergwelt ein Büsser leben und nahm während dieser Zeit keine Nahrung zu sich, ausser der hl.Kommunion.– Ja, die Heiligen sind nicht auf der breiten Strasse des Vergnügens durch ihr Leben gewandert, nein, kreuztragend und büssend sind sie ihrem Meister auf dem Wege der Dornen gefolgt und so wurden sie auch von Ihm in besonderer Weise belohnt. Auf ihre Fürbitte bei Gott geschahen zu allen Zeiten ganz bedeutende Wunder.

Dennoch aber macht man sich in weiten Kreisen über die Bussgesinnung heiligmässiger Seelen nur lustig und glaubt aus Prinzip nicht an Wunder. Besonders traurig ist dabei die

Tatsache, dass unter jenen Leuten, die in dieser Beziehung mit Hohn und Spott am wenigsten sparen, vielfach gerade solche zu finden sind, die einst Kinder der hl. Mutter Kirche waren, an ihrer Brust genährt und von ihr aufgezogen. Nun, da sie ihr untreu geworden und sie als ihre Mutter verleugnen, verhöhnen sie sie noch, und alles Gute an ihr gilt nichts mehr. Ein wirkliches, von der Kirche eingehend geprüftes Wunder erkennen sie zwar im tiefsten Grunde ihres Herzens; es beunruhigt sogar ihr Gewissen, doch wollen sie nicht dazu stehen und suchen daher dieses Gewissen durch Bagatellisierung der wunderbaren Geschehnisse zur Beruhigung zu bringen. Sie täuschen sich selbst aber können nicht anders. Wollten sie die erkannte Wahrheit anerkennen, so müssten sie logischerweise in die Arme der Mutter Kirche zurückkehren und somit auch ihren bequemen Lebensweg, den sie seit ihrem Treuebruch beschritten haben, aufgeben; das aber kostet ihnen zu viele Opfer. Es sind die gleichen Leute, die die Fehler, welche sie an Gliedern der Kirche, besonders an Priestern, entdecken, immer und überall hervorheben und aufbauschen, aus Kleinigkeiten ein grosses Wesen machen und damit ihre eigenen Fehler bemänteln wollen, indem sie sagen: "Seht, die wollen uns predigen, was wir zu tun und zu lassen hätten, dabei sind sie selber ja auch nicht besser als wir." Ganz ähnlich machen es oft kleine Kinder ihren Eltern, oder Schüler ihrem Lehrer gegenüber, wenn sie Bruder, Schwester oder einen Mitschüler anschwärzen, einen entdeckten Fehler dem Vorgesetzten mit Genuss melden, um sich damit selber in ein besseres Licht zu stellen. So sind also manche der "grossen Kinder" den kleinen Klatschbasen in diesem Punkt nicht weiter voran; ihre geistige Entwicklung ist tatsächlich "in den Kinderschuhen" steckengeblieben. Und doch wissen sie genau, dass auch ein Priester sich verfehlen kann, und die Kirche dafür nicht verantwortlich ist. Da aber die Kirche nun einmal bei ihnen nicht gross und hei-

lig dastehen darf, benützen sie diese Fehler einzelner Priester, um damit die ganze Gemeinschaft der Gläubigen zu treffen, und sie schrecken dabei auch vor Verleumdungen nicht zurück. —

Als Josef vom Leben der jungen Agnes hörte, war er gerührt und gleichzeitig fest überzeugt, dass dieses Mädchen den Beruf nicht verfehlt habe.

Agnes war von den 7 Geschwistern nicht das einzige mit frommem Gemüt. Alle andern hatten ebenfalls den starken frommen Sinn in sich.

Eine der drei Schwestern, die älteste, muss ich nun ganz besonders hervorheben; ich habe sie früher schon erwähnt: Marie-Therese, welche unserem Josef so sehr gefiel.

Marie-Therese war damals 25 Jahre alt, eine schlanke, mittelgrosse, schöne Tochter, mit dunkeln, klaren Augen und langem, prächtigem Haar, das zu einem Kranze geflochten, ihr Haupt zierte. Gesicht und Wangen waren keineswegs rundlich und voll, sondern in ein feines Oval gezogen, und auf dem edlen Antlitz lagen deutlich die Züge einer lautereren und liebevollen Seele.

Marie-Therese war vielbeschäftigt. Tagsüber arbeitete sie in der Weberei, und zu Hause stand sie der Mutter zur Seite. Früher musste sie ihre jüngern Geschwister betreuen, jetzt, da sie schon alle älter waren, gab es andere Arbeit, besonders die Besorgung der Wäsche für die Kundschaft. Seit Vater gestorben war, reichte das Geld nicht mehr aus, war doch die Witwenrente spärlich klein. Da musste notgedrungen ein Nebenverdienst die Lücke ausfüllen.

Trotz aller Arbeit blieb doch noch manche Stunde übrig zu fröhlichem Zusammensein bei Gesang, Musik und Unterhaltung. Fünf der sieben Geschwister sangen im Kirchenchor, seit Agnes im Kloster war, noch vier, zwei Söhne und zwei Töchter. Andreas studierte Musik - er wurde später ein tüch-

tiger Orgelbauer und Violinlehrer - Monika war mit der Zither vertraut und Wilhelm liebte das Mandolinen- und Gitarrespiel.

Wenn an regnerischen Sonntag-Nachmittagen jeweils vom ersten Stock der "Krone" herab mehrstimmige Lieder mit Musikbegleitung erklangen, blieben nicht selten die Leute auf der Strasse unten stehen, um sich diese heimelige Hausmusik anzuhören. Solches Musizieren förderte in ganz besonderer Weise das harmonische Zusammenleben in der Familie, aber auch ihr Verständnis für Kunst und Kultur im allgemeinen.—

Marie-Therese liebte Erich, einen netten, jungen Mann, der von Beruf Schneider war. Vor drei Jahren hatte sie ihn kennengelernt. Es war die erste grosse Liebe in ihrem Leben. Auch Erich hatte Marie-Therese in sein Herz geschlossen. Er hoffte zuversichtlich, dass sie einmal für immer die Seine werde. Leider aber war sein Charakter nicht so gut und fest, und seine wahre Gesinnung nicht so religiös, wie die Geliebte dies glaubte. Marie-Therese wusste, dass Erich viel auf das Aeussere gab. Nun, schliesslich ist er auch Schneider, dachte sie, so kann man ihm den Stolz auf die Kleidung nicht übelnehmen. Aber gerade deshalb, weil er Schneider war, und sie dies immer als Entschuldigung für seine etwas starke Eitelkeit betrachtete, konnte sie nicht eindeutig feststellen, wo bei ihm die Uebertreibung anfang. Wenn sie ihm hie und da Vorwürfe machte, auf dieses oder jenes Nebensächliche nicht so grossen Wert zu legen, so sagte er ihr, sie habe zu wenig Verständnis für ihn. Andererseits aber bewunderte sie Erich, dass er sie, die einfache Tochter aus sehr bescheidenen Verhältnissen als seine Lebensgefährtin begehrte. Er hätte doch eine Dame der Gesellschaft wählen können. Chancen dazu würden ihm sicher nicht gefehlt haben, er war ja von sympathischer Art, immer elegant gekleidet, begabt und gut situ-

iert; kein einfaches Schneiderlein, nein, ein Herr mit grösserem Atelier und Angestellten.–

Marie-Therese dachte nicht daran, an Erichs angeblicher Liebe zu Gott und Kirche zu zweifeln. Ebenso wenig bemerkte sie, dass für ihn die Anmut ihrer Erscheinung eine viel grössere Rolle spielte, als die Schönheit ihrer Seele. Sie liebte ihn von ganzem Herzen und vertraute seinen Worten und Versprechungen.

Der Herrgott lenkt eines jeden Menschen Lebensschifflein, er lenkt auch das meine, sagte sie sich. Jawohl, er lenkte es auch! Erich musste ins Feld hinaus und sein Leben fürs Vaterland einsetzen. Der Abschied war schwer - er ist für alle schwer, die sich lieben. Marie-Therese und Erich schrieben sich jede Woche zweimal.–

Inzwischen, es war im Herbst 1917, wurde der Haldenrütli-Josef von Liebfrauenburg in die alte Verlagsstadt zurückgerufen; er musste dort einen neuen, guten Posten antreten. Nur sehr ungern verliess er die schöne, liebgezwonnene Stadt, und als er sich von Marie-Thereses Grossmutter verabschiedete, merkte diese, dass er nicht leichten Herzens ging. Sie wusste schon warum, aber helfen konnte sie ihm nicht. Sie mahnte ihn, zu beten, dann werde auch ihm der Herrgott eines Tages ein gutes Mädchen an die Seite stellen, er habe das sicher verdient. Aber ein solch edles, schönes Mädchen wie Marie-Therese habe er bisher noch nie gesehen, gab ihr Josef zur Antwort; er werde trotz seiner Abreise die Hoffnung auf sie nicht verlieren.–

Der Verlagsleiter berief ihn eines Tages wieder zu sich und gab ihm seine Absicht bekannt, nach Kriegsende in der Schweiz eine Buch- und Kunsthandlung zu eröffnen, in der er ihn, Josef, als Verkäufer und Buchhalter anstellen werde; auch könne er dann zeitweise auf Reisen gehen und bei Geistlichen, Lehrern usw. Bücherbestellungen aufnehmen, wenn er Freude daran habe. Diese Mitteilung war ihm

selbstverständlich sehr willkommen, denn einmal wollte er doch wieder zurück in seine geliebte Heimat, um dort dauernden Wohnsitz zu nehmen. Aber das Kriegsende war noch nicht in Sicht. Ueberall wartete man sehnlichst darauf. Die täglichen Zeitungsmeldungen von Gefallenen, Verwundeten, von Trümmern, Bombardierungen und Elend, die erschütternden Briefe aus dem Felde und auch die jetzt immer wiederkehrenden Fliegerangriffe, sowie die kärgliche Nahrung, dies alles zehrte allmählich sehr stark an Leib und Seele des Volkes. Auch die Soldaten im Felde sehnten den Frieden herbei, was nicht speziell betont zu werden braucht.–

"Nein, das kann ich nicht glauben, dass mein Erich dem Herrgott zürnt", verteidigte Marie-Therese ihren Geliebten, als ihre Angehörigen sie eines Tages fragten, ob sie nicht auch das Gefühl habe, dass Erich in religiöser Beziehung ziemlich lau geworden sein müsse; er schreibe gar nicht mehr im gleichen Geiste wie früher. Erichs und Marie-Thereses Briefwechsel war nämlich keine Geheimsache zwischen den Beiden, sondern wie es in der Familie Brauch war, zeigte man jeden Brief auch der Mutter und Grossmutter, manchen auch noch den älteren Geschwistern. Ein jedes interessierte sich für des andern Freud und Leid; Geheimniskrämerei gab's hier nicht. In Erichs Briefen stand früher meist am Schluss die Bitte, Marie-Therese möge weiter, wie bisher für ihn um Schutz und Beistand beten. Nun hatte er diese Bitte schon in mehreren Briefen weggelassen, und auch sonst waren seine Gedanken nicht mehr so gehaltvoll wie früher.

Ganz beunruhigt durch die Meinungsäusserung ihrer Mutter und Grossmutter, die ihr nun allmählich doch zu Herzen ging und Zweifel an Erich heraufbeschwörte, schrieb Marie-Therese eines Abends einen ernststen Brief an ihn, worin sie ihn mit aller Vorsicht auf diese Angelegenheit aufmerksam machte und ihn dringend bat, ihr ausführlich zu berichten, falls tatsächlich die Vermutung zutreffen sollte. Gespannt

wartete man auf die Post. Drei Tage später brachte der Briefträger Erichs Antwort. Mit klopfendem Herzen und fast zitternden Händen öffnete Marie-Therese den Brief.

"Ihr habt recht vermutet", schrieb er unter anderem, "es ist etwas in mir vorgegangen. Doch die Sache ist nicht halb so schlimm, wie Ihr wohl denkt. Ich bin ganz einfach in letzter Zeit etwas realistischer geworden, das heisst, eigentlich schon länger, aber ich wollte Euch davon nicht gerne schreiben, weil ich fürchtete, Ihr könntet mich falsch verstehen. Ohne dass ich es wollte, habt Ihr nun doch etwas gemerkt. Nun, ich nehme jetzt trotzdem nicht ausführlich Stellung dazu, sondern warte, bis ich Euch einmal mündlich erzählen kann, was ich hier im Felde täglich sah, hörte und erlebte. Dann werdet Ihr vielleicht begreifen, dass mir eine gewisse Sentimentalität allmählich zuwider werden musste. Sogar Feldprediger lernen hier mit der Zeit nüchterner denken. Sorgen braucht Ihr Euch jetzt deshalb gewiss keine zu machen; ich bin nicht schlechter geworden, nur, wie gesagt, vorübergehend ein wenig realistischer. Wir stehen hier eben im Kampf um das nackte Leben... "

Marie-Therese war nicht sehr erfreut über diesen Brief. Jetzt wusste sie, dass etwas mit Erich nicht mehr in Ordnung war. In einem neuen Brief tadelte sie ihn, dass er doch niemals von Sentimentalität sprechen könne, wenn er sie zum Beispiel am Schluss eines Briefes um ihr Gebet bitte; das habe mit Sentimentalität gar nichts zu tun. Sie habe das Gefühl, er sei durch schlechte Kameraden beeinflusst worden. Marie-Therese bat Erich inständig, doch seine gute Erziehung nicht zu vergessen und dem Herrgott, wie früher, in jeder Beziehung treu zu sein, sonst könne sie mit ihm nicht glücklich werden. In seiner Antwort entschuldigte sich Erich und bedauerte, dass er Marie-Therese betrübt habe; sie dürfe diese Sache auf gar keinen Fall so tragisch nehmen. Aber Marie-Therese war für Erich seit dem unglücklichen Brief trotz sei-

ner Beteuerung nicht mehr so begeistert wie vorher. Sie hätte es nicht geglaubt, dass er einmal wankend würde im Vertrauen auf seinen Herrgott.

Als er dann an Ostern auf Urlaub kam, gab er sich alle Mühe, die Geliebte wieder ganz auf seine Seite zu bringen. Er brachte ihr Geschenke, ging mit ihr zur Kirche, versuchte mit ihr- so vertraut zu plaudern wie ehemals und vermied alles, was sie hätte verstimmen können. Und doch wollte Marie-Therese jetzt genau wissen, wie es in Erichs Innerem wirklich aussah. Sie wollte sich keiner Täuschung hingeben. So kam es ganz gegen Erichs Willen zu einer ernstesten Unterredung, wobei einige Meinungsverschiedenheiten bereinigt werden mussten.-

Sein Urlaub dauerte 10 Tage. Am Sonntag nach Ostern richtete sich Marie-Therese wie gewohnt für den Kirchgang. Erich sollte sie in wenigen Minuten abholen. Es war schon höchste Zeit, die Glocken läuteten bereits, als Erich noch nicht bei ihr war. Sie wollte nicht zu spät kommen, weil sie im Chor singen musste. So ging sie enttäuscht allein auf den Weg; die Geschwister waren bereits fort. Doch da kam der Erwartete gerade eilenden Schrittes um die Ecke.

"Endlich kommst du, es ist höchste Zeit, Erich!" sagte Marie-Therese.

"Du musst entschuldigen, dass ich mich verspätet habe; ich traf vorhin einen Kameraden von meiner Kompanie, der wollte mich unbedingt zu einem Morgenschoppen einladen. Ich hätte ihm eigentlich gerne den Gefallen getan, aber ich sagte ihm, ich müsse zuerst dich fragen, ob es dir nichts ausmache, wenn ich dich erst nach der Messe abhole für diesmal. Was meinst du nun dazu? Ich wäre ja sowieso nicht bei dir, wenn du auf der Empore oben singst."

"Ja hör mal, Erich, ist dir dieser Kamerad wichtiger als die Sonntagsmesse?"

"Ach, Marie-Theres, sei doch nicht so unverständig. Wenn ich jetzt auch einmal nicht in die Kirche gehe, so ist das doch kein so grosses Unglück. Schliesslich hatten wir ja im Felde meist auch keine Zeit dazu. Das nimmt mir der Herrgott sicher nicht übel; wir haben an der Front draussen schon so viel gebüsst!"

"Dann willst du also auf die Messe verzichten?" fragte Marie-Therese erregt.

"Ist das so schlimm?" meinte Erich.

"Ja, das ist schlimm, schäme dich! Das hätte ich von dir nicht erwartet. Leb wohl, ich muss jetzt gehen, sonst komme ich zu spät", antwortete Marie-Therese ganz bestimmt und ging allein weiter.

"Ich von dir auch nicht, dass du so furchtbar kleinlich sein kannst. Die Kirchenspringerei ist nicht das Wichtigste auf der Welt, adieu!" rief er ihr in sehr gereiztem Tone nach und verschwand, um zu seinem Kameraden in die Wirtschaft zurückzukehren. Er war nämlich schon vor diesem Disput bei ihm am Wirtshaustisch gesessen. Was er seiner Geliebten sagte, stimmte also nicht ganz. Es reute ihn aber bald, dass er Marie-Therese verärgert hatte. Nun, am Nachmittag wird man ja wieder miteinander spazierengehen, dann kommt das schon wieder ins richtige Geleise, dachte er und unterhielt sich weiter mit seinem Kameraden, während Marie-Therese im Gottesdienst nicht mitsingen mochte, weil sie das, was sie vorher erlebt hatte, viel zu stark beschäftigte. So kniete sie da, die Hände mit dem Taschentuch vor dem Gesicht, sinnierte, betete und weinte. Das Wort "Kirchenspringerei", das er heute zum erstenmal gebraucht hatte, empfand sie wie einen Messerstich. Schon allein die Bemerkung, es sei kein Unglück, wenn er auch einmal nicht zur Kirche gehe, öffnete ihr den Blick in sein wahres Innere und zugleich auch in die Zukunft.

Diese wenigen Minuten vor dem Kirchgang, diese wenigen Sätze Erichs genügten, um unter eine mehr jährige, glückliche Bekanntschaftszeit einen gewaltigen Abschlusstrich zu ziehen.

Am Nachmittag gegen 3 Uhr wollte Erich seine Geliebte zu einem Spaziergang abholen. Monika kam an die Tür und liess ihn herein. Aber er musste bald wieder ohne den gewünschten Erfolg seines Weges gehen, denn Marie-Therese hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und alles Bitten und Flehen Erichs nützte nichts. Sie öffnete nicht, sondern rief von innen heraus, er möge jetzt nur wieder ins Wirtshaus gehen zu seinem Kameraden, sie wolle nichts mehr von ihm wissen, ihr Entschluss sei gefasst und gelte ernst und für immer. Marie-Therese blieb unerweichlich, und so konnte Erich nicht anders, als allein weiterziehen. Er kam am Abend wieder, am andern Tag noch zweimal und ein letztesmal kurz vor seiner Abreise ins Feld, aber vergebens. Sein Schluchzen und sein Reuebekenntnis verhallten an den Zimmerwänden. Marie-Therese war nicht mehr die Seine.

Am Bahnhof standen die Kameraden, bei Frau oder Braut, bei Eltern und Geschwistern. Sie alle können sicher in Frieden und Liebe voneinander Abschied nehmen - dachte Erich - nur ich nicht; ich muss allein abreisen, ohne Kuss und lieben Händedruck, ohne ein tröstliches "auf Wiedersehen".

Immer noch gab er die Hoffnung nicht auf, sie werde noch kommen, vielleicht noch in der letzten Minute. Aber Marie-Therese kam nicht. Die Räder rollten aus dem Bahnhof, schneller, immer schneller, an die Front.-

## Kapitel 28

Bei ihren Lieben musste Marie-Therese das Vorgefallene ausführlich schildern. Sie wurde deswegen einerseits tief bedauert, andererseits aber waren alle froh, dass sich nun das Blatt so schnell gewendet hatte, und Marie-Therese noch rechtzeitig vor einer wahrscheinlich sehr unglücklichen Zukunft bewahrt blieb, denn wer solches redete, war nicht ein Mensch, der zu Marie-Therese passte.

Aus dem Felde folgte noch eine zeitlang Brief auf Brief, Marie-Therese bestürmend und beschwörend. Sie beantwortete nur den ersten davon, mit der nämlichen Absage, und legte Erich damit ihren festen Entschluss auch noch schriftlich in die Hände.

"Siehst du, jetzt kann er plötzlich wieder ganz andere Briefe schreiben, jetzt kann er wieder den Frommen spielen", sagte die Grossmutter eines Abends unter vier Augen zu ihrer Enkelin. "Jetzt möchte er dich mit allen Mitteln wieder herumbringen. Aber glaube ihm nicht, Marie-Theres, glaube ihm nicht! Er lügt, er hat sein wahres Gesicht schon gezeigt! Nimm's nicht zu schwer, dass es so ist; sei im Gegenteil froh und denke dir, es war nicht Gottes Wille, es hat nicht sollen sein. Es kommt auch für dich noch der Richtige!"

Marie-Therese wurde vom Weh ihres Herzens überwältigt und brach in lautes Weinen aus. Ihre Grossmutter tröstete sie, und nach einer Weile fuhr sie mit gedämpfter, geheimnisvoll klingender Stimme fort: "Ich würde an deiner Stelle einmal jenem Schweizer schreiben, der so oft zu uns kam, dem Josef von Lindenbach, der sah dich doch so gern und ist ganz sicher ein wertvoller, guter Mensch! Schreibe ihm, Marie-Theres, ich rate es dir!"

Fragend schauten sie Marie-Thereses verweinte Augen an bei diesen Worten.

"Wieso kommst du auf den?" wollte sie wissen.

"Ja, schau Marie-Theres, ich habe dir bis heute absichtlich etwas von diesem Josef nicht gesagt, um dein Verhältnis mit Erich nicht zu beeinflussen, etwas, das er mir anvertraute, als er letzten Herbst von hier abreiste. Jetzt darfst du es wissen, jetzt bist du frei!"

"Also erzähle! Was ist es?" unterbrach Marie-Therese gespannt.

"Er hat mich früher einmal gefragt, ob du eigentlich schon Bekanntschaft habest. Als ich bejahte, war er sehr enttäuscht. Bei seiner Abreise von hier sagte er mir noch, er gebe trotzdem seine Hoffnung auf dich nicht auf, er habe noch nie ein solch schönes, edles Mädchen gesehen."

In den ersten Tagen des Monats Mai 1918 erhielt Josef aus Liebfrauenburg einen kurzen Brief, in welchem ihn Marie-Thereses Grossmutter über die Auflösung des Verhältnisses ihrer Enkelin orientierte. Sie habe das Gefühl, dass er jetzt mit einer herzhaften Werbung bei Marie-Therese Erfolg haben könnte; da sie ihn einigermassen kenne und wisse, dass er ihre Enkelin sehr schätze und deswegen nur ungern von Liebfrauenburg fortgezogen sei, habe sie ihn nun auf das Vorgefallene aufmerksam machen wollen. Sie wünsche ihm von ganzem Herzen Erfolg und eine glückliche Zukunft.

Josef hätte glauben mögen, diese Nachricht sei ihm vom Himmel geschickt worden. Seine Freude war unfassbar, und als er am Abend im Münster bei der Mai-Andacht weilte, betete er inständig zur Mutter vom guten Rat. Nach der Andacht blieb er noch lange vor ihrem Bilde knien, wie einstens im Dom zu Mailand. Seine Bitten blieben nicht unerhört. Marie-Therese machte ihm Hoffnungen!-

In den Briefen, die Josef während der kommenden Zeit an Marie-Therese richtete, gab er sich die denkbar grösste Mühe, das, was er in seinem Innren empfand, ihr so gut als nur möglich darzulegen und es nicht nur bei Andeutungen

bewenden zulassen. Hier ging es um eine grosse Eroberung. Nichts, aber auch gar nichts durfte er verpassen, zumal er mit der zu Erobernden nur vereinzeltemale wird von Angesicht zu Angesicht Aussprache halten können. Der Weg, der sie voneinander trennte, war zu weit.

Nie mehr in seinem Leben hat Josef so intensiv Briefe geschrieben und zierliche Karten, als in diesem Jahre seiner grossen Werbung. Um diese Karten alle sorgfältig aufzubewahren, reichte Marie-Thereses Album bald nicht mehr aus, und für die umfangreichen Briefe wurde allmählich auch die dafür bestimmte Schachtel zu klein.

Marie- Therese lag das Schreiben nicht halb so gut. Ihre Worte brauchten jedoch keine Flügel und Schwingen zu tragen, um die Saiten der Seele ihres Geliebten zum Klingen zu bringen. Sie vermochten dies auch in ihrer einfachen und schlichten Art. Josef las einen jeden dieser Briefe, eine jede Karte mehr als nur einmal aufmerksam, und auch er legte sie alle auf die Seite, für spätere Zeiten.

Solche Korrespondenzen werden in der Regel meist wie ein kostbares Kleinod aufbewahrt. Immer und immer greift man wieder danach, weckt alte, schöne Erinnerungen und hat jedesmal neue Freude daran. Es liegt ein verschleierter Zauber über solchen Liebesbriefen, wenigstens über jenen, die der grossen Liebe galten. Wer möchte dies bestreiten? Welch beseligendes Gefühl für ein glückliches Ehepaar, wenn es in diesen Briefen gemeinsam blättert und jene goldene Zeit mit all ihrer einmaligen Romantik und Herrlichkeit wachruft! So ist die Erinnerung oft fast so schön wie das Erlebte selbst. Es ist merkwürdig: man kann sich manches Vorkommnis des Alltags einigemale erzählen, dann hat man aber genug davon; es ist eine alte, bekannte und nicht mehr interessante Sache. Doch diese Geschehnisse, diese Erinnerungen wirken immer wieder neu, so alt sie auch sind! Tausendmal kann man sich sagen: "Ja, weisst du noch, als..." Und je älter die

Leute werden, umso stärker klammern sie sich an ihre schönen Jugenderinnerungen. Wohl manche werden dabei schon mit dem Dichter gesagt haben:

"O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,  
der ersten Liebe goldne Zeit!  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
es schwelgt das Herz in Seligkeit.  
O, dass sie ewig grünen bliebe  
die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Zwei Ausschnitte aus Briefen Josefs und Marie-Thereses, die am Anfang ihrer "goldenen Zeit" geschrieben wurden, dürfen wir nicht unbeachtet lassen, wenn wir das Verhältnis der Beiden etwas besser kennenlernen wollen. Josef führt aus:

"...Sie wissen nun, Fräulein Marie-Theres, dass ich Sie von ganzem Herzen liebe. Sie können kaum ahnen, wie sehr Sie mich mit ihrem ersten Brief glücklich machten, in welchem Sie mir Ihre Bereitschaft, meine Liebe gerne zu erwidern, bekanntgaben. Ich danke Ihnen vielmals für Ihr grosses Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen.–

Wenn zwei Menschen sich liebgewonnen haben und bei ihnen ernste Absichten bestehen, so sollten sie sich nach meiner Meinung gleich von Anfang an über ihre Lebensauffassung in den wichtigsten Punkten orientieren, damit sie vor eventuellen späteren, grossen Enttäuschungen bewahrt bleiben. Dann, wenn man sich einmal längere Zeit kennt, können sie recht bitter sein. Ich denke an Ihr persönliches Schicksal. Wären Sie über das wirkliche religiöse Empfinden Ihres Verehrers von ihm rechtzeitig aufgeklärt worden, so hätte das entstandene Unglück wohl vermieden werden können. Nun, es ist nicht an mir, hierüber zu urteilen. Seien Sie versichert, liebes Fräulein Marie-Theres, dass ich in den nächsten Briefen ganz offen zu Ihnen reden werde, damit Sie nicht im Ungewissen sein müssen. Ich möchte aber auch Sie bitten, dasselbe mir gegenüber zu tun, zu unserem gegensei-

tigen Wohle. Schreiben Sie mir bitte ausführlich, in welcher Beziehung Sie mit mir unbedingt gleicher Meinung zu sein wünschen, was Sie im Leben als wichtig und wesentlich, und was Sie als nebensächlich ansehen. Ob Sie zum Beispiel Wert darauf legen, dass Sie sich finanziell einmal etwas Ueberdurchschnittliches leisten, schöne Kleider und Schmuck tragen und vielleicht sogar in einem Privathaus wohnen können. Ich weiss, dass Ihnen Ihr früherer Bekannter solche Vorteile hätte bieten können, aber ich bezweifle, dass dies auch mir gelingen wird; bisher wenigstens hatte ich in dieser Beziehung nicht viel Glück. Dafür können Sie aber bei mir darauf zählen, dass ich treu bin, sehr stark an meinem katholischen Glauben hänge und ein trautes Familienleben über alles liebe und schätze. Selbstverständlich werde ich mir Mühe geben, es beruflich vorwärtszubringen und einmal zu etwas zukommen. Schreiben Sie mir, ob Sie unglücklich wären, wenn Sie mit mir ein bescheidenes, einfaches Leben führen müssten, oder ob Sie auch dazu bereit wären, mir zulieb?! Ich glaube, dass ich bei Ihnen das Letztere annehmen kann, denn so, wie ich Sie beurteile, legen Sie den grössten Wert auf das Beständige und nicht auf das Vergängliche, oder etwa nicht, liebes Fräulein Marie-Theres? Auch Sie nehmen bestimmt die Worte Jesu ernst, die da lauten: "Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird euch hinzugegeben werden," Also, jetzt berichten Sie mir bitte von alldem, was Sie beschäftigt. Wenn wir uns dann bei nächster Gelegenheit einmal in Liebfrauenburg treffen werden - worauf ich mich riesig freue - können wir alles noch mündlich ergänzen und besprechen. Bis dahin aber sende ich Ihnen und Ihren lieben Angehörigen die herzlichsten Grüsse und besten Wünsche.

In Liebe, Ihr Josef."

"Man sieht aus diesem Brief, dass Josef viel mit Büchern zu tun hat, gelt Marie-Theres?" sagte die Grossmutter zu ihrer Enkelin.

"Ja, das ist wahr. Da komme ich mir mit meinen einfachen Sätzen noch fast wie ein Kind vor. Und dabei brauche ich noch soviel Zeit, bis ich nur eine einzige Seite geschrieben habe. Hoffentlich werden ihm meine nächsten Briefe nicht langweilig vorkommen!"

"O, das ist nicht halb so schlimm, schreibe du ruhig so einfach wie bisher und studiere nicht zu lange an einem Satz herum. Josef wird auch so zufrieden sein und an deinen Gedanken Freude haben!"

"Das werden wir ja bald sehen!" gab sie zur Antwort. Marie-Therese machte sich aber trotz ihrer Minderwertigkeitsgefühle mit grossem Interesse und mit viel Freude an die Beantwortung dieses Briefes, und er gelang ihr viel besser, als sie es sich gedacht hatte. Wenn sie sich nämlich genügend Zeit nahm zum Schreiben, kam auch etwas Rechtes heraus. Wir lesen aus ihrer Antwort einige Abschnitte:

"...Ich kenne die Einstellung mancher Mädchen. Wenn man ihnen erzählt, diese und jene Freundin oder Schulkameradin habe jetzt ernste Bekanntschaft oder sei nun verheiratet, so fragen sie als erstes, ob es eine gute Partie sei, ob er eine schöne Stellung, ein Haus oder Auto habe usw. Das sind ihnen die wichtigsten Dinge. Ich will mich gewiss nicht als künftige fehlerlose Mustergattin hinstellen, aber ohne zu prahlen kann ich sagen, dass ich wenigstens weiss, was bei einer Gattenwahl das Wichtigste ist: nicht Geld, Ansehen und Eleganz, sondern ein guter Charakter und die Einheit im Glauben. Ich kann nicht verstehen, dass religiös erzogene Mädchen, die eigentlich wissen sollten, was für ihr späteres Leben von wirklicher Bedeutung ist, oft so oberflächlich im Denken sind. Sie sehen ihren Fehler meist erst ein, wenn es zu spät ist. Dann klagen sie, sie seien unglücklich und bereu-

en umsonst ihre frühere falsche Spekulation. Sie wollten einen treuen Mann, aber reich musste er in erster Linie sein; Religiosität war bei ihnen nicht so wichtig. Plötzlich sind sie dann erstaunt, wenn der reiche Herr Gemahl, der nicht viel nach dem Glauben fragte und das Paradies auf Erden suchte, es vielleicht auch mit der ehelichen Treue nicht so genau nimmt. Dann, ja dann kommt die Reue allerdings zu spät!...

Nun wissen Sie, lieber Josef - ich darf Sie wohl so nennen? - zu welcher Gruppe von Mädchen Sie mich zählen können. In den nächsten Briefen werde ich Ihnen, wie Sie wünschen, ausführlich überwichtige Einzelheiten meiner Lebensauffassung schreiben. Heute möchte ich nur noch beifügen, dass ich natürlich gerne bereit bin, für ein gemeinsames Ideal, in diesem Fall also für die Gründung und den Aufbau einer glücklichen Familie, für eine kleine Schar lieber Kinder, Opfer zu bringen, wenn es sein muss grosse Opfer.- Auf gute Kleidung lege ich zwar als Webereiarbeiterin einigen Wert, doch übertreibe ich keinesfalls, und auf Schmuck gebe ich gar nicht viel. Ich sage mir dann einmal später: Mein schönster Schmuck sind meine Kinder! Vorausgesetzt natürlich, dass mir der Herrgott solche schenkt, was ich von ganzem Herzen wünsche.

Nun will ich schliessen, denn ich sollte noch etwas meiner lieben Mutter helfen. Ich erwarte sehnlichst Ihren nächsten Brief und hoffe, dass wir uns immer besser kennenlernen. In diesem Sinne sende ich Ihnen, auch im Namen meiner Angehörigen, recht herzliche Grüsse und wünsche Ihnen alles Gute.

Ihre Marie-Therese."

So hatte sich auf brieflichem Wege zwischen Josef und Marie-Therese bald ein inniges Verhältnis angebahnt, das durch einige Zusammenkünfte ergänzt und gefestigt wurde. Am 9. November 1918, nachdem schon da und dort in Süddeutschland Unruhen ausgebrochen waren, begann es auch

in jenem Gebiet zu brodeln, in welchem unser Josef weilte. Ahnungslos sass er an diesem Morgen in einem Drittklasswagen der Reichsbahn, um nach Liebfrauenburg zu fahren, denn auf den andern Tag war seine Verlobung angesagt. Der Zug wurde auf verschiedenen Stationen von Soldaten und Zivilisten geradezu gestürmt, sodass im Gedränge Fensterscheiben in Brüche gingen. Dass ausgerechnet an diesem Tage solche Schwierigkeiten auftreten mussten, am Tage vor seiner Verlobung, auf die er sich so sehr gefreut; bedrückte ihn. Da sein Zug immer wieder aufgehalten wurde und dem Ziele nur äusserst langsam näher kam, fürchtete er, unter Umständen Liebfrauenburg gar nicht mehr zu erreichen. In den Wagen war die Stimmung sehr gereizt; man empörte sich mit Recht über das rücksichtslose Benehmen gewisser Leute, und es wäre ab und zu beinahe zu Schlägereien gekommen.

Marie-Therese aber stand mit bangem Herzen auf dem Bahnsteig von Liebfrauenburg. Immer wieder kam eine Meldung, der erwartete Zug sei erneut aufgehalten worden. Endlich, mit mehrstündiger Verspätung rollte er ein. Die Passagiere standen mit suchenden Augen an den teilweise zerschlagenen Fenstern, und draussen auf dem Bahnsteig musterten die Leute Wagen für Wagen. Josef, der sich bei dem entstandenen Getümmel unmöglich an ein Fenster drängen konnte, wartete geduldig, während Marie-Therese dem Zug entlang eilte und sämtliche Wagen, so gut sie konnte, absuchte, ohne Josef zu entdecken. Ob ihm wohl etwas zugestossen ist? dachte sie ängstlich. Doch siehe, dort stieg er aus und winkte mit dem Taschentuch!– So hatten sie sich doch endlich gefunden. Ausser der Braut waren am Bahnhof noch Monika und Konrad erschienen, um den immer gern gesehenen Gast, ihren künftigen Schwager, herzlich willkommen zu heissen.

So beschwerlich diese denkwürdige Reise auch war, umso beglückender und harmonischer verlief der darauffolgende Tag der Verlobung im Kreise einer zahlreichen, lieben, aufrichtigen und fröhlichen Gesellschaft, zu Hause, im 1.Stock der "Krone".

Konrad, der wunderbar geheilte Bruder der Braut, war dazu bestimmt, den Beiden die goldenen Ringe zu überreichen, und Andreas, der junge Musiker, hielt die Festrede. Agnes aber, die im Kloster war, konnte nicht dabei sein.– Wenn man auch bei Speise und Trank, bei Musik, Gesang, Rede und Tanz, bis in die späten Abendstunden gemütlich beisammen blieb, so verlief doch jede Stunde dieses Tages, den man am Morgen mit der gemeinsam besuchten hl.Messe und dem Empfang der hl.Kommunion begonnen hatte, bis zur letzten Minute, da der letzte Gast und auch Josef selbst das Haus verliessen, in Anstand und Ehre, wie es sich für eine gute, christliche Gesellschaft geziemt. Der 10. November 1918 konnte jedem zeitlebens in schönster Erinnerung bleiben. Dieser Tag aber wurde auch in der Haldenrüti zu Lindenbach gebührend gefeiert. Mutter und Geschwister Josefs waren im Geiste bei ihm und nahmen an seiner Freude und seinem Glück herzlichen Anteil. Sie sehnten sich umsomehr nach dem Tag, da sie ihn wiedersehen und seine Braut kennenlernen würden. Wie wird das ein Fest werden!

Ja, er wird staunen, denn allerlei hat sich ereignet und verändert in Lindenbach, seit er zum letztenmal hier gewesen. Von manchem wurde ihm berichtet, doch vieles bedurfte noch mündlicher Erklärung. Aber auch bei Josef hatte sich allerlei zugetragen während der Kriegsjahre in Deutschland, wovon er in Briefen zu wenig ausführlich berichten konnte.– Weihnachten war vorbei und im darauffolgenden März 1919 war es schon so weit, dass man das Datum für die Hochzeit provisorisch festlegen konnte. Marie-Therese teilte Josef mit, dass sie als Hochzeitstag den 16.August bevorzugen würde,

den Tag nach Mariä-Himmelfahrt. Am Feiertag selber war die Hochzeit nicht gut möglich, sonst hätte sie den 15. August gewählt. Dieses Muttergottesfest hatte für sie eine ganz besondere Bedeutung. Als Kind war sie einmal sehr schwer erkrankt und es trat lange Zeit keine Besserung bei ihr ein, im Gegenteil, ihr Leiden wurde immer schlimmer; sie nahm von Tag zu Tag an Kräften ab, so dass man wirklich Angst um sie hatte. In dieser grossen Gefahr hielt die Familie jeden Abend voller Vertrauen eine Andacht zur lieben Gottesmutter und betete:

"...Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebälerin. Verschmähe nicht unser Gebet in unsern Nöten, sondern erlöse uns jederzeit von allen Gefahren, o du glorwürdige und gebenedeite Jungfrau, unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin..."

Und siehe da, am Feste Mariä Himmelfahrt trat, eine auffallende Besserung ein; von diesem Tage an ging Marie-Therese einer völligen Gesundung entgegen. Zum Andenken und aus Dankbarkeit wurde dieser Muttergottes-Feiertag als Marie-Thereses Namenstagsfest bestimmt. Ihr Vater hatte diesen Vorschlag gemacht, und er fand bei allen Zustimmung.–

## Kapitel 29

In der Zwischenzeit waren vom Verlage, in dem Josef arbeitete, alle Vorbereitungen getroffen worden, um auf Ostern dieses Jahres in einer Stadt der Schweiz die geplante Buch- und Kunsthandlung zu eröffnen. Unser Josef konnte bald stolz darauf sein, in einer vielversprechenden Firma mit Namen "Literarisches Institut A.-G." als Buchhalter, Korrespondent und Verkäufer zu wirken.–

Am Karsamstagabend, nach Ladenschluss, beeilte er sich, auf den Schnellzug zu kommen, denn er wollte unbedingt am Ostermorgen wieder einmal - nach 4 Jahren Unterbruch - in Lindenbach bei seinen Lieben sein und das Auferstehungsfest des Herrn im trauten Bergkirchlein mitfeiern.

Von der Bahnstation muss man, um nach Lindenbach zu gelangen, noch das Postauto benützen, wenn man nicht 3 Stunden zu Fuss gehen will. Zuerst steigt der Weg einige hundert Meter, dann geht's mehr oder weniger eben eine 10 Kilometer lange Strecke ins Gebirge hinein, wobei sich das Strässchen streckenweise schlängelt und windet, denn es sind ihm grosse Felsblöcke, Bäume, und der rauschende Lindenbach oft genug Hindernisse, die er geschickt umgehen muss. Bei Dunkelheit ist dieser Weg nicht ungefährlich, denn der Bach braust nur ganz wenig abseits in einem tiefen Bett zu Tal.–

Da es am Karsamstagabend sehr dunkel war, als Josef den Zug verliess, und um diese Zeit natürlich kein Auto mehr Anschluss hatte, übernachtete er bei Verwandten in der Nähe, und trat dann den Weg am Ostermorgen in aller Herrgottsfrühe zu Fuss an. Er wollte auf alle Fälle rechtzeitig zum Hauptgottesdienst kommen.

Es war ein herrliches Wandern in den frischen Morgen hinein, dem Heimatdörfchen und all seinen Lieben entgegen, zum erstenmal wieder seit so langer Zeit! Ein eigenartiges

Gefühl überkam ihn, als er das Kirchlein betrat. Während Jahren ging er bisher Sonntag für Sonntag in einem grossen, prächtigen Münster zum Gottesdienst, und doch gefiel es ihm hier viel besser als dort, es war ja *sein* Kirchlein, auf dessen Altar er einst seine Jugendfreuden und Leiden niedergelegt, das Kirchlein, in dem schon seine Ahnen beteten. So kniete er nun wieder einmal in einer, zwar unbequemen, aber doch vertrauten, alten Kirchenbank und musterte die Leute. Mit Freuden entdeckte er seine Brüder, und drüben, auf der Frauenseite, auch seine Schwestern, Regula und Anna. Die Mutter sah er nicht, sie wird in der Frühmesse gewesen sein, dachte er. Dass er während dieser hl. Messe nicht recht andächtig beten konnte, das hat ihm der Herrgott sicher verziehen. Nachdem er das Osterhochamt miterlebt, ging er auf den Gottesacker, um am Grabe des Vaters sein Memento zu verrichten. Gleich darauf standen auch Robert und Töni neben ihm, und alle übrigen Geschwister folgten. Es war ein ergreifendes Bild, wie diese guten Söhne und Töchter am Grabe ihres lieben Vaters gemeinsam beteten.

Bald unterhielt sich Josef bei Mutter und Geschwistern in herzlichem Gespräch. Josef hatte so viel zu erzählen, aber auch Mutter Barbara und die Geschwister wussten Interessantes zu berichten. Eine Neuigkeit hatten sie ihm bis zu diesem Tage aufgespart, nämlich, dass seine drei liebsten Jugendgespielinnen, die Regine vom Kirchenchor, das Franzeli vom Aelpligaden und Marianne, "die Poetische", längst verheiratet waren. Die beiden Letzteren hatten sich einen Lehrer ausgewählt, während die reiche Regine, die doch auch gerne Lehrersfrau geworden wäre, mit einem Bauernsohn - es war nicht der eifersüchtige Johann - den Bund fürs Leben schloss. Wie hatte doch Josef als Bub geglaubt, wenn er je einmal heiraten sollte, so käme sicher eines von diesen drei Mädchen in Frage. - Es musste auch dies nicht sein. Am Abend, als es in der Haldenrüti ruhig geworden war, dachte Josef vor dem

Einschlafen darüber nach, wie im Leben so manches anders kommt als man denkt, und wie gut es ist, dass man nicht weiss, wie oft und in welchem Masse Pläne aufgegeben und Hindernisse überwunden werden müssen. Er erinnerte sich dabei an seinen einstigen Lehrer Albert, wie auch bei diesem das Leben eine so starke Wendung genommen hatte. Es dauerte nicht sehr lange, bis Josef der Müdigkeit erlag und in seinem altgewohnten Laubbett schlief.

## Kapitel 30

Fast zur nämlichen Stunde aber, hielt vor einer städtischen Frauenklinik ein eleganter Wagen. Der Herr am Steuer stieg aus und war der Dame, die neben ihm sass, behilflich. Sie konnte das Auto nur mit Mühe verlassen, denn sie war gesegneten Leibes. Der Herr begleitete sie in die Klinik. Nach einer halben Stunde kam er allein zurück und fuhr im Wagen davon, um nach drei Stunden wieder vorzufahren. Hastig sprang er jetzt zur Pforte, die Treppe hinauf, und meldete sich bei der Oberschwester. Gleich darauf durfte er im kleinen Gebärsaal seine Frau sehen, die mit 42 Jahren ihr erstes Kind erwartete. Es herrschte ein hastiges Treiben um sie herum., einzig der Chefarzt war ruhig und sprach der begreiflicherweise ängstlichen Frau Mut zu. Da wurde es dem Gatten der Frau plötzlich übel. Man führte ihn hinaus. Trotzdem er sich bald wieder erholte, wollte er nicht mehr in den Gebärsaal zurück; er wartete in einem Nebenzimmer. Schon nach einer Weile aber verliess er das Zimmer und spazierte im Gang herum. Hier traf er öfters eine aufgeregte Schwester und fragte sie jedesmal, wie es seiner Frau gehe. Er hörte einige male deutliches Stöhnen, so dass ihm fast von neuem übel wurde. Die Schwester musste ihn zur Geduld mahnen. Ihm schien die Zeit von einem Viertelstundenschlag zum andern so lang zu sein. Da kehrte er auf den Sitzplatz im Wartezimmer zurück, denn die Aufregung hatte ihn allmählich doch auch ein wenig ermüdet. Es war 1 Uhr nachts vorbei. Gegen halb 2 Uhr ging die Türe auf und der Chefarzt kam auf ihn zu.

"Ich kann Ihnen keine gute Nachricht bringen, erschrecken Sie nicht", sagte er besorgt zu ihm, "Ihre Frau ist während der Geburt gestorben; leider konnten wir auch das Kind nicht retten. Ich spreche Ihnen mein herzliches Beileid aus."

Fassungslos, ohne ein Wort zu sagen, ging der Mann -  
schneeweiss vor Schreck - hinüber an das Totenlager. Hier  
verweilte er längere Zeit.

Die Tote, die da vor ihm lag, hatte einmal vor vielen Jahren  
gesagt, lieber wolle sie sterben, als im schönsten Alter ein  
Kind aufziehen zu müssen, dazu sei später noch Zeit genug.  
Es war Marguerite, die einstmals stolze Frau Direktor.

So kam auch hier, bei Hans und Margrit alles anders.

## Kapitel 31

Am Ostermontag gegen Abend machte sich Josef für die Rückreise bereit. Diesmal nicht mehr mit so schwerem Herzen wie früher, weil er wusste, dass er nun ja wieder öfters in seinem Elternhaus wird verweilen können. Umsomehr aber tat es ihm weh, dass der Vater beim Abschied nicht mehr wie gewohnt unter der Türe stand und ihn mit Weihwasser bekreuzte. Die Erinnerung an ihn, den gütigen, lieben und vorbildlichen Vater nagte im Verborgenen mehr an ihm als seine Angehörigen es ahnten. Er wollte es nur nicht zeigen.–

Bevor Josef das Dörflein verliess, machte er dem Herrn Pfarrer, dem er ja seine gute Stellung verdankte, noch einen Besuch. Dieser gab der Hoffnung Ausdruck, dass er nun doch den richtigen Platz gefunden habe, und wünschte ihm Glück dazu. Das sei nun sicher eine Lebensstellung, in welcher er seine Fähigkeiten und Anlagen voll entfalten könne, und in der er Befriedigung finde. Aber es sollte nicht so sein! Es sollte noch einmal anders kommen.

In *einer* Beziehung hatte der Pfarrer ein wenig Bedenken: Die Bevölkerung der Stadt, in welcher diese neue katholische Buch- und Kunsthandlung eröffnet wurde, war nur zu einem Drittel katholisch. Ob da ein genügender Umsatz erreicht werden wird? fragte er sich im Stillen, ohne aber Josef etwas davon zu sagen, wollte er doch seinen grossen Optimismus und seine Begeisterung nicht trüben.

In den folgenden Wochen war Josef vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Er musste eine Wohnung suchen, denn im August sollte ja Hochzeit sein. Wer schon einmal in solcher Lage war, und zwar zu einer Zeit, da eine freie Wohnung ungefähr so leicht zu finden ist, wie Geld auf der Strasse, der kann sich ein Bild machen, wie viele Enttäuschungen Josef in diesen Wochen erleben musste.

Als er dann aber doch das Glück hatte, von einem Hausbesitzer unter Dutzenden anderer Interessenten bevorzugt zu werden, schickte er vor Freude sofort folgendes Telegramm an seine Marie-Therese:

"Einfache Zweizimmerwohnung in Eckhaus, 2.Stock, gefunden, Hochzeitsdatum definitiv!"

Am Abend des gleichen Tages setzte er sich hin und schrieb ihr einen langen Brief. Jetzt war ihm endlich ein Stein vom Herzen gefallen. Welch angenehmes Gefühl für ihn, nicht mehr bangen zu müssen, ob es wohl noch ein halbes oder gar ganzes Jahr gehe, bis er eine Wohnung finde. Wie hoffnungsvoll wartete er auf die Zeit, da er am Mittag und Abend, nach getaner Arbeit wird heimkehren können zu seiner lieben Frau und dann wohl bald auch einmal zu seinen Kindern. Die Sehnsucht nach dem eigenen Heim und einem idealen Familienleben erfüllte ihn noch nie so stark wie in den nun folgenden Wochen und Monaten, da das grosse Glück so nahe vor der Türe stand. Es war ziemlich spät, als Josef, nachdem er den Brief beendet und nochmals durchgelesen hatte, sich zur Ruhe legte, und noch viel später, als er endlich einschlief. Alle möglichen Gedanken und Vorstellungen waren ihm an diesem Abend durch den Kopf gegangen. Kaum hatte er sich ausgemalt, wie etwa der kommende Hochzeitstag verlaufen könnte, dessen Datum nun ja seit heute definitiv war, studierte er schon darüber nach, wie sie wohl ihre neue Wohnung am besten ausgestalten könnten. Als es dann 1 Uhr schlug, schüttelte er sein Kopfkissen zurecht und nahm sich fest vor, jetzt an nichts mehr zu denken und einzuschlafen. Diesem Vorsatz blieb er aber nur einige Minuten treu, denn gleich tauchte ein neues Bild in seiner Phantasie auf: Er stellte sich den Priester vor, der ihnen am Traualtar die Ansprache halten und die Ringe übergeben wird, dann wieder hörte er im Geiste das so vielbedeutende "Ja-Wort" und so ging es hin und her. Ganz ähnlich war die

Situation bei Marie-Therese, nachdem sie im Besitze der glücklichen Nachricht war. Jetzt konnte sie mit ihrem Josef Pläne schmieden, Vorbereitungen treffen und sich so recht von Herzen freuen. Auch sie blieb nun abends länger wach als sonst.–

Still triumphierend meldete anderntags Josef seine Neuigkeit von der gefundenen Wohnung und dem festgesetzten Hochzeitsdatum im Geschäft. Vorgesetzte und Mitarbeiter freuten sich mit ihm. Die Sekretärin meinte scherzend, wenn er dann einmal auf die Suche nach einer Taufpatin gehen müsse, brauche er nicht in die Ferne zu schweifen.

## Kapitel 31

In einem Frauenkloster Deutschlands bekam auch Agnes die Nachricht ihrer Schwester von deren bevorstehendem Hochzeitstag. Das war Grund genug für sie, der teuren Schwester von nun an mehr als bisher in aufopferndem Gebete zu gedenken. Ihre Bitte bei der Kloster-Oberin, diesen grossen Tag im Kreise ihrer Lieben miterleben zu dürfen, wurde mit der Begründung abgewiesen, dass sie als Ordensfrau auf eine Hochzeitsfeierlichkeit verzichten müsse, selbst wenn sie ihre liebe Schwester betreffe.

Diese Absage schmerzte Agnes sehr. Niemand konnte es wissen, ausser Gott und ihre nächsten Angehörigen, welches Opfer dadurch von ihr gefordert wurde. Doch sie nahm es willig auf sich und bat Gott, dessen Früchte Marie-Therese zukommen zu lassen.–

Auch im Kirchenchor der Dreifaltigkeitskirche von Liebfrauenburg sprach es sich bald herum, dass Marie-Therese heiraten und Deutschland verlassen werde, um in der schönen Schweiz dauernden Wohnsitz zu nehmen. Der Herr Dirigent sah mit Bedauern dem Abschied seiner tüchtigen, eifrigen und zuverlässigen Sopranistin entgegen. So werden es bald aus dieser Familie nur noch drei sein, die Sonntag für Sonntag miteinander die Treppen zur Empore hinaufsteigen, um ihre Stimme zur Ehre Gottes erklingen zu lassen. Nun, daran war nichts zu ändern; es kommen eben die einen und die andern gehen! Auf alle Fälle muss Marie-Therese eine besonders schöne Hochzeit haben, sagte er sich. Diese Feierstunde am Traualtar und zugleich ihre Abschiedsstunde soll ihr in schönster Erinnerung bleiben. Die freudige Anteilnahme jenes Chores, in dem sie so treu gesungen, soll sie fühlen.

In Bezug auf solche persönliche Anlässe hatten aber jeweils leider nicht alle Sänger die gleich guten Absichten wie der

Herr Dirigent. Es kann eben auch in einem Kirchenchor Leute geben, die egoistisch veranlagt sind. Jedesmal, wenn es sich darum handelte, einem Mitglied den Hochzeitstag, oder irgendein aussergewöhnliches Familienfest durch gesangliche Darbietungen zu verschönern, oder einem andern am Grab noch die letzte Ehre zu erweisen, hatte der Chordirektor viel Mühe, einen wenigstens nur einigermaßen vollzähligen Chor dirigieren zu können. Er wusste es, dass etliche für derartige Zwecke unmöglich vom Geschäft wegbleiben konnten; er wusste aber auch, dass manche mit etwas besserem Willen und ein wenig mehr Nächstenliebe ganz gut hätten erscheinen können. Hie und da war er nach solchen Anlässen derart deprimiert, dass er sich mit dem Gedanken befasste, den Chor hiefür lieber gar nicht mehr zu verpflichten und in Zukunft allein wenigstens seinen Teil beizutragen. Diesesmal aber, an Marie-Thereses Hochzeit, sollte der Chor doch unbedingt so vollzählig wie nur möglich antreten.

"Du Eva, die Marie-Therese ist noch naiv, die glaubt scheint's, ihr Verlobter, der doch ständig auswärts arbeitet, sei ihr in jeder Beziehung treu und schaue kein anderes Mädchen an", raunte ein Bösmaul ihrer Nachbarin zu.

"Na, die meint wohl, die Männer seien Engel", gab letztere lächelnd zurück. "Sie wird ja auch noch ihre Erfahrungen machen. Die Männer sind doch alle gleich. Wenn sie irgendwo ein nettes Mädchen sehen, so vergessen sie Frau und Kind, und fangen bedenkenlos an zu liebäugeln. Ach, da soll mir doch niemand mehr das Gegenteil behaupten wollen. Ich habe mehr als einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Heutzutage nimmt man es bei den Herren der Schöpfung nicht mehr so genau mit der Treue."

So und ähnlich tönten die Gespräche einiger weniger Klatschbasen aus Marie-Thereses grossem Bekanntenkreis.–

Nun, ein gewisser Zerfall der guten Sitten bei einem Teil der Männerwelt der Nachkriegszeit war tatsächlich festzustellen. Die Klage der enttäuschten Frauen war nicht ganz unberechtigt. Schuld daran war wohl nicht zuletzt die allgemeine traurige Situation, in der sich das Volk seit Kriegsende befand. Vielerorts waren Not und Elend anzutreffen. Lebensmittel und übrige tägliche Bedarfsartikel wurden je länger je mehr fast unerschwinglich. Die soziale und wirtschaftliche Lage war äusserst verworren, und es bestand keine Aussicht auf baldige Besserung, im Gegenteil, mit Riesenschritten kam eine Inflation näher und näher.

Da durfte man sich nicht allzusehr wundern, wenn manche vom Felde heimgekehrte Männer, die sich nach einem Kampf auf Leben und Tod nun mit solchen Zuständen abfinden mussten, ihre Sorgen im Wirtshaus zu vergessen, oder sie mit gewissen unerlaubten Vergnügungen zu vertreiben suchten. Allerdings mussten das Männer sein, die in sittlicher und religiöser Beziehung sicher vor dem Kriege schon auf schwachen Füßen standen, denn wirklich gute Charaktere trotzen jedem Sturm wie starke Eichen, und sie vergessen ihre Pflichten nie, selbst nicht, wenn grösste Sorgen sie bedrängen, es sei denn, sie wären des klaren Verstandes beraubt worden.

Besonders traurig ist es, wenn Familienväter, die sich doch im Kreise von Frau und Kindern am liebsten aufhalten sollten, hie und da im Leben glauben, ihren alltäglichen Sorgen und Schwierigkeiten am besten durch solche ausserhalb ihres Heimes verlebte Freuden aus dem Wege zu gehen und dadurch nicht selten Opfer unheilvoller Leidenschaften werden. Diese Unglücklichen sollten sich von Zeit zu Zeit jenes grossen Schweizer-Dichters erinnern, der einmal gesagt hat:

"Das Haus ist des Menschen weiterer Leib,  
das Haus ist die Herberge seiner Freuden und Leiden,  
das Haus ist der Zeuge seiner Seele;

das Haus soll aber auch Magnet sein, der den Mann und das  
Weib immer heimwärts zieht,  
soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens;  
aber nicht Magnet, nicht Trost, nicht Hafen wird es ihm,  
wenn nicht *Gott* mit seinem Segen darin wohnt."

Jeremias Gotthelf.

## Kapitel 32

Alles geht im Leben einmal vorüber, auch das sehnliche Warten zweier junger, lebensfroher Menschen auf ihren Hochzeitstag! Die wichtigsten Vorbereitungen waren getroffen. Als am Freitag, den 15. August 1919 die Glocken der Dreifaltigkeitskirche von Liebfrauenburg zum Festtagshochamt läuteten - es war ja Mariä-Himmelfahrt - stieg Marie-Therese zum letztenmal die Treppen zur Orgelempore hinauf, um noch einmal, ein allerletztesmal, in dem ihr so lieben, ans Herz gewachsenen Chore mitzusingen, zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gläubigen. Mehr als 10 Jahre lang hatte sie Sonntag für Sonntag, mit wenigen Ausnahmen, hier oben an ihrem gewohnten Plätzchen im Sopran gestanden. Wenn sie sich auch auf jede einzelne Wochentags-Gesangprobe freute, weltliche, frohe und schöne Lieder sehr liebte, so war ihr doch der Gesang in Verbindung mit dem hl. Messopfer im sonntäglichen Gottesdienst tiefstes Erlebnis.

Da war es begreiflich, wenn sie am heutigen Tage während des Gottesdienstes manche Tränen abwischen musste. Schon beim "Asperges me" schlich Traurigkeit in ihr Herz. Die Orgel schien ihr heute gar merkwürdig zu klingen, als fühle selbst sie ihren Trennungsschmerz. Dabei war doch Festtag, Himmelfahrtstag der Mutter des Herrn! Und morgen erst noch Hochzeitstag! Wie konnte denn sie an einem solchen Tage traurig sein?

Ja, es ist hie und da so im Leben, dass sich mit einer grossen Freude auch ein Schmerz verbindet. Für Marie-Therese war es nicht der letzte Schmerz heute. Den ganzen Tag hindurch lösten sich Wehmutsgedanken mit solchen der Freude ab. Es will etwas heissen für eine 27-jährige Tochter, die bisher jahrein jahraus stets die rechte Hand der Mutter war, nun auf einmal von ihr fortgehen und auch die Geschwister alle, die

sie als Aelteste noch vor nicht vielen Jahren betreute, als wäre sie selbst ihre Mutter, verlassen zu müssen.

Fort sollte sie nun von Liebfrauenburg, der Stadt mit dem herrlichen Schloss und Park, der Stadt mit der lieben Dreifaltigkeitskirche und dem Kirchenchor, vom Gottesacker, auf dem der gute Vater ruhte, fort von ihren Freundinnen und lieben Bekannten, vom Arbeitsplatz und dem Webstuhl, an dem sie so lange täglich gesessen, fort, um mit ihrem Bräutigam in ein unbekanntes, zwar vielgelobtes Land zu ziehen.

Mit eigenartigem Gefühl betrat sie am Abend des Himmelfahrtstages ihr Schlafzimmer. Zum letztenmal wird sie nun hier zu Bette gehen - dachte sie - in diesem Zimmer, in dem sie zusammen mit ihren beiden Schwestern Agnes und Monika - als erstere noch nicht im Kloster war - jahrelang sich von der harten Tagesarbeit ausgeruht, in dem sie aber auch manchmal noch in trautem schwesterlichem Gespräch in stiller Abendstunde Freud und Leid des vergangenen Tages miteinander teilten, schönste Hoffnungen für die Zukunft hegten und auch recht oft heimlich besprachen, wie sie der lieben Mutter eine Freude bereiten könnten; für sie war ihnen kein Opfer zu gross.

In dieser Nacht vor dem Hochzeitstag stand Josef einigemale am Fenster des Hotelzimmers und betrachtete aufmerksam den sommerlichen Nachthimmel. Er wollte sich vergewissern, ob sich keine Wolken am Firmamente zeigten. Doch zu seiner Genugtuung funkelten überall die Sterne, und auch der Mond warf sein mildes Licht auf die Erde.-

Frühmorgens begannen die ersten Vögelein in den Bäumen zu zwitschern, und bald wurden sie von sanften, erwärmenden Strahlen der aufgehenden Sonnebeschieden.

Als um 6 Uhr, wie an jedem Werktag, vom Kirchturm die Angelusglocke erklang, herrschte im Hause der "Krone" schon emsiges Treiben. Hier, in der geräumigen Wohnung

sollten ja bald nicht weniger als etwa 40 Personen am Hochzeitsmahle teilnehmen. Das gab Arbeit in Hülle und Fülle!

Um 7 Uhr wohnten Josef und Marie-Therese einer hl.Messe bei und empfangen gemeinsam die hl.Kommunion. Trauung und Brautmesse waren auf mittags 1/4 nach 12 Uhr angesagt. Dadurch wurde es den Chormitgliedern möglich, an der Feier teilzunehmen, ohne das Geschäft versäumen zu müssen.

Um 12 Uhr sass der Herr Chordirigent an seinem Orgeltisch und wartete auf die Sängerinnen und Sänger. Wieviele werden diesmal kommen? dachte er sich. Die Zeit über den Mittag ist doch eigentlich auch nicht besonders günstig, da wollen die Leute doch heim zu ihren Familien, den knurrenden Magen befriedigen und ausruhen. Abwechslungsweise schaute er auf die Emporentüre, dann wieder auf die Uhr, oder hinunter ins Kirchenschiff. Um 10 Minuten nach 12 Uhr zählte er erst 4 Tenöre; Sopran, Alt und Bass waren besser vertreten. Wo bleiben denn auch die andern, sagte er etwas aufgeregt und mit gerunzelter Stirn vor sich hin, während er nochmals die Orgelregister kontrollierte. Doch in den nächsten 5 Minuten füllten sich die Reihen, auch bei den Herren Tenören. Unterdessen hatte sich Josef bei seiner Braut eingefunden. Inmitten vieler, herrlich duftender Blumen empfing sie ihn, angetan mit einem prächtigen, bestickten, weissen Kleid, das Josef heute zum erstenmal sah. Mit strahlenden Augen bewunderten sich die Beiden und umarmten sich. Drunten auf der Strasse warteten Neugierige, welche die bereitstehenden, geschmückten Autos gesehen hatten, auf das Paar. Bald war es soweit, und als sich der Hochzeitswagen in Bewegung setzte, winkten Hausleute, Nachbarn, Passanten und eine Schar Kinder den Glücklichen freundlich zu. In wenigen Minuten war die Dreifaltigkeitskirche erreicht, dann folgte unter dem Brausen der Orgel der feierliche Ein-

zug ins Gotteshaus, das sich wegen des gestrigen Feiertages noch in schönstem Festgewande zeigte.–

Es ist ein erhabener Moment, ein tiefes Erlebnis für ein Brautpaar, am Hochzeitstag beim Betreten der Kirche von der jubelnden Orgel "ganz persönlich" begrüßt zu werden und zu wissen, jetzt treten wir vor unsern Herrn und Heiland hin, um uns vor Ihm Treue zu schwören bis in den Tod.

Wer die Spendung des hl.Ehesakramentes wirklich ernst nimmt, für den ist die Stunde am Traualtar die liebste und schönste des ganzen Hochzeitstages, ja noch vielmehr, er betrachtet sie auch als die weitaus wichtigste und ausschlaggebende seines ganzen künftigen Lebens. Wohlverstanden, nicht allein deshalb, weil nun die Ehe als solche geschlossen ist, sondern eben weil es eine sakramentale Ehe ist, eine Ehe mit Christus als dem Dritten im Bunde, wodurch man dann auch der göttlichen Gnaden dieses Dritten im Bunde teilhaftig wird, wie Er es uns verheissen hat.

Wieviele Eheleute begnügen sich mit der Zivil-Ehe? Und für wie manche ist die kirchliche Trauung nur eine Formsache, eine bedeutungslose Zeremonie! Schauen wir aber einmal hin, auf welcher Seite die meisten Ehen in Brüche gehen, ob bei denen, die allen Ernstes und mit Ehrfurcht vor den Traualtar hintraten, oder bei den andern, die an der Kirche vorbeifuhren und ihr Eheleben ohne den Segen Gottes begannen!–

Welch herrliche Gefühle empfanden Josef und Marie-Therese in ihrer grössten Stunde! Das hochzeitliche Stimmungsbild erhielt einen besondern Glanz durch die erhabenen Gesänge des Kirchenchors, Gesänge, die dem Brautpaar heute wie aus einer andern Welt erklingend - überirdisch schön - ans Ohr und ins Gemüt hinein drangen und es mit wunderbarer Weichheit umfingen, Gesänge, die im Zusammenspiel mit den jetzt in den farbigen Fensterscheiben des Gotteshauses

sich brechenden Sonnenstrahlen vollends eine Atmosphäre des Friedens und verklärter Freude schufen. Mussten die Herzen der beiden Glücklichen nicht höher schlagen, wenn es von der Empore herab ihnen entgegen tönte:

"Reich gesegnet sei die Stunde,  
die Euch feierlich begrüsst,  
Glück und Heil dem schönen Bunde,  
der sich heute fester schliesst..."

Mussten sie in ihrem Beten, Flehen und Danken nicht be-  
stärkt werden, wenn ihnen die Sängerschar verkündete:

"...Wohl dem, der es im Herzen spürt,  
wenn Gott ihn wunderbar geführt...  
Wohl dem, der Gott dem Herrn vertraut,  
er hat auf festen Grund gebaut!..."

Mit grosser Aufmerksamkeit lauschten Josef und Marie-Therese, aber auch alle Hochzeitsgäste den Worten des Priesters, der in einer tiefsinnigen Ansprache die Wesenszüge einer wahrhaft christlichen Ehe darlegte. Die Braut erkannte in des Priesters Erklärungen manche Gedankengänge ihres Bräutigams. Wie oft und mit welchem Ernst hatte Josef sich mündlich wie schriftlich in ganz ähnlicher Weise mit ihr über dieses für sie so wichtige Thema geäussert! Mit dem gleichen Ernst wird er einmal später seine herangewachsenen Söhne und Töchter beeinflussen, doch nicht nur mit Worten, nein, er und Marie-Therese werden durch ihr persönliches Beispiel die Kinder überzeugen und auf diese Weise noch viel mehr erreichen, als mit Ermahnungen allein, denn Worte können zwar begeistern, Beispiele aber reissen hin!

Wahrhaftig, wenn Vater und Mutter ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern auch keinen Rappen mit auf den Lebensweg geben könnten, sie hätten ihnen durch ihr jahrelanges gutes Beispiel ein grosses Vermögen vermacht, ein Vermö-

gen, das unendlich mehr wert ist als Geld und Gut; und diese Jugend dürfte mit Recht stolz sein auf ein solches Erbe!–

Josef und Marie-Therese hatten das "Ja-Wort" gesprochen! Nun begann der Priester die Brautmesse zu lesen. Innerlich gesammelt folgte das neuvermählte Paar der hl. Opferhandlung, immer wieder den Herrn um seinen Segen bittend.

Wie mögen auch die beiden Mütter des Brautpaares jetzt für ihre Kinder gebetet haben! Nur eine konnte hier am Trauungsort anwesend sein, die andere kniete zu dieser Stunde vor dem Tabernakel des Kirchleins von Lindenbach und gedachte dort in stiller Andacht ihres lieben Sohnes.

Und welche Mutter nimmt nicht innigsten Anteil am Geschehen einer solchen Stunde! Sie fühlt mit ihrem Kinde, das da in Erwartung des grossen Glücks, an der Schwelle eines neuen Lebens steht; sie fühlt mit ihm genau so, wie wenn es um ihr eigenes Glück ginge.

Von der Empore herab erklang erneut eine ergreifend schöne Weise, welche die Anwesenden wieder für einige Minuten aufhorchen liess:

"...Sei getreu bis in den Tod,  
und ich will dir die Krone des Lebens geben..."

sang der Chordirigent mit feierlicher Stimme.

Welch tiefer Sinn liegt in diesen Worten!

Wir Menschen streben doch so gerne nach Geld, Vergnügen, Ehre und Wohlstand, und wie mancher glaubt, sein Lebenswerk einmal dadurch gekrönt zu haben, wenn er es zu einem möglichst grossen Kapital gebracht hat. Mit welcher Energie ist er dafür besorgt, das gesteckte Ziel zu erreichen! Doch *irdisch* ist diese Krone und vergänglich wie alles Irdische! Die Krone des Lebens aber, die wahre, echte und beglückende, ist eine andere!–

Als der Priester das hl.Messopfer dargebracht hatte und die kirchliche Trauungsfeier somit beendet war, intonierte die Orgel das Schlusslied, das der Chor nun als letzten Gruss dem scheidenden Paare zu singen sich anschickte. Dieses Lied ist sowohl textlich, als auch musikalisch von solch strahlender Schönheit, dass ich es gerne mit Noten und Worten hier wiedergeben möchte. Doch wohl nur wenige meiner verehrten Leser hätten an der Notenwiedergabe eine besondere Freude, so begnüge ich mich mit dem Text, in der Hoffnung, dass diese herrlichen 4 Strophen einem manchen recht tief zu Gemüte gehen mögen.

Die Hochzeitsgesellschaft glaubte die innere Bewegung eines jeden Chorsängers deutlich mitschwingen zu hören, als diese nun sangen:

"Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!  
Lob ihn, o Seele, vereint mit den himmlischen Chören!  
Kornmet zu Hauf! Psalter und Harfe, wacht auf!  
Lasset den Lobgesang hören.

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,  
der wie auf Flügeln des Adlers dich sicher geführet,  
der dich erhält, wie es dir selber gefällt:  
hast du nicht dieses verspüret?

Lobe den Herren, der sichtbar dein Leben gesegnet,  
der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet.  
Denke daran, was der Allmächtige kann,  
der dir mit Liebe begegnet.

Lobe den Herren und seinen hochheiligen Namen!  
Lobe was Odem hat seinen geheiligten Namen!  
Er ist dein Licht! Seele vergiss es ja nicht,  
Lob ihn in Ewigkeit! *Amen.*"

Beim Auszug aus der Kirche schaute Marie-Therese noch einigemale hinauf zur Empore. Die Orgel jubilierte und gab

dem Paare das Geleite auf seinem Weg vom Traualtar hinaus ins Leben.

Zu Hause kam an der festlich gedeckten und geschmückten Tafel bald eine lebhafte und fröhliche Unterhaltung zustande. Man sättigte sich mit schmackhaften Speisen, trank einen guten Tropfen dazu, man musizierte, sang und tanzte, es wurden lustige und ernste Reden gehalten und schöne Gedichte vorgetragen, wie zum Beispiel Schillers "Lied der Glocke". Schiller war übrigens in Liebfrauenburg ein besonders beliebter Dichter, ist er doch unweit von dort geboren und aufgewachsen. Dann bewunderte man wieder die verschiedenen, teils prächtigen Geschenke, u.a. ein grosses Herz-Jesu-Bild und eine wunderbare Lourdes-Grotte, ferner eine vom Kirchenchor gestiftete Wäschetruhe, deren Inhalt die Weberei, in der Marie-Therese so manche Jahre fleissig gearbeitet, gespendet hatte.

Josef unterhielt sich längere Zeit mit einem seiner Brüder, der von der fernen Heimat hierher gereist war, um Bräutigam und Braut die Grüsse und Wünsche von Mutter, Geschwistern, von Pfarrer und Bekannten aus Lindenbach zu überbringen. Wie schade, dass nicht beide Familien vollzählig an diesem Feste teilnehmen konnten. Josef bedauerte ganz besonders, dass seine liebe Mutter wegen der beschwerlichen, weiten Reise an seinem Ehrentage nicht anwesend sein konnte.

Unter denen, die ebenfalls keine Möglichkeit hatten, dabei zu sein, war auch die Klosterfrau Agnes, die Schwester Marie-Thereses, die von ihrer Oberin für diesen Tag keine Reiseerlaubnis erhalten hatte. Sie durfte dafür am andern Tag, dem Sonntag, auf Besuch kommen und konnte sich dann mit all ihren Lieben, und besonders mit Marie-Therese, in Ruhe so recht von Herzen aussprechen. Nur zu schnell zerrannen die schönen Stunden. Am Abend, als die Glocken den Tag

des Herrn einlüteten und die Sonne sich vergoldete, machte man noch gemeinsam einen Spaziergang durch die alten, weihevollen Lindenalleen der Stadt. Alle empfanden diesen Abend als erhebenden Abschluss eines würdigen Hochzeitstages.

## Kapitel 33

So ist also unser Josef mit 34 Jahren glücklicher Ehemann geworden! Vorüber ist für immer seine Jungesellenzeit, eine Zeit allerdings, auf die er mit gutem Gewissen zurückblicken kann. Nichts braucht er seiner lieben Braut, die er heute mit sichtlichem Stolz an den Traualtar geführt, zu verheimlichen. Aber auch Marie-Therese hat ungetrübte, schöne Jahre hinter sich, und ihre dunklen, klaren Augen widerspiegeln das Bild einer reinen Seele.

Beide haben schon viele Freuden erlebt, beide aber auch schon Leid getragen. Von heute an werden sie Freud und Leid miteinander teilen und sich in Treue helfen, komme was da kommen mag.–

Am Sonntagabend, einen Tag nach ihrer Hochzeit, als Josef und Marie-Therese für sich allein in ihrem Zimmer sassen, kam Marie-Therese auf den Besuch ihrer Schwester Agnes vom Nachmittag zu sprechen.

"Weisst du Josef, es ist doch etwas Schönes, dass Agnes wirklich eine Klosterfrau geworden ist, wie sie es sich schon als junges Mädchen immer gewünscht hatte. Wenn ich wieder daran denke, wie es eigentlich damals niemandem von uns in den Sinn kam, die Worte Agneslis ernst zu nehmen, als es sagte, es wolle einmal auch so eine Schwester werden mit einem Schleier und einem Kreuz auf der Brust, wie die, welche die Mutter pflegte, als sie krank war, und wenn ich sie nun heute tatsächlich als eine solche vor mir sehe, stimmt mich dies recht nachdenklich."

"Das geht auch mir so", unterbrach sie Josef.

"Da muss ich unwillkürlich auch an dich denken, Josef", fuhr Marie-Therese lächelnd fort, "wie du früher Priester werden wolltest und wie du nun statt dessen an meiner Seite durchs Leben gehen wirst. Aber ich bin jetzt so glücklich und dankbar, dass der Herrgott nun gerade dich für mich bestimmt

hat, und ich fühle es, dass wir zwei einander ganz sicher immer gut verstehen und viel Freude machen werden."

"Ja, Marie-Theres", sagte Josef, "auch ich bin glücklich, dich gefunden zu haben. Nun", fuhr Josef fort, "wenn wir gerade von merkwürdigen Dingen reden, die sich im Leben eines Menschen abspielen können, so muss ich dir heute, am ersten Abend nach unserer Hochzeit auch von etwas sehr Merkwürdigem erzählen, das sich vor nicht sehr langer Zeit in meinem Leben ereignet hat. Ich musste dies bis heute als mein Geheimnis hüten, du wirst gleich sehen warum!"

Marie- Therese schaute ihren Josef mit erstaunten und neugierigen Augen an.

"Da bin ich aber gespannt, was das sein soll", bemerkte sie.

"Also, pass gut auf, die Geschichte ist kurz, aber sonderbar! Es war vor etwa einem Jahr in einer September-Nacht. Da hatte ich in einem ganz eigentümlichen Traum plötzlich deinen verstorbenen Vater gesehen, so, wie ich ihn von eurer grossen Photographie her kenne, die im Zimmer deiner Mutter hängt."

"Du hast meinen Vater gesehen?" fragte Marie-Therese.

"Jawohl, das hab' ich!" antwortete Josef bestimmt.

"Ja und dann?"

"Dann? - Dann kommt erst das Geheimnisvolle! Du kannst es glauben oder nicht, aber ich hörte ihn tatsächlich reden. Ganz deutlich sagte er zu mir: "Von dir, Josef, möchte ich, dass du einmal für meine Aelteste sorgst." Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, verschwand er wieder."

Josef sah, wie Marie-Therese das Blut in die Wangen schoss.

"Jetzt bin ich aber sprachlos", sagte sie mit erregter Stimme.

"Das war ja wirklich ganz genau die Redensart meines Vaters. Hat er nicht gesagt: "für meine älteste Tochter", oder

"für meine Marie-Therese", oder "für meine Tochter Marie-Therese"?" wollte sie wissen.

"Nein, das weiss ich noch ganz gut, und das ist mir bisher immer etwas komisch vorgekommen, dass er einfach sagte: "für meine Aelteste", gab ihr Josef mit überzeugter Miene zur Antwort.

"Dann zweifle ich allerdings nicht daran, dass du meinem Vater begegnet bist, denn so redete er bei andern Leuten immer von mir, als von seiner "Aeltesten"."

Josef und Marie-Therese hatten an jenem ersten Abend nach ihrer Hochzeit noch lange miteinander von den Armen Seelen, besonders aber von ihren beiden verstorbenen Vätern gesprochen und sich vorgenommen, recht oft für sie zu beten.

Als bald darauf für Marie-Therese die grosse Abschiedsstunde kam, ging sie mit schwerem Herzen in ein jedes Zimmer der Wohnung und schaute sich nochmals alles an. Einzelne Dinge betrachtete sie länger als die andern, um sie sich besonders einzuprägen, so zum Beispiel das Kruzifix in der Ecke ihres früheren Schlafzimmers - so oft hatte sie davor gebetet -, die grosse Photographie des lieben Vaters im Zimmer der Mutter, die Bilder an den Wänden. Mit aufmerksamem Blick musterte sie ein jedes Möbelstück, die Betten, die sie so manchmal in Ordnung gebracht, Grossmutter's alte Leselampe, in der Küche den Herd, an dem die Mutter jede Mahlzeit zubereitete, den Tisch mit der Eckbank und noch manches andere. Schliesslich aber musste sie auch von ihren lieben Angehörigen Abschied nehmen.

Wie furchtbar schmerzte sie besonders die Trennung von der Mutter. Es brauchte noch lange, bis sie über diese wehmütigen Gefühle nur einigermaßen hinwegkam.-

Das Schweizerland, in dem sie nun mit ihrem Josef Wohnsitz genommen hatte, war ihr noch so fremd und neu, den Dialekt der Leute verstand sie kaum, und so war es begreiflich, dass sie sich hier erst nach und nach daheim fühlen konnte. Auch dass sie nun tagsüber allein in ihrer Wohnung sein musste, kam ihr eigenartig vor.

Sie vertrieb sich deshalb ihre freie Zeit mit allerlei Handarbeiten und begann auf ihrer Nähmaschine für Kundschaft zu nähen. Sie konnte dadurch der Haushaltkasse einen netten Zuschuss geben. Einen Teil davon legte sie als Sparbatzen auf die Seite, denn "spare in der Zeit, so hast du in der Not", sagte sie sich; und man kann ja nie wissen, wie schnell solche Not vor der Türe steht!

## Kapitel 34

Nicht ganz 2 Jahre nach ihrer Hochzeit, im Mai 1921, sah Marie-Therese als 29-Jährige der Geburt ihres ersten Kindes entgegen. Es war Pfingstsonntagabend. Noch am Morgen dieses Tages hatte sie mit Josef den Gottesdienst in einer Marienkirche besucht und sich an den feierlichen Pfingstgebeten und Gesängen erbaut. Freudige Erinnerungen hatten in Marie-Thereses Gedächtnis gespielt, besonders als von der Empore herab ein 8-stimmiges "Emitte spiritum tuum" erklungen war, Erinnerungen an all die Jahre zuvor, da sie in der Dreifaltigkeitskirche zu Liebfrauenburg die gleichen Gesänge mitgesungen. Und am liebsten hätte sie miteingestimmt, als der Chor zum Himmel flehte:

"Veni Sancte Spiritus,  
reple tuorum corda fidelium.

Komm Heiliger Geist,  
erfülle die Herzen deiner Gläubigen... "

Gegen Abend aber erlebten Josef und Marie-Therese die ersten grossen Sorgen stunden ihres bisherigen Ehelebens, als das erwartete Kindlein Einlass in die Welt begehrte. Diese Stunden schienen kein Ende zu nehmen.

Am Pfingstmontag kam der kleine Erdenbürger, ein kräftiger Bub, zur Welt. Welch ein Bangen vor der Geburt - Welch eine Freude jetzt, beim Anblick des Erstgeborenen!

Doch kaum hatten sich die Gefühle der Bangigkeit in solche des Vater- und Mutterstolzes gewandelt, meldete sich schon eine neue Sorge: Der Bub wollte um keinen Preis Nahrung zu sich nehmen. Weder der Arzt, noch sonst jemand brachte das Kind soweit. Als alles Versuchen nichts nützte, sagte der Doktor scherzend:

"Der wird schon trinken, wenn er Hunger hat; vorläufig ist er noch fett genug!"

Das war für die Eltern allerdings ein schwacher Trost. Die Woche von Pfingsten bis zum Dreifaltigkeits-Sonntag ging vorbei, ohne dass der Neugeborene ein Gefühl des Hungers gezeigt hätte. Er magerte sehr merklich ab.

Am Dreifaltigkeits-Sonntag trug man das Kind zur hl.Taufe. Es war die Marienkirche, in der es das Gewand der Gotteskindschaft empfing. Als man von der Taufe zurückkam, versuchte die Mutter neuerdings, ihrem Söhnlein zu trinken zu geben. Und siehe da, es trank so heftig und mit einer solchen Selbstverständlichkeit, als sei es das schon lange gewohnt gewesen. Gleichen Tags kam der Arzt und meinte dann wieder scherzend:

"So so, jetzt hast du halt bei der Taufe das Salz der Weisheit bekommen, darum trinkst du nun so tüchtig!"

Er drückte den Buben herzlich an sich und küsste ihn. Wie er ihn nun so voll Freude auf dem Arme im Zimmer herumtrug, fiel ihm auf, dass der Kleine den Blick immer wieder auf das Herz-Jesu Bild, das an der Wand hing, richtete und dieses in direkt auffallender Weise bewunderte. Da sagte der Arzt spontan, es solle ihm kein Mensch behaupten, dieses achttägige - spätgeborene - Kind könne noch nichts sehen; das sehe, so sicher er hier stehe!

Nun, sei dem gewesen wie ihm wolle, das blonde, blauäugige Knäblein wurde der Sonnenschein des jungen Elternpaares, und 3 Jahre später bekam es ein zartes Brüderlein mit braunem Haar und fast schwarzen Augen. Das Erstgeborene glich ganz dem Vater, das Zweite seiner Mutter.

Mit dem Heranwachsen der Kinder verbanden sich wie in jeder Familie Freuden und Leiden. Die gefährlichste Zeit war natürlich die, als die beiden Buben auf eigenen Füßen stehen und gehen gelernt hatten und die Mutter keinen Moment sicher sein konnte, ob sie nicht irgend etwas anstellten

oder ob ihnen ein Unglück zustossen würde. Letzteres kam nicht so selten vor. Spielte da zum Beispiel eines Tages Franzli, der ältere, vor dem Haus mit seinen Spielkameraden Verstecken. Am Strassenrand war ein grosses, gelbes Postauto stationiert. Das verlockte den Kleinen, der doch so gerne einmal Auto gefahren wäre. Als er sah, wie der Pöstler zum Hause herauskam und ins Auto einstieg, sprang er schnell von der anderen Seite an den Wagen heran, setzte sich, ohne dass es der Chauffeur merkte, auf das breite Trittbrett und schmiegte sich an die Wagenwand und das grosse Hinterrad-Schutzblech. Im gleichen Moment begann das Auto zu fahren, und das Unglück war nicht mehr fern. Bei der nächsten Kurve schleuderte es den Buben mit aller Wucht an den Trottoirstein, so dass er mit schweren Verwundungen von Passanten auf gehoben und der Mutter ins Haus getragen werden musste. In seinem Gesicht war fast kein Plätzlein heiler Haut mehr zu sehen, was Franzlis Eltern begreiflicherweise sehr entsetzte.–

Ein andermal, es war an einem Karfreitag, da wollte Franzli zu einem Kameraden in der Nachbarschaft spielen gehen. Dort war nämlich auf der Terrasse eine Seilschaukel angebracht. Erst auf längeres Bitten und Drängen hin erfüllte die Mutter seinen Wunsch, doch es sollte nicht von Gutem sein, denn Franzli fiel bald darauf so unglücklich von dieser Schaukel rückwärts mit dem Hinterkopf auf den Steinboden, dass er eine Hirnerschütterung erlitt. Auf dem Heimweg begann sein Augenlicht zu schwinden, und als er zu Hause ankam, klagte er der Mutter, er müsse eine Brille haben, er sehe nicht mehr gut. Vom Unfall erzählte er, eine Strafe fürchtend, noch nichts. Allmählich wurde es ihm so übel, dass er den Vorfall nicht mehr verschweigen konnte. Immer wieder klagte er, er sehe nichts mehr, man müsse ihm eine Brille kaufen. "Wirklich Franzli, siehst du mich nicht, oder tust du nur dergleichen?" fragte ängstlich sein Papa.

"Nein, ich sehe gar nichts mehr", war die Antwort. Welche Sorge für die Eltern! Erst 3 Stunden später, nachdem Franzli sich erbrechen konnte, kam auch das Augenlicht wieder.

Dergleichen Geschichtlein gäbe es noch manche zu erzählen; sie kommen immer und überall vor, wo Kinder sind.–

Mit Ausnahme solcher nicht erfreulicher Zwischenfälle verlief das Leben der Familie bisher ruhig und schön. Josef hatte seinen regelmässigen Verdienst in der Buchhandlung, Marie-Therese nähte in ihrer Freizeit für Kundschaft, und am Sonntag verbrachten sie immer sehr schöne Stunden, sei es bei gemeinsamer Wanderung durch Felder und Wälder, bei fröhlichem Spiel, oder bei Regenwetter zu Hause, wenn Mutter dem Franzli aus grossen Büchern vom Leben Jesu oder von Heiligen unserer Kirche erzählte und dem sehr aufmerksamen Buben anhand der vielenfarbigen Bilder das Gesagte anschaulich machte. Wenn dann einmal die Mutter sich nicht mit ihm abgeben konnte, so verlangte Franzli einfach diese Bücher und konnte sich stundenlang allein bei sorgfältigem Durchblättern und Betrachten der kostbaren Werke verweilen; die Mutter brauchte keine Angst zu haben, dass er Schaden anrichte. Anders war es mit Aloisli bestellt, der mit solchen papierenen Dingern, auch als er schon etwas älter war, nicht umzugehen verstand und auch kein besonderes Interesse daran zeigte. Dafür hörte er später sehr gerne dem älteren Bruder zu, wenn ihm dieser seine von der Mutter erlernte Weisheit als kleiner "Priester" predigte, und mit Freude spielte er dem Franzli beim „Messelesen“ den Ministranten.

Das war ein wahres und tiefes Glück für die Eltern, wenn sie die ersten Früchte ihrer Erziehungsarbeit schon in diesen kleinen Buben so schön reifen sahen; wenn sie feststellen konnten, mit welchem Eifer die beiden Knaben sich bemühten, der lieben Gottesmutter einen möglichst schönen Maialtar im Zimmer herzurichten; wenn sie dem Franzli bei sei-

nen "Predigten" zuhören konnten; wenn sie später, als sich zu den beiden Brüdern noch ein Schwesterlein gesellt hatte, an Weihnachten unter dem Tannenbaum einem Krippenspiel zuschauen konnten, das die drei Kinder mit viel Liebe und Mühe, unter Leitung des Franzli, vorbereitet hatten. Solche Stunden tiefsten Eltern Glücks halfen wieder über manche kleine und grössere Sorge des Alltags hinweg.

Ich habe eben das Schwesterchen erwähnt, das sich zu den beiden Brüderlein gesellte. Da muss ich nun noch berichten, welch grosse Prüfungen der Herrgott Josefs Familie schickte, in jener Zeit, als dieses Schwesterlein, das Theresli, zur Welt kam. Es war anno 1925, als Josef von seinem Vorgesetzten eines Tages die traurige Mitteilung erhielt, er müsse sich im Laufe des Jahres nach einer neuen Stelle umsehen, der Verlag gedenke die Buchhandlung in dieser Stadt zu liquidieren, da sie nicht rentiere. So hatte also der Pfarrer von Lindenbach mit seinen diesbezüglichen Bedenken von dazumal, nun tatsächlich Recht bekommen.

Für Josef und Marie-Therese war dieses Ereignis ein äusserst herber Schlag. Josef musste sich nun mit 40 Jahren, als Familienvater um eine neue Stelle bewerben, dazu noch in einer Zeit, da manche *junge* Leute schwer hatten, irgendwo unterzukommen, geschweige denn ein 40-Jähriger, der ausserdem über kein kaufmännisches Lehrabschlusszeugnis verfügte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als Offerten zu schreiben und guten Mut zu haben. Er hatte ja schliesslich auch noch ein Diplom als Buchhalter in der Tasche, das er sich im Laufe der vergangenen Jahre an einer Privatschule durch zähen Fleiss erworben hatte; das dürfte ihm vielleicht zu einem Posten verhelfen. Doch es kam eine Absage nach der anderen. Man hatte in den Geschäften genügend Auswahl an kaufmännisch ausgebildeten, jungen Leuten.— Bittere Stunden waren es für ihn, mit Arbeitslosigkeit rechnen zu müssen.

Als er dann nach der Liquidation des Geschäfts immer noch keinen festen Platz gefunden hatte und nur zur Aushilfe in einer Firma hätte antreten können, liess ihn die Verlagsleitung, der er während Jahren treue Dienste geleistet hatte, nicht im Stich. Sie bot ihm einen Vertreterposten für einige Kantone der deutschsprachigen Schweiz an, welches Angebot Josef nicht ablehnte, obwohl es kein idealer Posten für ihn war, den ganzen Tag, und oft sogar 2 Tage, auf Reisen sein und Bücher an Privatleute verkaufen zu müssen, während zu Hause Frau und Kinder sehnsüchtig auf ihn warteten. Bald hatte er ziemlichen Erfolg bei dieser Tätigkeit, konnte er sich doch als einstiger Theologiestudent mit seiner Kundschaft, die in der Hauptsache aus Geistlichen und Lehrern bestand, recht gut unterhalten, sodass ihm manche Bestellung aufgegeben wurde. Das Familienleben aber litt unter seiner Abwesenheit, und deshalb suchte er geduldig weiter nach einer Stelle am Wohnort.–

Im Sommer 1926 war dann die Zeit nahe, da Marie-Therese zum drittenmal gebären sollte. Ihre Mutter war aus Liebfrauenburg hergereist, um einmal einige Wochen bei ihrer lieben Tochter in der schönen Schweiz zu verweilen und ihr gerade auch über die Zeit der Niederkunft im Haushalt beizustehen. Sie konnte das tun, weil ihre 7 Kinder ja alle erwachsen und teilweise schon verheiratet waren, so dass keines mehr dringend der mütterlichen Hilfe bedurfte.

Es kam die Stunde, da Josef für seine Marie-Therese die Geburtshelferin rufen und einen Arzt avisieren musste. Es war am Morgen früh, gerade kurz bevor er zur Arbeit hätte abreisen sollen. Die beiden Buben schliefen noch Grossmutter hingegen schaute sofort, wie zu helfen war. Die Hebamme wohnte ganz in der Nähe und war deshalb gleich zur Stelle.

Die Ereignisse überstürzten sich. Aufgeregt verliess Josef die Wohnung, um an des benachbarten Bäckermeisters Telephon den Arzt zu rufen. Er werde sobald wie möglich kommen,

sagte dessen Frau. Als Josef wieder zu Hause ankam, war aber das Kindlein bereits geboren. Man liess Josef nicht ins Zimmer. Nach einigen bangen Minuten wurde er bestürmt, er solle schauen, dass so schnell wie möglich ein Arzt komme.

"Ja, steht es denn so schlimm?" fragte er ganz besorgt.

"Schlimm genug!" tönte es aus dem Zimmer. Mit einem starken Schrecken in den Gliedern eilte Josef neuerdings ans Telephon. Die Geburt an und für sich war gut verlaufen, hatte aber sehr schlimme Folgen, so dass den Frauen angst und bange wurde. Als dann der Arzt erschien und in das totenblasse Gesicht Marie-Thereses schaute, ihren Herzschlag prüfte und den schwachen Puls fühlte, wusste er, in welcher Gefahr sie schwebte.

Josef war im Nebenzimmer bei den Buben, welche zu weinen anfangen, als ihnen ihr Vater sagte, dass die Mutter über Nacht schwer krank geworden sei. Obwohl Josef selbst auch hätte weinen können, besonders jetzt, angesichts seiner beiden so hilflosen Buben, nahm er sich doch mannhaft zusammen und ermahnte besonders den fünf jährigen Franzli, für die Mutter fest zu beten, dass sie wieder gesund werde.

Erst nach längerer Zeit konnte sich der Arzt verabschieden. Josef begleitete ihn zur Türe.

"Sie können Gott danken; wenn ich einige Minuten später gekommen wäre, hätten Sie Ihre Frau nicht mehr", flüsterte ihm der Arzt ins Ohr.

Noch lange musste Josef an diese Worte denken.–

Wenn auch Marie-Therese, diese immer zuversichtliche Seele, die äusserst schwere Gefahr, in der sie sich befunden, nicht erkennen konnte - Josef sagte ihr vorerst nichts von des Arztes Bemerkung- so hat sie es doch gefühlt, dass es diesmal ziemlich schlimm um sie bestellt sein musste. Mehrere Wochen lang konnte sie das Bett nicht verlassen, bis sie sich

nur einigermaßen von der Schwäche erholt hatte. Ganz gesund und so arbeitsfähig wie vor der Geburt Thereslis wurde sie nicht mehr; das Herz war durch den starken Blutverlust zu sehr beansprucht worden. Sie sollte es später bei jeder Anstrengung spüren.–

Im Herbst verrichtete Marie-Therese die täglichen Arbeiten wieder allein; ihre Mutter hatte die Rückreise nach Liebfrauenburg bereits hinter sich. Wie waren doch Josef und Marie-Therese während der vergangenen 2 Monate froh über ihre Hilfe! Die Mutter freute sich ihrerseits, dass sie in jenen schweren Tagen ihrer Tochter hatte beistehen dürfen. So sollte es überall sein, dass Eltern und Kinder zusammenhalten und einander gegenseitig helfen, in jeglicher Not, und koste es auch grosse Opfer. Es liegt ein Segen darauf!

## Kapitel 35

Die letzte Prüfung war es nicht, die in diesem Jahre über Josefs Familie gekommen war. Im November kam Bericht aus Lindenbach, Mutter Barbara sei schwer erkrankt, Josef möge sie besuchen. Sofort reiste er ab.

Drei Tage verweilte er bei ihr und tröstete sie. Ihr Zustand schien sich nicht zu verschlimmern. Fest hofften alle auf eine baldige Besserung, wie nur gute Kinder für ihre gute Mutter hoffen können.

"Gelt Mutter, wenn du dich wieder besser fühlst, stehst du nicht gleich auf, sondern wartest, bis du ganz gesund bist; Regula besorgt den Haushalt schon", redete ihr Josef zu.

"Ja, gut, ich will sehen; so lass deine Frau und die Kinder grüssen und behüt dich Gott, Josef."

Dann reichte Josef der Mutter Weihwasser und erbat von ihr den Segen. Mit wehmutsvollem Blick nahmen Mutter und Sohn voneinander Abschied.–

Einige Tage später, als Josef am Abend nach der Arbeit zu seinen Lieben zurückkehrte, kam ihm sein Franzli entgegen und übergab ihm mit ernstem Gesicht ein Telegramm:

"Da Papa, Grossmama ist gestorben."

Diese unerwartete Nachricht traf Josef zutiefst. Noch am gleichen Abend reiste er nach Lindenbach. Als er in Mellis ankam, musste er den 12 Kilometer langen Weg ins Gebirge hinein zu Fuss antreten, da natürlich zu dieser späten Abendstunde kein Postauto mehr verkehrte.

Der Nachthimmel war stark bewölkt, einzelne Sterne und der Mond erhellten das Dunkel. Eilenden Schrittes stieg er den Berg von Mellis hinan, dann kam der lange, kurvenreiche Weg durch das vordere, schluchtartige Lauital. Da stellte Josef fest, dass es sehr dunkel wurde in diesem Tobel und sich Nebel auf den Weg legte. Wäre es eine sternenhelle

Nacht gewesen, so hätte er die Wanderung ohne Bedenken fortsetzen können, doch heute war es zu dunkel, so dass sich Josef nach einer Laterne umsehen musste. Daran hatte er vorher gar nicht gedacht. Es war aber keine solche aufzutreiben. In dem einzigen Hause, das gerade in der Nähe stand, konnte man die Stalllaterne nicht entbehren, und so begnügte sich Josef mit einer dicken Wachskerze, die man ihm gab.

In der einen Hand das flackernde Licht, in der andern den Hut als Schutz, damit das Licht nicht verlösche, wanderte Josef weiter, dicht neben dem rauschenden Lindenbach, zu seiner toten Mutter.

Mancherlei Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf. Alle aber kreisten um den einen, der jetzt sein ganzes Gemüt bewegte, der Gedanke, dass die gute Mutter nicht mehr lebte. Wenn er bisher auf diesen Pfaden heimatlichen Bodens der Haldenrüti zuwanderte, so war es doch immer die Mutter, die sich am meisten auf sein Kommen freute. Jetzt wird sie nicht mehr unter der Türe stehen.

Es war 2 Uhr morgens vorbei, als er das Dörflein Lindenbach erreichte. Mit beschleunigtem Schritte legte er nun noch das letzte Stück des beschwerlichen Weges zurück, dann, endlich war er am Ziel.— Er klopfte an die verwitterte Türe des elterlichen Hauses. Robert, sein älterer Bruder öffnete ihm und führte ihn in die Kammer, in der vor Jahren auch der Vater aufgebahrt war. Da lag die Mutter im Kerzenschein, als ob sie schlafe; in ihrem blassen Antlitz die gütigen Züge wie ehemals. Neben ihr hielt Töni betend Wache. Hier verweilte Josef trotz grösster Müdigkeit noch lange, und in seinem Geiste zog sein ganzes Jugendparadies vorüber; die Zeit, da noch liebende Eltern sich um ihre Buben und Mädchen mit Hingabe sorgten; die Zeit, da noch Mutteraugen vor Freude glänzten, jedesmal, wenn wieder ein neues Kindlein in der Wiege lag; die Jahre, da man in der Haldenrüti voller Zuversicht auf einen Priestersohn hoffte; die goldene Zeit, da man

noch Vater und Mutter rufen konnte. Er dachte auch daran, wie einst die Eltern allabendlich im trauten Schein der Petrollampe mit ihnen, den 8 Buben und 2 Mädchen das Nachtgebet verrichteten; welch schöne, unvergessliche Erinnerung! Besonders musste er an jenes kurze Gebet für die Verstorbenen denken; wie wenig hatten sie damals als Kinder dessen Inhalt verstanden, und wie innig flehten sie jetzt, da Vater und Mutter im Jenseits waren:

"O Herr, gib den Armen Seelen  
die ewige Ruhe, und das ewige  
Licht leuchte ihnen. Herr,  
lass sie ruhen im Frieden, Amen."

Als man auf dem Gottesacker neben dem Kirchlein die Mutter in die Erde hinab legte, trauerten nicht nur die Haldenrütli-Söhne und Töchter, nein, die ganze Gemeinde stand erschüttert um das frische Grab versammelt. Alle wussten: Eine wahrhaft gute Mutter ging von hinnen. Wie manchem, der vor dem Alpaufstieg an ihrem Hause vorbeizog, reichte sie trotz vieler Arbeit eine Tasse Kaffee und gab ihm ein liebes Wort mit auf den Weg. Es wussten aber auch alle, dass sie ihren 10 Kindern ein leuchtendes Vorbild war. Wie unvorstellbar müsste nun hier am offenen Grab der Schmerz dieser Kinder gewesen sein, hätte sie nicht der Glaube an das ewige Leben gestärkt, würde nicht ein Priester im Kirchlein das hl.Messopfer für die Verstorbene dargebracht und tröstende Worte an die Trauernden gerichtet haben. Und welchen Trost empfanden alle, als dieser Priester dann das Grab einsegnete und die erhebenden Gebete der Kirche sprach.— Tod, wo ist da dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? *Uns* ist der Sieg, uns gläubigen Christen, und niemals kann Verzweiflung über uns kommen, beten wir doch voller Ueberzeugung im hl.Messopfer:

"Credo in resurrectionem mortuorum et vitam venturi saeculi.

Ich glaube an die Auferstehung der Toten und an ein ewiges Leben."

Wenn uns an einem teuren Grab das Herzeleid auch noch so sehr bedrückt, wenn sich die Traurigkeit wie eine schwere Last auf uns zu legen scheint, es kommt zugleich - wir müssen nur wollen wie heilender Balsam in das wunde Herz, wie ein Lichtstrahl in das umdunkelte Gemüt: der Gedanke an den Sieger über den Tod, an Jesus Christus unsern Herrn und Gott.

Während wir noch in gläubig hoffender Bereitschaft am Grabe stehen, schauen wir in der Ferne immer deutlicher ein anderes offenes Grab, und erhöht über demselben in strahlendem Glanz die verklärte Gestalt des Erlösers, der auch uns seine Wundmale zeigt.- Liessen von diesem Glauben wir mehr und mehr uns erfassen, und würde das im Geiste Geschaute nicht so bald schon verblasen, es müsste trotz Schmerz und Leid der Jubel von Ostern in uns zum Durchbruch kommen, und ergriffen hörten wir mächtige Chöre singen, was von Geschlecht zu Geschlecht gesungen ward und bis zum Ende der Zeiten verkündet wird:

"Surrexit Christus sicut dixit  
surrexit a mortuis vere, Alleluja.

Christus ist auferstanden, wie er  
gesagt hat, er ist wahrhaft von den  
Toten auferstanden, Alleluja!"

## Kapitel 36

Nach dem Tode der Mutter fiel es Josef umso schwerer, wieder täglich mit der Bahn im Schweizerland herumzureisen und auf diese Art, oft 2 Tage lang fern von seinen Lieben, den Unterhalt für seine Familie verdienen zu müssen. Wie gerne wäre er in ein Geschäft gegangen, von wo er mittags und abends hätte regelmässig zu Frau und Kindern heimkehren können.

Es ging auch nicht sehr lange, da gab er dann tatsächlich seine Reisetätigkeit auf und nahm aufs Geratewohl eine Ausleihstellung in einer Firma des Wohnorts an. Er sagte sich: Wenn dieser Posten auch nur ein vorübergehender ist, so kann ich mich ja in der Zwischenzeit nach einer Dauerstellung umsehen, und das geht am besten, wenn man fest an Ort und Stelle ist, wo man Arbeit sucht. Sollte ich dann schlimmstenfalls nichts Passendes finden, so wird mir der Verlag, dessen Leitung ja sehr verständig ist, die Möglichkeit sicher wieder geben, neuerdings mit Büchern zu reisen, bis einmal bessere Zeiten kommen.–

So war sein Wunsch erfüllt, und er war zufrieden und froh, dass er sich nun wieder mehr der Familie widmen konnte, wenn auch der Verdienst kleiner war als vorher.

Wenn nun Josef jeweils am Mittag und Abend von der Arbeit heimkehrte, kam ihm meist sein Franzli entgegen, der dann auf sein Betteln hin vom Papa recht oft einen Batzen bekam, womit er sich in der Bäckerei ein "Guetzli" holen durfte. Solche Guetzli hatte der Bub furchtbar gern, es wäre für ihn ein grosses Opfer gewesen, wenn er darauf hätte verzichten müssen. Eines Tages machte ihm die Mutter bei einem ernstem Zwiegespräch den Vorschlag, er solle doch von den erhaltenen Batzen auch hie und da einen aufsparen, dann könne er davon an Weihnachten dem Papa etwas Schönes schenken und ihm damit eine grosse Freude machen. Papa

müsse doch das ganze Jahr streng arbeiten und Geld verdienen, und weil er nicht viel verdiene, könne er für sich selbst fast nichts kaufen, sonst würde das Geld nicht mehr ausreichen, Milch, Brot, Kleider und Hauszins zu bezahlen.

Diese Worte gingen Franzli so zu Herzen, dass er von da an keinen einzigen Zehner mehr verschleckte, sondern alle in ein Sparkässli legte. Damit hatte Marie-Therese erreicht was sie wollte, nämlich schon in diesem 5-Jährigen den Sparsinn zu wecken. Später konnte Franzli einer älteren, kränklichen Frau aus der Nachbarschaft jeden Tag Kommissionen besorgen; das auf diese Weise verdiente Geld legte er ebenfalls mit Stolz ins Kässli. Welche Freude war es für ihn, wenn er dann allemal auf Weihnachten den Inhalt der Büchse der Mutter übergeben und mit ihr zusammen dem Papa etwas Nützliches kaufen konnte.

Als Josef immer noch keinen festen Posten gefunden hatte, wusste er sich hie und da einer missmutigen Stimmung nicht mehr zu erwehren. Ganz deprimiert sass er manchmal neben dem Ofen und rauchte sinnierend seine Pfeife. Er wollte es nicht fassen, dass er nun wohl bald wieder auf Reisen gehen müsse. Wie gerne nützte er jede Minute aus, um sich mit seinen beiden Buben abzugeben, oder dem Jüngsten in der Wiege zuzuschauen. Aber auch Marie-Therese wäre so froh gewesen, er hätte weiter hier in der Stadt in Stellung bleiben können. Selten hat er in der Freizeit seine Familie allein zu Hause gelassen. Wenn er dies aber tat, so hatte er sicher eine Kommission zu besorgen, besuchte einen Fortbildungskurs, einen Vortrag, oder er begab sich zu einer Andacht in die Marienkirche.

Wie nun an einem Abend - als die Kinder schliefen - Josef und Marie-Therese beisammen sassen und wieder miteinander die leidige Sache wegen der Verdienstmöglichkeiten besprachen, bemühte sich Marie-Therese, ihren Mann, der ein

sehr sorgenvolles Gesicht machte und in letzter Zeit überhaupt nicht mehr recht fröhlich sein wollte, aufzumuntern und ihn zu ermutigen:

"Wir müssen nun einfach öfters zum hl. Antonius beten, dass er uns aus dieser Not helfe, und ein grosses Vertrauen zu ihm haben", sagte sie voll Zuversicht.

"Ja, ganz recht hast du, das wollen wir, ich habe auch schon daran gedacht. Eigentlich könnten wir gerade von morgen abend an eine Andacht zu ihm beginnen, zusammen mit dem Franzli", antwortete Josef.

"Noch mehr sollten wir tun", meinte Marie-Therese, "nicht, nur beten allein, sondern uns auch noch ein persönliches Opfer auferlegen und dem hl. Antonius etwas für die Armen versprechen."

"Gut, einverstanden, wir versprechen ihm 20 Franken als Antoniusbrot", erklärte Josef ohne zu zögern.

20 Franken waren für Josef mit seinem bescheidenen Lohn ein nettes Geld, und doch, wenn ihm der Heilige dafür vielleicht bald eine Stelle verschaffen würde, nur eine Kleinigkeit. Wirklich, der hl. Antonius von Padua wollte sich dieses Geld für seine Armen nicht entgehen lassen und er unternahm die nötigen Schritte am rechten Ort!

Eines Tages kam ein unbekannter, älterer Herr zu Josef und Marie-Therese auf Besuch und stellte sich als Leiter der städtischen katholischen Kirchenverwaltung vor. Josef klopfte das Herz, und er traute fast seinen Ohren nicht, als der fremde, liebenswürdige Herr ihm freundlich zulächelnd erklärte, er habe durch jemanden erfahren, dass er schon lange eine Stellung suche. Er hätte für ihn unter Umständen einen Posten auf der Kirchenverwaltung, der ihm vielleicht zusage könnte, zumal er ja früher einmal - wie ihm auch mitgeteilt worden sei - Theologie studiert habe. Hier würde er dann eben als Laie im Dienste der Kirche stehen.

Josef war sofort voller Begeisterung, und der fremde Herr merkte im Verlaufe des Gesprächs sehr bald, dass er den richtigen Mann gefunden hatte. Er hörte Josef aufmerksam und mit lebhaftem Interesse zu und freute sich auch an den 3 Kindern, die friedlich schlafend und nichts von dem, was vorging, ahnend, in ihren Bettlein lagen. An allem nahm der fremde Herr herzlichen Anteil, und es war ihm leid, dass er Josef nicht auch einen seinen Fähigkeiten und seiner Bildung entsprechenden Lohn anbieten konnte. Das wäre einer gut rentierenden Handels- oder Industrie-Firma möglich gewesen, nicht aber einer Kirchenverwaltung, die laufend Defizite in ihrer Jahresrechnung verzeichnete. Josef sagte dem Herrn Verwalter mit Freuden zu, und an jenem Abend dankten er und Marie-Therese dem hl. Antonius aus ganzem Herzen für seine grosse Hilfe. Nun sah Josef der Zukunft wieder hoffnungsvoller entgegen.–

Einige Wochen später hatte er sich am neuen Arbeitsplatz schon gut eingelebt. Bald betraute man ihn auch zeitweise mit dem Aussendienst, und so hatte Josef wieder Gelegenheit, die Sache der Kirche zu vertreten und, wenn es nötig war, da und dort einem lauen Christen ein wenig ins Gewissen zu reden.

Nicht selten traf er mit Leuten zusammen, welche bei diesem "Mann der Kirche" einmal wieder ihren Kropf leeren und mit ihm "ein Wörtlein reden" wollten über diesen oder jenen angeblichen Misstand in der Kirche; über einen Priester, der ihnen nicht passte; über prominente Katholiken, die jeden Sonntag in die Kirche sprängen und dabei um kein Haar besser seien als die gottlosen Heiden, und so über allerlei. Es gab auch manche, die ihn in irgend einer religiösen Angelegenheit um Rat fragten, wenn sie sich etwa nicht zu einem Priester getrauten.– Dass er im Laufe der Jahre auch mit Menschen in Berührung kam, die ihm direkt mit Grobheiten

begegneten, wenn sie nur das Wort "Kirchensteuer" hörten, war eine weniger angenehme Seite seines Berufs.

Es schimpften auch etwa verbitterte Leute über die Reichen: "Gehen Sie dort Ihre Kirchensteuer holen, wo Geld vorhanden ist, bei den Reichen! Sagen Sie diesen Herrschaften, dass Reichtum und wahres Christentum nicht gut zusammenpassen. Christus wurde in einem Stall geboren und lebte in Armut. Es steht auch geschrieben, man könne nicht zugleich Gott dienen *und* dem Mammon."

Da musste Josef, der selber aus sehr einfachen Verhältnissen kam, seine reichen Glaubensbrüder verteidigen und darauf hinweisen, dass Christus den Reichtum als solchen nicht verurteilt hat, nur dessen ungerechte Verwaltung; dass er die Reichen an die Verpflichtung mahnte, entsprechend ihrem grösseren Besitz auch grössere Wohltaten zu spenden, dass er sie aber auch in seinem Gleichnis vom Kamel und dem Nadelöhr auf die grossen Gefahren des Reichtums aufmerksam machte. Josef erklärte ihnen, dass Jesus auch bei Reichen eingekehrt ist und an Gastmählern teilgenommen hat, dass er seinen Gastgebern ja auch hätte sagen können: Lasst doch diesen Luxus und gebt den Erlös den Armen!

Wieder andere kritisierten den sogenannten Pomp und Prunk im Vatikan. Es bereitete Josef keine Schwierigkeit, auf derartige Vorwürfe die richtige Antwort geben zu können. Dem Autor sei gestattet, diese Antwort etwas weiter auszubauen. Er hofft, dadurch seine gleichgesinnten Leser zu erfreuen, in denen aber, die anderer Meinung sind, die Bedenken wenigstens zum Teil zu zerstreuen:

Ja, ist es denn wirklich Verschwendung oder ein Unrecht, wenn von Reich und Arm in gemeinsamer Anstrengung grosse und kleine Gaben zusammengetragen werden, um damit den Petersdom und die geheiligten Stätten des Vatikans so würdig, so erhaben wie möglich zu gestalten? Mit

berechtigtem Stolz blicken die Gläubigen auf diese Stätten! Hier liegt das Grab des ersten Papstes, jenes galiläischen Fischers und Märtyrers, zu welchem Jesus einst die Worte sprach:

"Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!... Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches; was du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösest, soll auch im Himmel gelöst sein... Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!"(Matth.Kap.16, Vers 13-20, Joh.21, 15-17)

Auf dieser mit dem Märtyrerblute der ersten Christen getränkten Erde erhebt sich würdevoll jenes kleine Rom, dessen glorreiche Geschichte die Völker immer wieder in Stauen und Bewunderung versetzt, jenes Rom grosser und heiligmässiger Päpste, denen die Menschheit soviel verdankt, jenes Rom, dem in Verehrung der Name "Aeterna" gegeben wurde. Von hier aus wird die Kirche gelenkt, von der Christus sagte, dass er bei ihr bleiben werde bis zum Ende der Welt! Soll es ein Unrecht sein, wenn dieses Rom sich in würdigem Gewande zeigt?, wenn bedeutende Künstler ihre Talente für seine Ausgestaltung einsetzten? Haben etwa diese Künstler und mit ihnen all die begeisterten Christen den Vatikan so herrlich geschmückt, um das Leben der Päpste und Kirchenfürsten angenehmer zu gestalten? Zur Ehre und zum Lobe Gottes haben sie es getan und mit jenem idealen, hochfliegenden Geiste, den man in der Welt von heute so wenig mehr findet; mit jenem Geiste, der auch unsere anderen, herrlichen Dome erstehen liess. Wer möchte sie missen, diese zum Himmel weisenden Mahner und ernststen Rufer, diese Kündler von menschlichem Eifer für Gottes Lob?!

Zur Ehre Gottes, sagte ich, und da höre ich schon den Einwand, der Herrgott brauche eine solche Ehre gar nicht, er wolle keine goldverzierten, mächtigen Kirchen. Und doch

kann man feststellen, dass die Menschheit zu allen Zeiten das Bedürfnis hatte, für Gott auch in materieller Hinsicht grosse Opfer zubringen, die Gotteshäuser so schön wie möglich zu zieren, und für kirchliche Gebrauchsgegenstände nicht Minderwertiges, sondern Wertvolles zu verwenden. Man will Gott gegenüber nicht weniger grosszügig sein als gegen sich selbst.

Schon im alten Testament, im 2. Buche Moses, Kap. 35 und folgende steht geschrieben, dass Moses, als die Israeliten dem Herrn das heilige Zelt in der Wüste bauten, sein Volk zusammenrief und ihm erklärte, man solle nun das Beste, was man habe, zusammentragen, damit das Heiligtum errichtet werden könne. "Hierauf ging die ganze Menge der Söhne Israels von dem Angesichte des Moses hinweg und sie brachten sehr willig, mit hingebendem Herzen, das Beste, was sie hatten, dem Herrn dar. Alles was zum Gottesdienst und zur heiligen Kleidung noch nötig war, brachten Männer und Frauen dar: Armspangen und Ohrgehänge, Ringe und Armbänder; allerlei goldene Geräte wurden abgesondert zum Geschenk für den Herrn."

Bei der Geburt Jesu brachten die drei Weisen aus dem Morgenlande Gold, Weihrauch und Myrrhe als kostbare Geschenke. Die Behauptung, Christus wünsche solche Opfergaben gar nicht und er finde dafür auch keine Anerkennung, kann schon mit einem einzigen Beispiel aus dem Evangelium widerlegt werden. Bei Markus, Kapitel 14, Vers 3, steht geschrieben:

"Als Er zu Bethanien im Hause Simons des Aussätzigen weilte und bei Tische war, kam eine Frau mit einem Alabastergefäss voll kostbaren, echten Nardenöls. Sie zerbrach das Alabastergefäss und goss das Oel über sein Haupt aus. Darüber wurden einige unwillig und sagten zueinander: "Wozu diese Verschwendung des Salböls? Man hätte dieses Salböl für mehr als dreihundert Denare verkaufen und diese den

Armen geben können." Und sie murrten über sie. Jesus aber sprach: "Lasst sie! Warum kränkt ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Arme habt ihr ja allezeit unter euch, und ihr könnt ihnen Gutes tun, sooft ihr wollt; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat getan, was sie konnte: Sie hat meinen Leib im voraus für das Begräbnis gesalbt. Wahrlich, ich sage euch, überall in der ganzen Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man auch zu ihrem Andenken erzählen, was sie getan hat."

Christus anerkannte also auch solchen guten Willen! Er nahm die "verschwenderische Liebe" in Schutz. Es besteht nun kein Grund, daran zu zweifeln, dass er ebenfalls den guten Willen, der *nach* seinem persönlichen Wandel auf Erden zu seiner Ehre und Verherrlichung aufgebracht wurde und noch immer wird, anerkennt.

Nun, zugegeben, die Verherrlichung Gottes mittels materieller Dinge ist keine wesentliche Sache, davon hängt letzten Endes das ewige Heil nicht ab. Die Kirche könnte sich deshalb auch, wenn sie es für ratsam hielte, rein äusserlich in ganz einfachem und nüchternem Gewande zeigen, eben weil sie dadurch ja nichts Wesentliches preisgäbe. Wenn sie dies trotzdem nicht, oder nur in vereinzelt Fällen tut, wenn sie fortfährt, ihre Gotteshäuser zu zieren, dem Würdevollen und Zeremoniellen, der Kirchenmusik und kirchlichen Kunst eine angemessene Bedeutung zuzuschreiben, so darum, weil sie von der Richtigkeit ihrer Handlungsweise überzeugt ist. Die Weisheit der bald 2000-jährigen Kirche bezüglich der auf diesem Gebiete einzuhaltenden Richtlinien dürfte wohl tiefgründiger sein, als diejenige ihrer Kritiker und Besserwisser! So mögen die Künstler weiterhin ihre Kräfte recht oft in den Dienst des Allerhöchsten stellen und Ihn in ihren Werken verherrlichen, mögen aber auch die Laien dadurch einen stärkeren Impuls erhalten, ihre eigenen, wenn auch beschei-

deneren Talente ebenfalls mehr zur Ehre und zum Lobe Gottes einzusetzen:

"Er ist dein Licht,  
Seele vergiss es ja nicht,  
lob Ihn in Ewigkeit, Amen!"

Ansicht aller Gutgesinnten ist es, dass gerade der Vatikan, diese glorreiche Stätte, wohin zudem jahrein jahraus Abertausende von Gläubigen aus aller Welt pilgern, in ganz besonderer Weise erhaben sei und schön, man möchte fast sagen, ein schwaches Abbild jener andern Herrlichkeit drüben im Jenseits, bei den himmlischen Heerscharen. Hier im Vatikan soll das Herz jedes Besuchers höher schlagen, angesichts dieser Schönheit.–

Der Herr wird über dies in den letzten Tagen auch nicht mehr als einfacher Mann zu den Menschen kommen um sie zu richten, sondern, wie die Schrift sagt: "Mit grosser Macht und Herrlichkeit", und die Gerechten werden eingehen zur ewigen Seligkeit, in die Herrlichkeit des Vaters, von der Christus mehr als einmal sprach. Niemals wird Gott, der Urheber alles Schönen, es verurteilen, wenn die Menschen ihn auch im Bereiche des Materiellen, mit Dingen, die ihnen nun einmal wertvoll sind und die herzugeben ihnen eine Ueberwindung kostet, verherrlichen wollen. Welchen effektiven Erfolg könnte man wohl feststellen, wenn beispielsweise der Papst alle Kostbarkeiten des Vatikans, soweit dies möglich wäre, verkaufen lassen würde, um den Erlös den Armen Roms zu verteilen: Er könnte den Armen einige Zeit helfen, aber das wäre wohl ein Tropfen auf einen heissen Stein, und um dieses bescheidenen Erfolges willen sollte die Menschheit für immer auf all die Pracht im Vatikan verzichten? Wie unsinnig sind solche Ueberlegungen! Die Armen Roms selbst würden eine solche Veräusserung schönster und kostbarster Kunstwerke und Kulturgüter wohl niemals billigen! Es ist doch merkwürdig, dass gerade sie, die doch all den

sogenannten Luxus in Peterskirche und Vatikan tagtäglich vor Augen haben, den Papst lieben und verehren, mit einer Leidenschaftlichkeit, die in der Welt ihresgleichen sucht, und dass sie mit grossem, heiligem Stolz auf die Vatikanstadt mit der Peterskirche hinweisen!

Mir ist jenes arme, römische Mütterlein noch in bester Erinnerung, wie es bei der Frage nach dem kürzesten Weg zur Peterskirche aufhorchte, und wie plötzlich seine Augen freudig strahlten, als es zu dem Fremden, lebhaft gestikulierend, einige Worte von der "bella Basilica" und der Piazza di San Pietro sprechen konnte. Dieses Mütterlein wusste aber auch, und die Armen der Stadt Rom wissen es wohl, dass der Heilige Vater sein Möglichstes tut, Not und Elend zu lindern, und dass er sich für die sozialen Forderungen der Arbeiter und des einfachen Volkes einsetzt. Aber nicht allein deshalb lieben die Armen Roms den Papst und rufen ihm immer wieder ihr begeistertes "Evviva il Papa" zu, nein, gerade dieses einfache Volk empfindet tief die eigentliche Grösse und Sendung des Papsttums; es fühlt sich glücklich, in der Nähe des Stellvertreters Christi zu wohnen, am Grabe des ersten Papstes beten, und die jeweiligen Selig- und Heiligsprechungsfeierlichkeiten miterleben zu dürfen. Dieses Volk betrachtet den Vatikan nicht in jenem irrigen Sinne, dass dort alles Schöne und Kostbare Verschwendung und Luxus sei, sondern eben, dass es da ist zur grösseren Ehre Gottes, aber auch zur Erbauung der Gläubigen. Sie sehen in der Prachtentfaltung bei einer Heiligsprechung nicht ein Mittel, wodurch möglichst viele auswärtige Pilger nach Rom gelockt werden sollen, sondern eine tiefe Symbolik; der festlich strahlende Glanz, der über einer solchen Feierlichkeit liegt, soll wieder auf etwas Höheres hinweisen, in diesem Fall auf den Glanz und die Grösse der Seele eines Heiligen; dadurch aber auch auf unsern Herrn und Gott selbst, dem ja diese Heiligen in völliger Hingabe dienen.

Alle jene, denen es schon möglich war, eine Heiligsprechung mitzuerleben, denken sicher zeitlebens mit tiefster Genugtuung daran zurück!

Ja, wenn Christus heute wiederkäme und im Vatikan einen Besuch machte, und wenn er dann zum Beispiel gerade mitansähe, wie das Volk dem segnenden Papste, der feierlich dahergetragen wird, begeistert zujubelt, und es würden einige Pharisäergestalten zu ihm gehen und ihn fragen: "Herr, findest du das in Ordnung?", so würde der Herr diesen wohl sagen: "Ihr Kritiker und Nörgler, ihr Unverständigen! Was tadelt ihr das Volk, das mich in meinem Stellvertreter ehrt. Ihr meint, es sei im Unrecht und sehet nicht, wie ehrlich es mich liebt. Ich sage euch, dieses Volk hat heiliges Feuer im Herzen, und seine Liebe ist aufrichtig, während ihr oft nur heuchelt und mit den Lippen betet."

Und solche Pharisäer gibt es genug heute, sie halten sich meist für gerecht und gut und sehen im Tun ihres Nächsten so schnell und so gern einen Fehler. Ja, Christus würde sehr deutlich mit diesen Leuten reden, wie er schon damals deutlich redete, als er ausrief:

"Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr verschliesst das Himmelreich vor den Menschen. Ihr selbst tretet nicht ein und ihr lasst auch die nicht hinein, die hinein wollen. Ihr gleicht übertünchten Gräbern. Von aussen sehen sie zwar schön aus, inwendig aber sind sie voll von Totengebein und allem Unrat."

Wenn ich auch zu diesem Thema bereits etwas weit ausgeholt habe, möchte ich es doch nicht unterlassen, hierüber zum Schlusse auch noch den dänischen Konvertiten und geistvollen Schriftsteller Johannes Jörgensen zu Wort kommen zu lassen, der in seinem Buche "Römisches Mosaik" folgende ungemein treffende Sätze geschrieben hat:

"Während ich nach Hause wandere, denke ich über den Gegensatz zwischen meinem heutigen Besuch im Kloster und der neulichen Audienz im Vatikan nach. Dort der Papst in seiner weissen Seidentracht, geschmückt mit Edelsteinen, strahlend von Gold, getragen auf der Sedia gestatoria, umgeben von purpurgekleideten Kirchenfürsten und umjubelt von den Abgesandten aller Völker der Erde. Hier der barfüssige Mönch in seiner kalten Zelle, mit dem Gürtel des St.Franziskus um die grobe Kutte, der Kapuziner, dessen Leben unter Gebet, Fasten und Predigten verstreicht. Aber die katholische Kirche umfasst sie beide, den Papst und den Kapuziner; sie sind nicht Kontraste, sie sind Komplemente, widerstreiten einander nicht, sondern ergänzen einander. Die Kirche ist - wie jeder einzelne Christ - gleichsam ein Abbild von Christus. Aber Christus ist der Leidende und Siegende zugleich, und jeder einzelne stellt sowohl den alten Menschen, den die Busse töten soll, als den neuen Menschen vor, der in der Herrlichkeit der Wiedergeburt strahlt. Der Getaufte ist nicht bloss der Sünder, der der Erlösung bedarf, er ist auch Christi Miterbe am Himmelreich. Dem ersten Glied in diesem doppelten Charakter des Getauften entspricht auch Sack und Asche, Sündenbekenntnis und Kyrie eleison. Dem zweiten Glied entspricht Licht und Weihrauch, Gold und Seide, Alleluja und Gloria in excelsis. Dem leidenden Christus, dem bussfertigen Bekehrten entspricht der Kapuziner, dem triumphierenden Christus, dem wiedergeborenen Menschen der Papst. Es ist zwischen beiden das gleiche Verhältnis wie zwischen dem Crux gemmata der Kirche des Altertums, wo das Leidenswerkzeug von edlen Steinen verborgen ist, und den Kruzifixen des Mittelalters, wo der leidende Erlöser sich in furchtbarem Realismus krümmt. Aber sie bekämpfen einander nicht, es ist kein gegenseitiger Streit zwischen ihnen. St.Franziskus kniet demütig vor dem grossen Innocenz und Innocenz sieht in einem Traum, dass die La-

terankirche fallen würde, wenn der Arme von Assisi nicht seine Schulter dagegenstemmte."

## Kapitel 37

Und nun sind Josefs 3 Kinder herangewachsen. Die schönsten und reinsten Freuden mit ihnen erlebten ihre Eltern jeweils bei deren Vorbereitung auf die erste hl.Beicht und Kommunion, und natürlich am betreffenden Tage selber.

Diesen Kindern war ihr Erstkommuniontag nicht deshalb so lieb, weil sie ein neues Kleid, neue Schuhe und Wäsche, ein besonders gutes Essen mit Dessert und ein hübsches Andenken bekamen, sondern weil sie sich wirklich mit der ganzen Kraft ihres kindlichfrommen Herzens auf den Heiland freuten, auf dessen Ankunft sie nicht nur ein guter Priester, noch viel mehr ihre verantwortungsbewussten Eltern vorbereiteten.

Franzli erzählte Vater und Mutter an seinem grossen Tag, dass er an der Kommunionbank vor lauter Erwartung am ganzen Leib gezittert habe.

O hätten wir Erwachsene doch auch noch bei jedem Empfang des hl.Sakramentes ein so starkes, kindlich-frommes Verlangen! Wie gleichgültig und gewohnheitsmässig gehen wir oft zum Tische des Herrn, und dann wundern wir uns darüber, wenn wir danach fast keinen innern Gewinn verspüren.

Als Josef nahezu 50 Jahre alt war, kam über ihn und seine Familie nocheinmal eine äusserst schwere Prüfung.

Es war in einer schwülen Sommernacht, in der man vor Dunst kaum schlafen konnte. Josef stand mehrmals auf, um sich in der Küche mit kühlem Wasser zu erfrischen. Am andern Morgen hatte er ein entzündetes Auge. In der Annahme, es handle sich um eine in der Nacht zugezogene kleine, vorübergehende Erkältung, machte man sich deswegen keine Sorgen. Doch als die Entzündung nicht nachliess, sich im

Gegenteil verschlimmerte, ging Josef zum Arzt. Dieser versuchte zu heilen, doch es gelang ihm nicht. Josef musste sich einer Spitalbehandlung unterziehen. Die Aerzte bezeichneten seine Erkrankung als sehr gefährlich. In der Folge begab sich Josef auf Anraten seiner Marie-Therese, seines Seelsorgers und guter Freunde in eine Privatklinik. Auch der Herr Professor und Leiter dieser Klinik war über Josefs heimtückisches Leiden sehr besorgt und machte ihm klar, dass er zu einer heiklen Operation schreiten müsse, um das Auge zu retten. Es bestehe auch eine Gefahr des Uebergreifens auf das noch gesunde Auge.

Es waren tragische Stunden, wenn jetzt Marie-Therese und die 3 Kinder ihren schwerkranken Gatten und Vater besuchen kamen. Sie konnten ihm nicht in die Augen sehen, da er eine schwarze mit nur ganz kleiner Oeffnung versehene Brille tragen musste. Josef zitterte wie ein Greis vor innerer Bewegung und vor Sorge um seine Familie. Wie furchtbar musste der Gedanke für ihn sein, eventuell zu erblinden und dann seine liebe Familie nie mehr sehen und sie nicht mehr ernähren zu können. Diese Befürchtung liess ihm fast keine Ruhe mehr. Er hätte mutlos werden können, wenn ihm nicht das Vertrauen auf die Hilfe Gottes und der heiligen Jungfrau Kraft gegeben hätte.

In der folgenden Zeit wurde Josef zweimal operiert. Die erste Operation brachte keinen Erfolg. Mehrere Wochen nach der zweiten konnte Josef, wenn auch nicht geheilt, zu seinen Lieben zurückkehren und mit Hilfe einer Brille die Berufsarbeit wieder aufnehmen.–

Im darauffolgenden Frühling 1935 gebar Marie-Therese das vierte und letzte Kind, es war ein Mädchen und wurde auf den Namen Margaretha Maria getauft.

## Kapitel 38

Die Jahre vergingen. In einer Stadt bei bescheidenem Einkommen 4 Kinder grosszuziehen und alle einen guten Beruf lernen zu lassen, fordert von den Eltern schwere Opfer. Josef und Marie-Therese mussten deswegen auf manche Annehmlichkeit verzichten, aber sie taten es gerne, aus Liebe zur Familie. Gibt es denn für Ehegatten eine schönere, anregendere und zugleich edlere Aufgabe als einige unbeholfene Geschöpflein zu guten und tüchtigen Menschen heranzubilden? Was sind denn weltliche Vergnügen dagegen? Kinder haben doch Ewigkeitswert! Wie sagt der Dichter C.F.Meyer so schön:

"Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd,  
in einer häuslich trauten Flamme Schein,  
dünkt keine Ferne mir begehrenswert,  
so ist es gut! So sollt' es ewig sein."

Josefs und Marie-Thereses selbstlose, hingebende Liebe zur Familie musste ihre Früchte tragen. Sie weckte in den Herzen der 2 Buben und Mädchen eine grosse Opferbereitschaft gegenüber ihren Eltern. Man lebte einfach, aber zufrieden und glücklich. Leider machte sich bei Marie-Therese allmählich ihr Herzleiden stärker bemerkbar. Trotzdem blieb sie, so gut sie konnte, froher Laune und war bei heiterem Familienspiel gerne dabei. Sie schuf mit ihrer frohen Natur in der Familie einen gewissen Ausgleich zur immer ernster werdenden Gemütsstimmung Josefs, der, je älter er wurde, umsomehr sich mit den letzten Problemen des Lebens beschäftigte und das Bedürfnis hatte, noch tiefer als bisher in die wunderbaren Geheimnisse unseres heiligen katholischen Glaubens einzudringen.

Wenn auch Marie-Therese Fröhlichkeit und befreiendes, herzliches Lachen liebte, so war auch sie in ihrer seelischen Grundhaltung doch von absolut ernster, vor allem aber von

tief frommer Art. Sie nahm lebhaften Anteil an dem, womit sich ihr Josef beschäftigte, und unterhielt sich mit ihm gerne darüber. Allerdings, das Studieren in theologischen Büchern überliess sie ihm, der dazu ja auch die nötige Bildung besass. Man glaube nun nicht, Josef habe mit den Jahren vor lauter Ernst etwa den Sinn für Freude verloren. Gerade das Studium religiöser Literatur vermittelte ihm viel Freude. Aber auch ausserhalb des Religiösen erfreute ihn manches, am meisten seine Familie. Eigentliches Lustigsein jedoch wurde jetzt bei ihm eine seltenere Erscheinung. Selbst festlichfrohe Familienfeiern, die oft manchen zu Ausgelassenheit verleiten, hatten für ihn stets den ernsten Hintergrund, und er war an solchen Tagen - zum Beispiel bei der späteren Hochzeit seines ältesten Sohnes - viel eher zu Tränen gerührt als fröhlich.

Oefters konnte er seinen drei Aeltesten sagen: "Ach, wie schnell geht das Leben vorbei, wie schnell ist man alt. Hängt euch doch nicht an das Irdische, es ist vergänglich, schaut vor allem auf das Ewige. Seid lieb zueinander, tut Gutes und bringet Opfer, ihr seid einmal froh darüber. Gehet auch öfters beichten und zur hl.Kommunion..." Seine Ermahnungen bekräftigte er mit seinem guten Beispiel.

So festigte sich in seinen Söhnen und Töchtern das religiöse Fundament. Alle vier waren stolz auf ihren hl.katholischen Glauben, ohne allerdings jemals einen Mitmenschen anderer Konfession deswegen geringer zu schätzen. Sie achteten deren ehrlichen Glauben, den eigenen aber liebten sie.

Josef schenkte der christlichen Caritas grosse Aufmerksamkeit. Anderen Leuten finanziell beizustehen war ihm natürlich, da er selber nur wenig bemittelt war, nicht möglich, dafür aber stellte er einen Teil seiner Freizeit einer caritativen Organisation zur Verfügung, innerhalb welcher er die Auf-

gabe bekam, Arme zu besuchen und ihnen mit gespendetem Geld und guten Worten zu helfen.

Auch für die Kirche wollte er Gutes tun. Als Angestellter der Kirchenverwaltung hatte er dazu ganz besondere Gelegenheit. Ungezählte Stunden nach Feierabend, oft bis in die Nacht hinein, arbeitete er im Laufe der Jahre zu Hause, für das Wohl der Gemeinde, um Gottes Lohn, nicht etwa, um von seinem Vorgesetzten belobigt oder gar finanziell entschädigt zu werden. Nicht selten tadelten ihn deswegen seine beiden Söhne, er gehe mit der Wohltätigkeit zu weit und schade seiner Gesundheit. Aber er wies sie zurecht: "Man kann im Leben nie genug Gutes tun; wenn ihr einmal älter seid, werdet ihr das auch einsehen."

So hat Josef das Leben immer mehr vom Standpunkt der Ewigkeit aus betrachtet und entsprechend gehandelt. Niemals liess er sich dazu verleiten, auch nur wenig von diesem Standpunkt abzuweichen, zu sehr verabscheute er den materialistisch-egoistischen Geist seiner Zeit., Diesen Geist, der die Menschen soweit bringt, bis sie alles Göttliche und Jenseitige ablehnen und glauben, auf Erden das Paradies zu finden. Besonders schmerzte ihn der Gedanke, dass man da und dort Menschen wegen ihres Glaubens verfolgte, dass man die Kirche in ihrer apostolischen Tätigkeit behinderte und auch etwa ihre Abgesandten in die Gefängnisse warf. So sehr sich Josef mit der triumphierenden Kirche freute, so sehr litt er auch mit der leidenden Kirche.

Mehr als in früheren Jahren liebte es nun Josef, seinen Söhnen und Töchtern, die sich bald eines nach dem andern "auf eigene Füße stellen" sollten, von seiner Jugendzeit zu erzählen und von seinen verstorbenen Eltern, wie sie sich bemühten, aus ihren 10 Kindern wertvolle, gottesfürchtige Menschen zu machen, und dass ihnen dies auch wirklich gelungen sei. Da sass man an regnerischen Sonntagen oder trüben

Winterabenden manchmal beisammen und liess sich des Vaters lebendige Erzählung zu Herzen gehen. Eigenartig ward allen zumut, wenn er von jener Zeit berichtete, da er selber noch Knabe und Jüngling war, auf hoher Alp Schafe hütete, um sich dann später, fern von seiner lieben Familie, fern von den Bergen und rauschenden Wildbächen, auf den Priesterberuf vorzubereiten, den er nicht erlangen sollte.

Stundenlang konnte er erzählen, nie wurde es seinen Zuhörern langweilig dabei. Ein jedes lebte sich unwillkürlich in Josefs früheres Leben hinein und malte sich nach eigener Phantasie die verschiedenen Situationen aus.

Sie glaubten ihn vor sich zu sehen, wie er im Stall hastig noch die letzte Kuh anband - hastig, weil die Glocken, die zur ihm so vertrauten Maiandacht gerufen hatten, bereits verstummt waren - wie er dann kräftig die knarrende, verstaubte Stalltüre zuschlug und eilenden Schrittes zum Kirchlein sprang; wie er ab und zu stehen blieb, um zu lauschen, ob etwa schon die Litanei mit Regines Solostelle gesungen wurde.- Sie sahen ihn im Geiste, wie er sich vor einigen eifersüchtigen Kameraden fürchtete, die ihm nachts vor Regines Haus in einem Versteck auflauerten, wie er dann durch ein Hinterfenster verschwand und seinen "Feinden" entflohe.- Sie sahen ihn in jener Nacht, als die Totenglocke vom Dorf herauf tönte, wie er sich auf den Weg machte und dann am Totenlager der Mutter seines Lehrers betete; wie er viele Jahre später in jener andern, nebligen und kalten Nacht mit der brennenden Kerze in der Hand seiner eigenen, lieben Mutter entgegenging, um sie noch ein letztesmal zu sehen.- Sie sahen ihn als frohen Studenten im Gymnasium und als ernsten, ringenden Priesteramts-Kandidaten am Seminar in Mailand, wie er vor dem lieblichen Madonnenbild im Dome kniete und die himmlische Mutter um ihren guten Rat in seiner entscheidendsten Lebensfrage anrief. Von ganz eigentümlichen Gefühlen wurde ein jedes beim Gedanken be-

schlichen, nun nicht in so trautem Familienkreise beisammensitzen zu können, wenn Josef in jenen Stunden sein endgültiges Ja zum Priesterberuf gesprochen hätte.–

Wenn dann Josef auf die Mutter zu sprechen kam, wie er sie und ihre Angehörigen kennengelernt hatte, da musste auch sie selber herhalten, auf mancherlei Fragen Antwort geben und wie Josef erzählen aus jener Zeit, von der man mit Recht sagt: Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr. Erzählen musste sie von ihrer Heimatstadt am Neckar, und die Neugier ihrer Kinder befriedigen, was sie immer ganz gerne tat. Auch ihr lag das Erzählen gut. Mit besonderer Freude berichtete sie von ihrer ersten Begegnung mit Josef, als er an jenem Abend mit einem Bündel Wäsche, die er zum Reinigen bringen wollte, an ihrer Türe klopfte, wie sie ihm geöffnet, und wie er ihr schüchtern sein bescheidenes Anliegen vorgebracht und sie mit treuherzigem Blick angeschaut habe. Aufmerksam hörten ihr die Söhne und Töchter zu, und der Vater sass dann gewöhnlich auf einem Schemel am Ofen, rauchte schmunzelnd sein Pfeifchen und konnte ein feines, zufriedenes Lächeln nicht verbergen. Ach, es ist so schön, alte und liebe Erinnerungen wachzurufen und darüber zu Hause, am heimischen Herd zu plaudern; das mochte er sich dabei gedacht haben.

## Kapitel 39

Am 16. August 1944 begingen Josef und Marie-Therese in aller Stille ihren silbernen Hochzeitstag. Es war ein Tag innerer Einkehr für die ganze Familie.

Wieder hielt man Rückschau auf die vergangenen Jahre wie schon oft, wieder dachte man mit Genugtuung und Freude daran, wie sichtbar bisher Gottes Segen ihr Leben begleitete.

Ja, damals, anno 1919, als das Brautpaar in der Dreifaltigkeitskirche von Liebfrauenburg den Traualtar verliess, sang der Kirchenchor so schön: "Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der wie auf Flügeln des Adlers dich sicher geführt...", und: "Lobe den Herren, der sichtbar dein Leben gesegnet...". Wie hofften und beteten sie damals, dass diese sichere Führung eine beständige bleibe, und dass Gottes Segen sie auch in Zukunft, auf ihrem gemeinsamen Lebensweg begleite. Heute, nach 25 Jahren, klang ihnen jener herrliche Lobhymnus erst recht sieghaft in den Ohren, heute, da sie voll Freude und Dank auf ihre 2 Söhne und 2 Töchter blicken konnten, von denen ein jedes getreu das geistige Erbe der Eltern verwaltete und in den nämlichen Fusstapfen weiterwanderte, in denen Vater und Mutter gegangen.

All dessen gedenkend, kniete die ganze Familie am Abend nieder und erneuerte die Weihe an das Heiligste Herz Jesu, jene Weihe, die sie einst vor vielen Jahren, mit einem Priester feierlich vorgenommen hatten.–

Ausser den Eltern konnte in dieser Nacht auch Franz lange Zeit keinen Schlaf finden. Vom angrenzenden Zimmer herüber hörte er Vater und Mutter miteinander sprechen. Sie werden sich heute wohl noch manches zu sagen haben, dachte er. Ihn bewegte der Jubiläumstag der Eltern ganz besonders. Immer tauchte wieder ein neues Bild aus dem Leben des Vaters oder der Mutter vor ihm auf. Er kannte ja so manches daraus - aus ihren Erzählungen.–

Eben betrachtet er seine Mutter, als junge, schlanke und schöne Frau mit prächtigem, dunkelbraunem, langem Haar und braunen, leuchtenden Augen. Er beobachtet sie als Kirchenchorsängerin an einem Sonntagmorgen im Hochamt, wie sie an der Seite ihrer Geschwister voll jugendlicher Begeisterung ihr Gloria in excelsis Deo singt.

Und da sieht er plötzlich ein Mädchen neben ihr stehen, das ihr ähnlich ist, und dessen anmutige Züge ihn bezaubern. Doch gleich wendet er seinen Blick wieder der Mutter zu, und er sieht sie jetzt nicht mehr jung und aufrecht, sondern gebückt und von der Arbeitslast des Lebens gezeichnet, sich aufopfernd für das Wohl ihrer Lieben - seine Mutter! Ihre dunklen Augen leuchten noch immer, wenn sie auch den Ausdruck eines körperlichen Leidens in sich haben, ihre Seele ist noch immer begeisterungsfähig für alles Schöne und Edle, und ihr Gemüt hat nicht viel von der jugendlichen Frische verloren.-

Dann taucht der Vater auf, als Bub bei seinen 9 Geschwistern, droben am Bergeshang in Lindenbach; als Student mit farbigem Mütze, kleinem Schnurrbart und einem Buch in der Hand, und fast im gleichen Moment auch schon als allmählich alternder Mann mit zitternder Hand und nahezu weissem Haar. - Auf einmal wird es ihm schwer ums Herz, er denkt an spätere Zeiten, er denkt, daran, dass er einmal Abschied nehmen muss von Vater und Mutter, und da erfasst ihn zutiefst ein Weh, ein fast herzerreissendes Weh, und er weint, weint und schluchzt, und damit es niemand hört, zieht er die Bettdecke über den Kopf. Wie die Tränen seinen Schmerz erleichtern, versucht er zu schlafen, aber vergeblich. Da steht er kurzerhand auf, geht leise, notdürftig bekleidet, durch das Wohnzimmer auf den Balkon. Hier draussen hofft er Ablenkung zu finden. Anstatt dessen stimmen ihn die daherziehenden, dunklen Wolken und die einzelnen Sterne erst recht nachdenklich. Drunten auf der Strasse ist alles still, nur

selten hört man die Schritte eines späten Heimkehrers, oder das Motorengeräusch eines Autos. Da schlägt plötzlich ein Lüftchen die Balkontüre hinter ihm etwas unsanft zu, und kurz darauf, vorn Lärm erschreckt, steht der Vater im Zimmer und traut seinen Augen nicht, wie er seinen Aeltesten auf dem Balkon draussen stehen sieht.

"Warum bist denn du nicht im Bett?" frägt der Vater in etwas verärgertem Tone.

"Ach, es ist so heiss und schwül im Zimmer, man kann ja heute gar nicht schlafen; ich muss frische Luft haben", gibt ihm Franz verlegen zur Antwort.

"Du wirst sicher die ganze Zeit an Rita denken, darum kannst du nicht schlafen. Mach dass du ins Bett kommst, Mutter und ich möchten jetzt auch Ruhe haben", sagt der Vater kurz und bündig, dann verschwindet er wieder. Franz gehorcht und zieht sich in die Federn zurück. Der unverdiente Vorwurf machte ihm zwar ein wenig zu schaffen, denn es stimmte ja heute abend nicht, dass er die ganze Zeit an Rita dachte, jenes dunkle, hübsche, seiner Mutter ähnliche Mädchen, das fast gleichzeitig mit ihm dem Kirchenchor der Marienkirche beigetreten war, und von dem er glaubte, es könnte wohl einmal seine Braut werden. Nun, der Vater hatte seine bestimmten Gründe, diese Vermutung auszusprechen. Zu manch anderer Stunde wäre der Tadel voll berechtigt gewesen, darüber war sich Franz, dessen Sinnen sich jetzt ganz ungewollt auf Rita richtete, klar.

Rita war fast 5 Jahre jünger als Franz, ein liebes, bescheidenes Mädchen, das in seinem Wesen sowohl religiös-sittlichen Ernst, wie lautere, unbeschwerte Heiterkeit, Freude an Natur und edler Kunst, wie Liebe zu Kindern, nicht zuletzt aber Friedfertigkeit und Treue vereinigte. Es hatte wie Franz eine tapfere, gute Mutter, einen für seine Familie sehr besorgten, lieben Vater, und 3 Geschwister.

Dass der junge Franz ein so wertvolles Menschenkind ohne Schwierigkeit kennengelernt hatte, schreibt er einer höheren Fügung zu, insbesondere auch der lieben Mutter vom guten Rat, an die sich schon sein Vater immer wandte. Merkwürdig war noch das Folgende: Franz erzählte eines Tages seiner Rita, dass er vor der Aufnahme in den Chor dem Dirigenten irgendein Lied vorzusingen hatte. Er habe "Maria zu lieben" gewählt. Hoherfreut erklärte Rita, dass es ihr ganz genau gleich ergangen sei; auch sie habe bei der Prüfung diesem Marienlied den Vorzug gegeben.

Einige Jahre später traten Franz und Rita in der ihnen beiden so lieb gewordenen Marienkirche, in welcher Franz zudem zweieinhalb Jahrzehnte vorher getauft worden war, an den Traualtar, und zwar am Feste unserer lieben Mutter vom guten Rat. Auch ihnen sang der Herr Chordirigent jene schöne Weise:

"Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben",

und auch bei ihrem Auszug aus der Kirche ertönte feierlich das "Lobe den Herren... "

Vierzehn Tage danach, am 12. Mai 1947, begaben sich die Beiden auf ihre Hochzeitsreise. Sie hatten das Glück, mit einem Pilgerzug in die Roma aeterna fahren zu können und dort die Heiligsprechung des Niklaus von Flüe mitzuerleben. Ein brennender Wunsch des jungen Franz war damit in Erfüllung gegangen!

## Kapitel 40

Im November und Dezember des Jahres der silbernen Hochzeit Josefs und Marie-Thereses reifte allmählich in ihrem ältesten Sohne Franz ein Plan, mit dem er sich schon seit einigen Monaten beschäftigt hatte. Immer wieder glaubte er, denselben nicht durchführen zu können.

Aber als wieder der Allerseelentag kam, der an das vergehende Leben mahnte, als der Heilige Abend kam, an dem Eltern und Kinder miteinander vor der Krippe knieten und sich Franz fragen musste, wie lange sie wohl noch die Geburt des Heilandes in dieser ergreifendsten Weise, als ungeteilte Familie feiern könnten, und wie schliesslich noch der Sylvesterabend kam und um Mitternacht die Glocken von den Kirchtürmen das alte Jahr verabschiedeten, da fasste er den festen Entschluss, die geplante Arbeit nicht mehr zurückzustellen. Und so setzte er sich eines Abends hin und begann zu schreiben. Er schrieb und schrieb in stillen Stunden, bis er die Geschichte eines Lebens aufgezeichnet hatte, und darüber nur noch zu schreiben blieb:

"ZWEI WEGE – EIN ZIEL"

Am Feste der Himmelfahrt Mariens,  
den 15. August 1954

Bernhard Aggeler

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

# Erstes Nachwort des Autors

Den verehrten Lesern möchte ich zur Kenntnis bringen, dass dieser in seinen Grundzügen auf Wahrheit beruhende Roman das Erstlingswerk eines jungen Menschen ist. Der Roman entstand während des letzten Lebensjahrzehnts der darin beschriebenen Hauptperson: meines im vergangenen Jahr in die Ewigkeit abberufenen Vaters, den ich aus ganzem Herzen liebte und verehrte.

Die Arbeit habe ich in jener Fassung zum Druck gegeben, wie sie der Heimgegangene noch selbst mehrmals - ich darf es wohl in aller Bescheidenheit sagen - bewegten Herzens durchgesehen hatte. Es wäre mir überaus schwer gefallen, daran nachträglich noch - wenn auch vielleicht erwünschte - Verschönerungen vorzunehmen.

Ich glaube in dieser Beziehung an das Mitgefühl meiner Leser, und bin zudem der festen Ueberzeugung, dass äussere Formen in einem Buch, das vor allem auf Ewigkeitswerte hinweisen möchte, niemals von ausschlaggebender Bedeutung sein können.

Auch das einleitende "Gespräch mit dem Leser" habe ich in seiner ursprünglichen Fassung belassen.

Personen- und Orts- Namen wurden zum grössten Teil geändert.

Basel, an Pfingsten 1956

Bernhard Aggeler

## Zweites Nachwort des Autors

Nun bist auch Du, liebste Mutter, nicht mehr unter uns, bist unserem guten Vater in die ewigen Wohnungen nachgefolgt. Ihr beide waret immer unsere Freude.

Im Geiste werdet Ihr stets unser Vorbild bleiben; Ihr gabet uns Kindern ein wahrhaft gutes Beispiel! Der Herrgott, dem Ihr ein Leben lang gewissenhaft und treu gedient habt, vergelte Euch in reichem Masse das unzählige Gute, das Ihr uns getan.

So möget Ihr Euch nun freuen mit den himmlischen Heerscharen, in der Herrlichkeit des dreifaltigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes;

Ihm sei Ruhm und Ehre, Lob, Preis und Dank  
in Ewigkeit!

Basel, den 15. August 1964

Bernhard Aggeler

## **Drittes Nachwort des Autors, wenige Monate vor der Druckle- gung**

Verehrte Leserinnen und Leser!

Sie können sich bestimmt in die nachstehend geschilderte Situation gut hineinversetzen und Mitgefühl empfinden:

Da schreibt ein jüngerer Mann während vieler Jahre mit grösster Hingabe die Lebensgeschichte seiner geliebten Eltern nieder und muss dann bitter enttäuscht feststellen, dass es für ihn fast unmöglich wird, einen guten Verlag zu finden, welcher es wagt, seine Arbeit herauszugeben. Dies, obwohl kompetente Personen ein durchaus positives Urteil darüber abgegeben hatten; ein massgebender Herr sagte ihm wörtlich, die Arbeit sei unbedingt lesenswert.

So ist es mir ergangen!

Im festen Vertrauen aber auf Sie, lasse ich nun mein sozusagen mit dem Herzblut geschriebenes Werk auf den 100.Geburtstag meines Vaters im Eigenverlag erscheinen! Wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich auf diesem Lebensweg zu begleiten, bin ich Ihnen von Herzen dankbar. Ich hoffe sehr, dass Ihnen mein Buch, das in einem einfachen, unmodernem Stil geschrieben ist, gefallen wird. Möglicherweise greifen Sie ganz gerne wieder einmal zu einer "leicht antiquierten" Lektüre - so wurde sie von einem Verleger bezeichnet - und freuen sich trotzdem, oder erst recht daran! Bezüglich "unmodern" hat kürzlich ein erfahrener Basler Seelsorger - allerdings in anderem Zusammenhang - folgenden Satz geschrieben, den ich gerne mit Bezug auf mein "unmodern"-verfasstes Buch hier anführen möchte:

"...Aber vielleicht müssten viele den Mut haben unmodern zu sein, damit die moderne Welt etwas heiler wird..."

Ich kenne Ihre Konfessionszugehörigkeit nicht. Haben Sie aber in jedem Fall meinen herzlichen Dank, wenn Sie jetzt versuchen, ein wenig in die Tiefen der Seele, des Gemüts und der Empfindungswelt eines überzeugten, aber tolerant-gesinnten katholischen Mitmenschen einzudringen.

Basel, den 16.Mai 1984

Bernhard Aggeler

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*